

E-Journal (2012)

1. Jahrgang · 2

Forum
Interdisziplinäre
Begriffsgeschichte
(FIB)

Herausgegeben von Ernst Müller
Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin

Impressum

Hrsg. von Ernst Müller, Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin (ZfL)
www.zfl-berlin.org

Direktorin Prof. Dr. Dr. h.c. Sigrid Weigel

© 2012 · Das Copyright und sämtliche Nutzungsrechte liegen ausschließlich bei den Autoren, ein Nachdruck der Texte auch in Auszügen ist nur mit deren ausdrücklicher Genehmigung gestattet.

Redaktion Ernst Müller (Leitung), Herbert Kopp-Oberstebrink, Vanessa Lux,
Dirk Naguschewski, Tatjana Petzer, Falko Schmieder, Georg Toepfer,
Stefan Willer

Wissenschaftlicher Beirat Faustino Oncina Coves (Valencia), Johannes Fehr (Zürich),
Christian Geulen (Koblenz), Eva Johach (Konstanz),
Helge Jordheim (Oslo), Christian Kassung (Berlin),
Clemens Knobloch (Siegen), Sigrid Weigel (Berlin)

ISSN 2195-0598

Gestaltung Carolyn Steinbeck · Gestaltung

Layout/ Satz Marietta Damm, Jana Sherpa

gesetzt in der ITC Charter

Inhalt

- 5 Editorial
Ernst Müller

BEITRÄGE

- 8 Außenwelt und Organismus. Überlegungen zu einer
begriffsgeschichtlichen Konstellation um 1800
Tobias Cheung
- 16 Der »Klon« und seine Bilder –
Über Faszination und Ästhetik in der Begriffsgeschichte
Roman Marek

DEBATTEN

- Erich Rothacker und die Begriffsgeschichte
(Dokumentation einer Tagung)
- 45 Geistige Kontinuität?
Rothackers Projekt eines begriffsgeschichtlichen Wörterbuchs von 1927
und dessen Wiederaufnahme 1949
Margarita Kranz
- 49 Rothackers Kulturphilosophie in biographisch-zeitgeschichtlicher
Perspektive und im Hinblick auf seine Idee einer Begriffsgeschichte
der Geisteswissenschaften
Ralph Stöwer
- 59 Leben in Begriffen.
Erich Rothackers Kulturanthropologie als historische Semantik
der »existentiellen Reduktion«
Frank Tremmel

- 65 »Anthropological turns«?
Erich Rothacker, Ernst Cassirer und die Problematik der Wende zur Anthropologie. Thesen und Beobachtungen
Herbert Kopp-Oberstebrink
- 71 Haltung, Stil, Typus, Kultur.
Rothackers begriffsgeschichtlicher Entwurf einer nationalsozialistischen Kulturtheorie
Volker Böhnigk
- 84 Stil, Wirklichkeit, Umwelt, Tatsache.
Eine Gegenüberstellung von Begriffen Erich Rothackers und Ludwig Flecks
Ernst Müller
- 92 Biologische Konzepte in Erich Rothackers Anthropologie
Georg Toepfer
- 99 Zwei Briefe von Erich Auerbach an Erich Rothacker
Martin Tremel
- 102 Begriffsgeschichte in der Geschichtswissenschaft.
Otto Brunner und die *Geschichtlichen Grundbegriffe*
Reinhard Blänkerl
- 109 Überholt oder unzeitgemäß?
Erich Rothackers Nichtrezeption in der deutschen Philosophie der unmittelbaren Nachkriegszeit
Guillaume Plas
- MISZELLEN
- 116 Verschränkung.
Exempel und Paradigma interdisziplinärer Begriffsgeschichte
Johannes Steizinger

Editorial

Eine der wichtigen, gleichwohl bislang kaum untersuchten Traditionslinien der Begriffsgeschichtsschreibung führt in die Kulturphilosophie und -theorie des frühen 20. Jahrhunderts. Dieser Verbindung ist ein Schwerpunkt in der vorliegenden Ausgabe des *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte* (FIB) gewidmet – am zugleich einschlägigen wie unerwarteten Beispiel Erich Rothackers. Bekanntlich stellte Rothacker nach 1933 sich und seine ›geistesgeschichtliche‹ Geschichtsphilosophie in den Dienst von Goebbels' Propagandaministerium, bevor er nach 1945 die institutionellen Voraussetzungen für die philosophische Begriffsgeschichtsforschung in der Bundesrepublik legte. Weniger bekannt sind hingegen seine Verbindungen zur ›ersten Kulturwissenschaft‹. Sie stehen im Zusammenhang mit seinem Konzept eines kulturphilosophischen Wörterbuchs aus den späten 1920er Jahren. Rothacker wollte darin, im heutigen Verständnis durchaus interdisziplinär, Grundbegriffe der Philosophie mit einzelwissenschaftlichen Begriffen der Soziologie, Psychologie, Kunstwissenschaft, Geschichtswissenschaft, Anthropologie sowie der Allgemeinkultur begriffshistorisch und systematisch in Verbindung bringen. Zur Realisierung des Wörterbuchs suchte er unter anderem die Zusammenarbeit mit der *Kulturwissenschaftlichen Bibliothek* Aby Warburgs sowie mit Ernst Cassirer und dessen Schülern Joachim Ritter und Raymund Klibansky.

Die unter der Rubrik »Debatte« zusammengefassten Beiträge sind Ergebnisse des Workshops *Erich Rothacker und die Begriffsgeschichte*, der im November 2012 am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin (ZfL) stattfand. Dabei wurde das Dreieck Begriffsgeschichte – Kulturphilosophie – Interdisziplinarität anhand der Zäsuren 1933 und 1945 diskutiert. Im Zentrum standen Fragen der Kontinuität und Diskontinuität im Denken Rothackers, seine Bedeutung für die Begriffsgeschichtsforschung nach 1945, das Verhältnis zwischen Historizität und Anthropologie in seinem Werk sowie die mit dem Historismus zugespitzte Frage des Relativismus. Diese wohl erste wissenschaftliche Tagung zu Rothacker wird hier in ihrem Werkstattcharakter und damit in unterschiedlichen Formaten dokumentiert: Neben Kurzfassungen der Vorträge stehen thesenhafte Kurzbeiträge und die Edition einzelner Materialien wie eines bislang ungedruckten Briefes Erich Auerbachs an Rothacker.

Ein wichtiges und kontinuierliches Element in der Begriffsgeschichtstheorie Rothackers war sein ›Satz der Bedeutsamkeit‹. Eine gewisse Affinität zu diesem Konzept zeigt Roman Marek, wenn er in seiner begriffsgeschichtlichen Abhandlung zum *Klon* das Augenmerk auf die Faszinationsgeschichte legt (und zudem, ebenfalls wie Rothacker, die bildlichen Quellen des Begriffs mit berücksichtigt). Doch während Rothacker seinen aus der Biologie abgeleiteten ›Satz der Bedeutsamkeit‹ vom ›Satz der Sachlichkeit‹ und

damit die Geistes- von den Naturwissenschaften trennen wollte, zeigt Marek, wie in der Faszinationsgeschichte des *Klons* die naturwissenschaftliche Seite mit Elementen der Fiktion und Medialität untrennbar verbunden ist. Als Medienwissenschaftler, dessen Dissertation *Understanding YouTube. Über die Faszination eines Mediums* (Bielfeld: transcript, 2013) gerade im Erscheinen ist, zeigt Marek Korrespondenzen zwischen der Begriffsgeschichte einerseits und Semantik, Ikonographie und Narrativik andererseits.

Tobias Cheung beschäftigt sich in seinem Beitrag mit dem Organismus-Begriff um 1800. Cheung, ein ausgewiesener Spezialist für die relativ gut erforschte Geschichte des Organismusbegriffs, behandelt die wechselseitige Konstituierung des Organismus- und des Außenweltbegriffs im Schnittpunkt von Physiologie, Subjektphilosophie und Soziologie. Er zeigt, wie sich ein diskursiver Raum bereits um 1800 öffnet, den Georges Canguilhem in seiner Analyse des ›milieu-Begriffs erst um 1830 ansetzte. Tobias Cheung ist Biologe, Philosoph und Wissenschaftshistoriker, der u. a. in Berlin, Tokio und Paris gearbeitet hat; seine Forschungsschwerpunkte umfassen Lebenswissenschaften, Philosophie, Literatur, Architektur und Ostasienstudien (Schwerpunkt Japan).

Die Rubrik *Miszellen* versammelt im *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte* kleinere und experimentierende Formate. In diesem Heft behandelt der am ZfL arbeitende Philosoph Johannes Steizinger den bislang kaum in den begriffsgeschichtlichen Fokus geratenen Begriff der *Verschränkung*. Dieser Begriff – möglicherweise wäre ›Denkfigur‹ die treffendere Bezeichnung – weist eine interessante Selbstreferenz auf: Als in verschiedenen Wissenschaften spezifisch auftauchender Terminus bietet er sich selbst als ein die Disziplinen verbindender Begriff an.

Die begriffsgeschichtliche Arbeit am ZfL wurde Mitte der 1980er Jahre von Karlheinz (Carlo) Barck begründet. Vor allem das von ihm geleitete Projekt der *Ästhetischen Grundbegriffe* (erschieden als siebenbändiges Historisches Wörterbuch, 2000–2005) lieferte die Standards, die heute den begriffsgeschichtlichen Ansatz des ZfL und des vorliegenden e-Journals bestimmen: die Erweiterung der geisteswissenschaftlichen Prägung durch Einbeziehung der Naturwissenschaften; ein historisch-kritischer, darin aber gerade nicht historistischer Ansatz, in dem sich historische Expertise an der Gegenwärtigkeit der Fragestellungen messen lassen muss; schließlich die Überwindung der nationalsprachlichen, insbesondere deutschsprachigen Verengung der Begriffsgeschichte durch die Einbeziehung internationaler semantischer Transfers. Bis zu seinem Tod im Oktober 2012 begleitete Carlo Barck die begriffsgeschichtlichen Projekte des ZfL als ein ebenso freundschaftlicher wie kritischer Berater. Seinem Andenken wird eines der nächsten Hefte des FIB gewidmet sein.

Vom vorliegenden zweiten Heft an wird das *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte* durch eine Redaktion aus Mitarbeitern des ZfL betreut. Hinzu kommt ein interdisziplinär und international zusammengesetzter wissenschaftlicher Beirat.

Ernst Müller

BEITRÄGE

Außenwelt und Organismus: Überlegungen zu einer begriffsgeschichtlichen Konstellation um 1800

Tobias Cheung

Denkt man im Rahmen der Geschichte der Lebenswissenschaften an den Außenwelt-Begriff, fällt einem sofort Georges Canguilhems Aufsatz *Le vivant et son milieu* ein.¹ Nachdem *milieu* in einem Newtonisch geprägten Begriffsfeld einen Zwischenraum zwischen den Dingen bezeichnete, wird das *milieu* in Canguilhems Rekonstruktion erst mit Auguste Comte um 1830 zu einem Raum, zu dem lebendige Körper in einem systematischen Verhältnis stehen und in dem sie existieren. Im Schatten dieser Rekonstruktion steht das Aufkommen des Außenwelt-Begriffs im deutschsprachigen Kontext im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, der erstaunlicherweise mit dem des Organismus-Begriffs korreliert. Im Folgenden werde ich mich damit beschäftigen, warum beide Begriffswörter gemeinsam zu dieser Zeit Karriere machen. Hierfür stelle ich zunächst drei Thesen auf und werde sie anschließend mit einigen historischen Referenzen stützen.

I. Thesen

1. Der Organismus bezeichnet um 1800 ein reaktives System, dessen besondere Ordnungsform sich dadurch auszeichnet, dass seine innere Organisation in einem Wechselwirkungsverhältnis zur Außenwelt steht. Durch dieses Verhältnis oder Aufeinander-bezogen-sein ist der Selbsterhalt des Systems innerhalb der Grenzen eines individuellen Körpers möglich. Die Möglichkeit des Selbsterhalts impliziert zugleich, dass beide Welten – Innen- und Außenwelt – als eigenständige Regionen aufeinander abgestimmt sind.
2. Organismus-Außenwelt-Konstellationen finden sich um 1800 in mehreren Disziplinen, deren Kerngruppe vergleichende Anatomie, Physiologie, Medizin und Subjektphilosophie bilden. Zur näheren Kennzeichnung konkreter Problemstellungen und Forschungsbereiche der Kerngruppe bietet sich in der vergleichenden Anatomie das Funktions-Struktur-Paradigma und dessen Bezug zu den inneren und äußeren Existenzbedingungen eines organisierten Körpers an. In der Physiologie sind es Modelle der Assimilation, durch die Stoffe aus der Außenwelt in die Innenwelt aufgenommen, transformiert

¹ Georges Canguilhem: *La connaissance de la vie* (1952), Paris 1998, S. 129–154. Übersetzungen stammen, sofern nicht anders vermerkt, vom Autor des vorliegenden Aufsatzes.

und, nach ihrem Verbrauch, wieder an die Außenwelt abgegeben werden. In der Medizin stellen sich Theorien pathologischer Zustände lebender Körper ein, die sowohl auf äußere Einflüsse als auch auf innere Veränderungen zurückzuführen sind. In der Subjektphilosophie geht es schließlich um Wechselwirkungen zwischen Innen- und Außenwelten, durch die sich Subjekte als Individuen konstituieren.

3. Die Organismus-Außenwelt-Konstellationen, die ich in den ersten beiden Thesen gekennzeichnet habe, öffnen den diskursiven Raum, den Comte um 1830 nutzen wird, um durch eine Art Metatheorie und Synthese das Organismus-Außenwelt-Verhältnis in eine Milieutheorie zu überführen.

II. Referenzen, oder eine kleine historische Ouvertüre

1. Anatomie

Mit Henri Daudins *Cuvier et Lamarck. Les classes zoologiques et l'idée de série animale* (1926–1927) und Michel Foucaults *Les mots et les choses* (1966) ist Georges Cuviers vergleichende Anatomie zum *locus classicus* für das Funktions-Struktur-Paradigma in den Lebenswissenschaften um 1800 geworden.² In Cuviers »Wissenschaft organisierter Körper« wird die Existenz individueller Organismen durch Funktionssysteme erklärt, in denen die Form und die Aktivität jedes organischen Teils sowohl auf alle anderen Teile der inneren »Organisation« als auch auf die Außenwelt abgestimmt sind – wobei Cuvier die Außenwelt nicht, wie sein Kollege Geoffroy Saint-Hilaire, als *monde ambiant*, sondern einfach nur als einen Raum »umgebender Körper« ausweist. Die Ordnungen der Innen- und Außenwelt stellen die »Existenzbedingungen« des Selbsterhalts des Organismus dar:

Die Naturgeschichte hat indessen auch ein rationales Prinzip, das ihr eigentümlich ist, und das sie mit Gewinn zu vielen Gelegenheiten nutzt; es ist dasjenige der Existenzbedingungen, die gemeinhin auch Finalursachen genannt werden. Aus dem gleichen Grunde, aus dem heraus nichts existieren kann, wenn es nicht die Bedingungen in sich vereint, die seine Existenz ermöglichen, müssen auch die verschiedenen Teile eines jeden Seienden derartig miteinander koordiniert sein, dass sie das ganze Seiende ermöglichen, und zwar nicht nur in sich selbst, sondern auch durch seine Beziehungen zu den ihn umgebenden Körpern (de manière à rendre possible l'être total, non-seulement en lui-même, mais dans ses rapports avec ceux qui l'entourent) [...].³

Durch dieses Schema kann Cuvier aus dem Funktionssystem innerer Lebensbedingungen, das er Organisationstypen zugrunde legt, ihr Verhältnis zur Außenwelt bestimmen. Die Organisation eines Carnivoren steht in notwendiger Harmonie zu seiner Lebensweise. Er existiert nur dann, wenn »seine Kieferknochen so konstruiert sind, dass sie die Beute verschlingen können; dass seine Zähne das Fleisch zerkleinern und zerteilen können; dass das ganze System seiner Bewegungsorgane die Beute verfolgen und ihr auflauern

² Vgl. Michel Foucault: *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*, Paris 1966 und Henri Daudin: *Cuvier et Lamarck – Les classes zoologiques et l'idée de série animale* (1790–1830), (1. Aufl., 1926–1927) Reprint, 2 Bde., Paris 1983. Siehe hierzu Tobias Cheung: *Die Organisation des Lebendigen. Die Entstehung des biologischen Organismusbegriffs bei Cuvier, Leibniz und Kant*, Campus Forschung, Frankfurt a. M. 2000. Ders.: *Res vivens. Agentenmodelle organischer Ordnung 1600–1800*, Freiburg im Breisgau 2008.

³ Georges Cuvier: *Le Règne animal*, 4 Bde., Paris 1817, Bd. 1, 6. Vgl. Geoffroy Saint-Hilaire: *Le degré d'influence du monde ambiant pour modifier les formes animales*, Mémoires de l'Académie Royale des Sciences 12, S. 63–92.

kann; und dass seine Wahrnehmungsorgane es ermöglichen, die Beute von weitem wahrzunehmen⁴. In Cuviers Logik des Lebens individueller Organismen unterscheidet sich ein Kieferknochen nicht vom Bein einer Heuschrecke:

Die allgemeine Form der Beine der Insekten hängt von ihrer Lebensweise ab. Sind sie dazu bestimmt, im Wasser zu bleiben, zu schwimmen? Dann sind die Beine flach, lang und behaart. Müssen sie dem Graben in der Erde dienen? Dann sind sie größer, gezackt und schneidend. Dienen sie nur zum Laufen? Dann sind sie lang und zylindrisch. Sind sie zum Springen geeignet? Der Schenkel ist massiger, das Bein in die Länge gezogen, oft gebogen. Letztlich kann man, nach all diesen Bestätigungen, selbst im toten Insekt sein Verhalten und seine Lebensweise erkennen.⁵

Dem Außenwelt-Bezug lebender Körper entsprechen zwei »Gesetze der Koexistenz« innerer Organe, die zugleich Organisationsprinzipien des ganzen Körpers sind: das Subordinations- und das Korrelationsprinzip. Das Subordinationsprinzip leitet die konstanten Verhältnisse innerhalb eines Funktionssystems von einer Hierarchie regulativer Einflussbereiche unter einzelnen Teile und Organapparaten ab. Das Blutssystem hat etwa einen größeren Einflussbereich als das Hörorgan:

Genau so, wie alle Teile dieser Ökonomie nur ein einziges Ganzes bilden, gibt es darin Teile, die, da sie einen allgemeineren Einfluss ausüben, ihre Aktivität allen anderen vorgeben; im Gegensatz dazu finden sich auch solche Teile, die nur eine begrenzte und lokale Aktivität ausüben, und die das allgemeine System nur sehr wenig beeinflussen.⁶

Das Korrelationsprinzip bezieht sich auf die »Korrelation der Formen« organischer Teile und ermöglicht ihr harmonisches Zusammenwirken:

Jedes organisierte Wesen formt ein Ensemble, ein einheitliches und geschlossenes System, dessen Teile gegenseitig übereinstimmen und auf eine bestimmte Tätigkeit hin durch eine reziproke Reaktion zusammenwirken. Keines dieser Teile kann sich verändern, ohne dass die anderen sich auch verändern. Daher leitet und führt jedes Teil, für sich genommen, zu allen anderen.⁷

Die kurze Skizze dürfte verdeutlicht haben, wie sich in Cuviers vergleichender Anatomie das Funktionsstruktur-Paradigma mit der inneren Organisation und den inneren und äußeren Existenzbedingungen lebender Körper verbindet. Von hier aus ist es nur ein kurzer Weg zum Problem der Assimilation in der Physiologie.

2. Physiologie

In *Versuch über die Lebenskraft* (1795) und *Pathologie oder Lehre von den Affekten des lebendigen Organismus* (1808) geht Joachim Dietrich Brandis von einer regulativen und zugleich Reiz-empfindlichen

4 Georges Cuvier: »Discours préliminaire«, in: ders.: *Recherches sur les ossements fossiles de quadrupèdes, où l'on rétablit les caractères de plusieurs espèces d'animaux que les révolutions du globe paroissent avoir détruites*, Paris 1812, S. 1–116, hier S. 58.

5 Ders.: *Leçons d'anatomie comparée*, 5 Bde., Paris 1800–1805, Bd. 1, S. 452–453.

6 Ders.: *Tableau élémentaire de l'histoire naturelle des animaux*, Paris 1798, S. 16.

7 Ebd.

Kraft in »Organismen« aus, die deren innere »Organisation« durch ihren Bezug zur »Außenwelt« in eine beständige, Stoffe umwandelnde Tätigkeit versetzt.⁸ Diese Tätigkeit nennt er Assimilation. Die Besonderheit der »Manifestationen des Lebens« besteht für Brandis in der Fähigkeit bestimmter Körper, sich in einer Außenwelt, die keine ihm »ähnlich gemischten und gebildeten Teile« aufweist, nach Gesetzen, die weder Prinzipien physikalischer Schwere noch chemischer Affinität folgen, »selbst zu bilden« und zu entwickeln. Assimilation erhält die »Form und Mischung« der Teile, durch die jedes Organ zu einem »Communicationswerkzeug« für »Äußerungen« der Lebenskraft wird, die ihrerseits auf Einflüsse der Außenwelt reagiert:

Jeder lebendige organische Körper ist mit den ponderablen Stoffen der Außenwelt umgeben, im leeren Raume vermag keiner sein Leben fortzusetzen. Diese ponderablen Stoffe wirken aber nicht nach den allgemeinen physischen Gesetzen auf ihn, sondern veranlassen nur, dass er wirkt, dass er sich verändert, um gegen die Aussenwelt sich selbst zu erhalten, das von der ponderablen Welt aufzunehmen, was zu seiner Form und Mischung passt, und das möglichst zu entfernen, was dieser nachtheilig seyn kann.⁹

Die Außenwelt stellt sowohl eine Ressource der beständigen assimilatorischen Austauschbewegungen zwischen »Grenzflächen«, die Innen und Außen verbinden, als auch eine individuierend-modifizierende Gegenwelt zu der Welt dar, die als Inneres und Begrenztes zum »Communicationswerkzeug« der Lebenskraft wird. Die wichtigste »Grenzfläche« des Organismus ist die vielfach verfaltete Haut. Bei Tieren und Menschen durchläuft sie vom Embryo bis zum ausgewachsenen Organismus einen Organisationswechsel. Im Embryo ist die Haut noch ein »vegetatives Ernährungsorgan«, das die umgebende flüssige Nahrung durch »lymphatische Gefäße« aufnimmt.¹⁰ Nach der Geburt transformiert die »unmittelbare Aufnahme des Fremden« durch die äußere Haut in dessen Assimilation durch die »Fläche des Darmcanals«.¹¹ Bei ausgewachsenen Organismen hängt das Innen-Außenwelt-Verhältnis von verschiedenen Arten der »Aneignung« der Außenwelt ab:

Nicht die Aussenwelt giebt, sondern der Organismus vermöge seiner Lebenskraft nimmt, was ihm zukömmt, und so wie er sich die Aussenwelt mehr aneignet, verändert sich auch seine Tendenz, sie sich anzueignen. Daher wirken dieselben Reize in den verschiedenen Lebensperioden des Organismus so äusserst verschieden; die Kräfte der Reize oder der Aussenwelt bleiben dieselben, aber der Organismus nimmt sie anders auf, hat also andere Tendenzen und durch diese ein anderes Substrat, eine andere ponderabele Organisation.¹²

Für jede Art von »Aneignung« stellt die Haut das »unmittelbarste Communicationsorgan« dar, durch das der individuelle Organismus, als gänzlich umschlossener Innenraum, in eine Außenwelt gestellt wird. Die »Grenzfläche«, durch die er mit der Außenwelt in Berührung kommt, ermöglicht nach außen hin durch in die Außenwelt eingreifende Sinnesorgane und nach innen hin, verfaltete, durch funktionelle Differenzierungen fortgesetzter Assimilation Individuationsprozesse der Ablösung der Innenwelt von der Außenwelt.

8 Brandis, Hufeland und Schelling verwenden die Ausdrücke Organismus, Organisation und Außenwelt häufig. Zu Brandis' Ansatz siehe Gerda Kreipe: *Joachim Dietrich Brandis, ein Arzt zwischen Naturwissenschaft und Romantik*, Göttingen 1967.

9 Joachim Dietrich Brandis: *Pathologie oder Lehre von den Affekten des lebendigen Organismus*, Hamburg 1808, S. 41–42. Im Gegensatz zu imponderablen Stoffen wie Licht oder Elektrizität lassen sich ponderable Stoffe wiegen.

10 Joachim Dietrich Brandis: *Nosologie und Therapie der Cachexien*, 2 Bde., Berlin 1834–1839, Bd. 1, S. 293.

11 Ebd., S. 296.

12 Joachim Dietrich Brandis: *Pathologie oder Lehre von den Affekten des lebendigen Organismus* (Anm. 9), S. 87–88.

3. Medizin

In *Ideen über Pathogenie und Einfluss der Lebenskraft auf Entstehung und Form der Krankheiten* (1795) und *System der practischen Heilkunde* (1800–1805) entwickelt Christoph Hufeland ein »Organismus«-Modell, dessen »pathologische Zustände« er zum einen durch Veränderungen der inneren »Organisation« und zum anderen durch den Einfluss der »Außenwelt« erklärt.¹³ Dabei bestimmt er das Innen-Außenwelt-Verhältnis, ähnlich wie Brandis, durch eine im Inneren auf Reize reagierende Lebenskraft, deren regulative Aktionen sich in der physischen Organisation des Körpers ausdrücken. Die Organisation eines lebendigen Körpers ist für Hufeland eine »nach den Gesetzen des Organismus bewirkte Bindung und Formation der Bestandtheile«, und diese »Gesetze« leiten sich aus den Reiz-Reaktions-Schema der in ihm wirkenden Lebenskraft ab:

*Der Organismus ist nicht blos etwas leidendes, durch Aussendinge bestimmbares und bestimmtes, sondern etwas selbstthätiges, sich selbst bestimmendes, selbst bei dem Affizirtwerden von aussen thätiges und auf die Aussendinge reagirendes, und ihre Wirkung spezifisch, daher sehr mannichfaltig, gestaltendes.*¹⁴

Analog zu Cuviers Ansatz überträgt Hufeland das Verhältnis von Organisation und Außenwelt auf die inneren und äußeren Lebensbedingungen organismischer Existenz:

*Das Leben entsteht durch die Konkurrenz gewisser Bedingungen, die wir daher Lebensbedingungen nennen. Wir theilen sie in zwey Klassen: 1. Die Innern, welche in einem Organ schon vorhanden seyn müssen, wenn es lebend afficirt werden, und lebend reagiren soll: Organisation (eine bestimmte chemische Mischung, Textur und Form der Materie), und die daraus resultirende Lebenskraft. 2. Die Aeussern, alle Einwirkungen auf ein schon lebendes Organ, wodurch dessen Lebenskraft in Thätigkeit gesetzt wird (Reize, Stimuli, Incitamenta).*¹⁵

Anschließend leitet Hufeland aus der »Konkurrenz« der Bedingungen sowohl »normale« als auch »pathologische Zustände« des Organismus ab. Heilungsprozesse beruhen auf der »Wiederherstellung« des »normalen Zustands«.¹⁶ Das Verhältnis innerer und äußerer Lebensbedingungen bestimmt damit nicht nur, wie in Cuviers vergleichender Anatomie, die charakteristische (natürliche) »Lebensart« eines individuellen Organismus, sondern auch dessen wechselnde »Lebenszustände« zwischen Gesundheit und Krankheit:

Gesundheit des Lebenden entsteht, wenn diese bey den Bedingungen, sowohl jede für sich als in ihrem gegenseitigen Verhältniss so beschaffen sind, dass dadurch sowohl die Lebensäusserung der einzelnen Organe, als die Zusammenwirkung des organischen Ganzen zur vollkommensten Erhaltung und Gebrauch des gesammten organischen Lebens hervorgebracht wird. Krankheit entsteht, wenn die Lebensbedingungen, entweder in ihrer absoluten Beschaffenheit oder in ihrer relativen Beziehung auf einander, entweder im einzelnen oder im ganzen, so verändert werden, dass dadurch entweder die

13 Zu Hufelands Ansatz siehe Peter Markus Mayer: *Christoph Wilhelm Hufeland und der Brownianismus*. Medizinische Dissertation. Johannes Gutenberg-Universität, Mainz 1993 und Klaus Pfeifer: *Medizin der Goethezeit. Christoph Wilhelm Hufeland und die Heilkunst des 18. Jahrhunderts*. Köln/Weimar/Wien 2000.

14 Christoph Hufeland: »Rechenschaft an das Publikum über mein Verhältniss zum Brownianismus«, in: *Journal der practischen Heilkunde* 32 (1811), S. 3–29, hier S. 18.

15 Ders.: *System der practischen Heilkunde. Ein Handbuch für academische Vorlesungen und für den practischen Gebrauch*, 2 Bde., Jena/Leipzig 1800–1805, Bd. 1, S. 51.

16 Hufeland: *Enchiridion medicum oder Anleitung zur medizinischen Praxis. Vermächtniss einer funfzigjährigen Erfahrung* (1836), Berlin 1851, S. 43.

*gehörige Lebensäußerung des Einzelnen, oder die organische Zusammenwirkung aller einzelnen Theile, zur Erreichung der Hauptzwecke des Lebens, Selbsterhaltung und Gebrauch, gestört oder aufgehoben werden.*¹⁷

Das Problem der Wechselwirkung innerer und äußerer Lebensbedingungen, auf der die Existenz individueller Organismen bei Cuvier, Brandis und Hufeland beruht, findet sich auch durchgängig in der Subjektphilosophie, die sich mit Fichte, Schelling und Hegel etabliert.

4. Subjektphilosophie

Schellings Organismusmodell schließt direkt an Hufelands Ansatz an.¹⁸ Bereits während seiner Leipziger Studienzeit arbeitet Schelling in *Ideen zu einer Philosophie der Natur* (1797) an dem Bezugsfeld zwischen einem neuen Agentenmodell der Individuation und einer Erfahrungswissenschaft bestimmter Körper, die er »Organismen« nennt. In *Von der Weltseele* (1798) und *Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie* (1799) setzt er sich das Ziel, den Begriff eines sich selbst konstituierenden Organismus zu »construieren«, indem er ihn zugleich im Rahmen einer »wissenschaftlichen Physiologie« als »Naturerscheinung« darstellt. Grundlegendes Charakteristikum der Existenzweise der Organismen ist für ihn ein bestimmtes Innen-Außenwelt-Verhältnis: »Der Organismus constituirt sich selbst. Aber er constituirt *sich selbst*, (als Object) nur im Andrang gegen eine äußere Welt.«¹⁹

Erst durch den »Andrang« gegen eine auf ihn wirkende »Außenwelt« objektiviert der Organismus seine Existenzform als selbsttätiges Individuum, indem er sie in seine Innenwelt transformiert; zugleich differenziert sich die äußere Welt in Dinge, die allein in Bezug auf seine Innenwelt Bedeutung haben:

*Es wirke auf den animalischen Körper ein Gift. Inwiefern ist es Gift, und warum ist es Gift? Ist es etwa Gift an sich? Nichts weniger. ... Gift überhaupt ist nicht Gift, als insofern es der Körper dazu macht. ... In der Thätigkeit, welche das Absolut-Innere dem Aeußern entgegensetzt, liegt seine Receptivität für das Aeußere, und umgekehrt von seiner Receptivität für das Aeußere hängt seine Thätigkeit ab. Weder was die Thätigkeit des Organismus, noch was seine Receptivität an sich ist, kann rein erkannt werden. Denn jene erlischt ohne Object, gegen welches sie ankämpft, und umgekehrt, nichts ist Object für sie, als insofern sie dagegen thätig ist.*²⁰

In Schellings System verfügen Organismen über eine »doppelte Aussenwelt«, da sich in ihrem Inneren alle Organe gegenseitig »Außenwelten« sind, während der Organismus im Ganzen »selbstreproduktiv« einer »Außenwelt« entgegensteht. Das Moment der Selbstproduktion bindet Schelling an die Logik organismischer Assimilation als Reproduktion.

Eine ganz ähnliche Einbindung der Selbstreproduktion bestimmt auch Hufelands Medizin. Auf einem »fortgesetzten Kampf chemischer zerlegender Kräfte« der Außenwelt mit der »alles bindenden und neu schaffenden Lebenskraft« beruhend, führt Selbstproduktion als Selbsterhaltung für Hufeland nicht zu

17 Hufeland: *System der practischen Heilkunde* (Anm. 15), Bd. 1, S. 51–52.

18 Zu Schellings Ansatz siehe Hans Jonas: »Spinoza and the Theory of Organism«, in: *Journal of the History of Philosophy* 3 (1965), S. 43–57; Bernd Olaf Küppers: *Natur als Organismus. Schellings frühe Naturphilosophie und ihre Bedeutung für die moderne Biologie*, Frankfurt a. M. 1992; Thomas Bach: *Biologie und Philosophie bei C.F. Kiemeyer und F.W.J. Schelling*, Stuttgart/Bad Cannstatt 2001 und Martin Blumentritt: *Begriff und Metaphorik des Lebendigen: Schellings Metaphysik des Lebens 1792–1809*, Würzburg 2007.

19 Friedrich Wilhelm-Joseph Schelling: *Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. Zum Behuf seiner Vorlesungen*, Jena/Leipzig 1799, S. 158.

20 Ebd., S. 71–72.

einer Repräsentation der Ordnung des Äußeren im Inneren, sondern zu einer Assimilation des Äußeren an eine Ordnung im Inneren, die der Außenwelt fremd geworden ist.²¹ In der Innenwelt von Hufelands Organismus werden Stoffe aller Art in ein »ganz neues eigentümliches Verhältniss« gesetzt, das in der »unbelebten Natur« nicht vorkommt.²²

III. Ausblick

Während der lebenswissenschaftliche Diskurs des Organismusbegriffs im neunzehnten Jahrhundert mehrere Verschiebungen durchläuft, die Ursprungs-Debatten, Fragen nach den Trägern der Einheit und der Eigenschaften organismischer Ordnung, Normierungsversuche der Gesundheit und Mechanismen der Artentstehung in Evolutionstheorien betreffen, ist das Problemfeld des Selbst- und Weltbezugs als Innen-Außenwelt-Problematik zentraler Ort der wirkmächtigen Schnittfläche zwischen Organismus und Gesellschaft. Dieser Ort ist mit der Synthese der in den Kerngruppen des Organismus-Außenwelt-Dispositivs behandelten Schlüsselthemen – Organisation, Existenzbedingungen, Zustandsformen, Assimilation, Selbsterhaltung, Subjektkonstitution – in Comtes Theoriegebäude des Positivismus in den dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts verbunden, auf das ich hier abschließend noch einmal kurz, die Anfangsnote zu Canguilhem aufnehmend, eingehen möchte.²³

Nachdem in den Kosmologien und physischen Anthropologien der *Idéologues* alle Wissensfelder zu einer »Wissenschaft vom Menschen« verschmolzen sind, entsteht in Comtes *Cours de philosophie positive* (1830–1842) eine zweite Synthese. Hierfür entwirft Comte ein Agentenmodell, das Diskurse und Erklärungsmodelle der Anatomie, Physiologie, Medizin und Subjektphilosophie verbindet, in denen es um die Existenzform von Organismen geht. Entscheidend an Comtes Ansatz ist seine Kopplung zwischen organismischen und »sozialen« Tätigkeiten. Die Logik, durch die »soziale« Tätigkeiten oder Handlungen des Menschen Gesellschaft konstituieren, ist für ihn an die physische »Organisation« des »Organismus« und seinen Außenweltbezug gebunden. »Soziale« Tätigkeiten setzen eine innere Handlungs-Dispositionen voraus, die auf die Gesellschaft abgestimmt sind und sich bis zu einem gewissen Grad durch Interaktionen mit der Gesellschaft verändern – Interaktionen, die zugleich die Gesellschaft selbst verändern. Analog zu diesem Modell konstruiert Comte den Organismus-Milieu-Bezug. Das einem Organisationstyp eigene innere Funktionsgefüge entspricht dem »Ensemble der Resultate der reziproken Aktion, die kontinuierlich zwischen Organismus und Milieu ausgeführt wird.«²⁴ Zugleich stellen beide »Ensembles« – Innen- und Außenwelt – in sich abgeschlossene, eigenständige Bereiche dar. Genau so, wie die innere Organisation das »gesamte Ensemble« innerer Umstände umfasst, das für das systemische Zusammenwirken organischer Teile nötig ist, beinhaltet das »Milieu« das »gesamte Ensemble äußerer Umstände, von welcher Art auch immer, das für die Existenz eines bestimmten Organismus notwendig ist.«²⁵

Das Verhältnis von Mensch und Gesellschaft beruht für Comte auf der »notwendigen Ko-Relation« (*co-relation*) zwischen »angepasstem Organismus« (*organisme approprié*) und »passendem Milieu« (*milieu*

21 Vgl. Hufeland: *Makrobiotik oder die Kunst das menschliche Leben zu verlängern* (1796), Berlin 1860, S. 139.

22 Vgl. Hufeland: *System der praktischen Heilkunde. Ein Handbuch für academische Vorlesungen und für den practischen Gebrauch*, 2 Bde., Jena/Leipzig 1800–1805, Bd. 1, S. 59–60.

23 Zu Comtes Ansatz siehe Zeineb Ben Saïd Cherni: *Biologie, sociologie et histoire des sciences chez Auguste Comte*, 2 Bde., Dissertation, Paris 1999; Dominique Guillo: *Les figures de l'organisation. Sciences de la vie et sciences sociales au XIXe siècle*, Paris 2003; Cheung: »Comtes Milieutheorie proleptisch-reaktiver Organismen«, in: *Laufener Spezialbeiträge* 2011, S. 84–89.

24 Auguste Comte: *Cours de philosophie positive*, 6 Bde., Paris 1830–1842, Bd. 3, S. 303.

25 Ebd., S. 301.

convenable).²⁶ Die Korrelation ist aber nicht nur Ausdruck eines statischen Verhältnisses, sondern auch Resultat einer Wechselwirkung zwischen Organismus und Außenwelt – oder zwischen Mensch und Gesellschaft –, die, je nach der Art der Interaktion, zu Veränderungen auf beiden Seiten führt. Comte ist einer der ersten, der das explanative Potential dieser Kopplung erkannt und auf Gesellschaftstheorien übertragen hat. Durch diese Übertragung entsteht der diskursive Raum, der Biologie und Soziologie in der Moderne verbindet. Ermöglicht wurde die Übertragung allerdings durch eine Konstellation, die bereits um 1800 entstand.

²⁶ Ebd., S. 301–302.

Der »Klon« und seine Bilder – Über Faszination und Ästhetik in der Begriffsgeschichte¹

Roman Marek

Wie kommen Begriffe in die Welt? Auf diese Frage gibt es mehr als eine Antwort; eine davon aber verweist mit Sicherheit auf die akademische Welt. Ständig mit (vermeintlich) neuartigen Sachverhalten konfrontiert, erfindet diese unermüdlich neue Benennungen, um die zu analysierenden Phänomene beschreib- und fassbar zu machen. Dabei hat sich im Laufe der Zeit ein noch immer nicht abgeschlossener Katalog an Fachwörtern angesammelt. Dieser mag den Eindruck erwecken, die wissenschaftliche Begriffsbildung sei nur in den seltensten Fällen um besonders poetische oder eingängige Fachbegriffe bemüht. Doch es gibt eine unliebsame Verwandte der Wissenschaft, die Neologismen sehr zugetan ist, und deren sprachliche Welt von einem Hauch von Poesie belebt wird, die Science-Fiction. Sie steht zwischen Forschung und Fiktion, übernimmt Termini aus der Wissenschaftssprache, verfremdet sie², kombiniert sie neu, und trägt zu ihrer Popularisierung bei. Auch der Begriff »Klon« ist in diesem Kontext zu verorten, allerdings weicht er in seiner Charakteristik und Entwicklung von anderen Fachtermini ab. Gerade seine Besonderheiten machen ihn aber für die begriffsgeschichtliche Arbeit so interessant. Wie die Wissenschaftshistorikerin Christina Brandt zeigt, muss der »Klon« als »hybride Konstellation« historisch unterschiedlich gelagerter Bedeutungsebenen verstanden werden, in der die biowissenschaftliche Definition und wesentlich ältere religiöse, naturphilosophische Denkfiguren und kulturhistorische Narrative zueinander in Spannung geraten sind.³

Auch dieser Beitrag skizziert den »Klon« als einen Begriff, der in verschiedenen Diskursen und Disziplinen verortet ist und auf der Grundlage kulturhistorisch wesentlich älterer Narrative und Denkfiguren neue Bedeutungen generiert. Das nicht enden wollende Hin und Her um seine Auslegung und Verwendung kann aber auch als Hinweis auf bestimmte irrationale Elemente gelesen werden, die in diesem Streit um die Deutungshoheit eine Rolle zu spielen scheinen. So lässt sich nicht leugnen, dass von bestimmten Begriffen eine besondere Faszination ausgeht. Dies wird vor allem deutlich, wenn ein wissenschaftlicher Begriff in den allgemeinen Sprachgebrauch übergeht. Die Transferbewegung des »Klons« in den öffentli-

1 Der vorliegende Beitrag fußt auf einem Vortrag, der auf der Internationalen Sommerakademie des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung (ZfL) Berlin (9.–14. September 2012) zum Thema »Aktuelle Tendenzen der interdisziplinären Begriffsgeschichte« gehalten wurde. Ich danke an dieser Stelle noch einmal allen Teilnehmern sehr herzlich für die zahlreichen Anregungen, die hier Eingang gefunden haben.

2 Vgl. dazu z.B. den Eintrag zu »clone« im *Science Fiction Handbook*. Hier wird zur Erklärung der Bedeutung des Begriffs unterschieden zwischen »general sense« und »science fiction«; M. Keith Booker/Anne-Marie Thomas: *The Science Fiction Handbook*, Chichester 2009, S. 322.

3 Vgl. Christina Brandt: »Codes & Clones: Begriffs-Konjunkturen in den Biowissenschaften, 1950–1980«, in: *Zeitgeschichte* 35 (2008) 6, November/Dezember 2008, S. 354–371. Vgl. außerdem: Christina Brandt: »Zeitschichten des Klons. Anmerkungen zu einer Begriffsgeschichte«, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 33 (2010) 2, S. 123–146.

chen Raum der Alltagssprache ist – dies gilt es zu zeigen – zweifellos auch, wenn nicht gar in entscheidendem Maße, den meist äußerst phantasievollen visuellen Eindrücken zu verdanken, die in der populären Vorstellung an den Begriff gekoppelt wurden. Denn es sind vor allem Bilder, die eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben, die Imagination beflügeln und vermeintlich leere Begriffe in einem einzigen Augenblick mit neuem Inhalt füllen. Im Unterschied zu bisherigen begriffsgeschichtlichen Arbeiten soll deshalb hier das Augenmerk auf dem Moment der Faszination und auf dem Visuellen liegen, um so die Korrespondenz historischer Denkfiguren, Mythen und Narrative zu ikonischen Semantiken und visuellen Bildkomplexen aufzuzeigen.

1. Genese: Der »Klon« und seine Etymologie

In der begriffsgeschichtlichen Arbeit kann der Begriff »Klon« als seltener Glücksfall angesehen werden. Es ist nicht nur bekannt, wann und von wem der Begriff in die moderne Wissenschaftssprache eingeführt wurde, sondern auch die Entstehungsgeschichte des Begriffs (inklusive verworfener Begriffe) ist hinlänglich dokumentiert. Wie es scheint, ging der »Klon« im Jahr 1903 aus einer langjährigen Suche nach einem geeigneten Fachterminus für ein fest umrissenes biologisches Phänomen hervor:

For over two years he [=Webber, R.M.] has been searching for, and asking friends to suggest, a suitable term to apply to those plants that are propagated vegetatively by buds, grafts, cuttings, suckers, runners, slips, bulbs, tubers, etc. The plants grown from such vegetative parts are not individuals in the ordinary sense, but are simply transplanted parts of the same individual.⁴

Hier beschreibt Herbert J. Webber, Pflanzenphysiologe beim *U.S. Department of Agriculture*, wie er einen Begriff für Pflanzen sucht, die durch ungeschlechtliche, d. h. vegetative Vermehrung (durch Zwiebel, Knolle, Steckling, Sprössling, Pfröplling, Knospe, Wurzeltrieb, Ableger etc.) entstehen. Dies bedeutet, es gab einen klar umrissenen Sachverhalt, für den noch kein sprachlicher Ausdruck zur Verfügung stand. In der schon damals renommierten Fachzeitschrift *Science* veröffentlichte Webber im Oktober 1903 das Ergebnis seiner Überlegungen: »Recently Mr. O. F. Cook, of the Department of Agriculture, has called the writer's attention to the Greek word *clon* (κλών) meaning a twig, spray, or slip, such as is broken off for propagation which could be used in the connection desired.«⁵ Als eigentlicher »Vater« des Begriffs muss damit wohl O.F. Cook gelten, und nicht Webber. Mit Koselleck könnte man aber sagen, es handle sich beim »Klon« um einen *Erfahrungsregistraturbegriff*⁶, einen fest umrissenen biologischen Fachbegriff, der sich in seiner ursprünglichen Bedeutung nur auf Pflanzen bezog. Fast könnte man meinen, es würde ein wenig Stolz mitschwingen, wenn Webber abschließend die Vorzüge »seines« Begriffs aufführt und um allgemeine Verwendung bittet: »*Clon*, plural *clons* (pronounced with long o), is a short word, easily pronounced, spelled phonetically and with a derivation which at least suggests its meaning. The writer would urge it as a suitable term to adopt into general use.«⁷ In der Tat muss man Webbers Beschreibung der Vorzüge des Wortes »Klon« recht geben. Dass sich »Klon« nicht nur als Fachbegriff etabliert hat, sondern

4 Herbert J. Webber: »New Horticultural and Agricultural Terms«, in: *Science* Vol. XVIII (1903), No. 459, 16. Oktober 1903, S. 501–503, hier S. 502–503. Webber spricht hier von sich als »author« in der dritten Person.

5 Ebd. Hervorhebung im Original.

6 Reinhart Koselleck: »Die Geschichte der Begriffe und Begriffe der Geschichte«, in: ders.: *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt a. M. 2006, S. 56–76, hier S. 67.

7 Ebd. Hervorhebungen im Original.

auch Eingang in die Alltagssprache gefunden hat, kann sicherlich auf seine Kürze und einfach Aussprache zurückgeführt werden. Der Wunsch nach allgemeiner Benutzung (»general use«) war jedoch nicht eindeutig genug formuliert, denn er erfüllte sich ganz anders als es Webber im Jahr 1903 vorschwebte. Zunächst allerdings begann die Karriere des »Klons« als Fachbegriff.

2. Etablierung: Der »Klon« als Fachbegriff

Bereits im Jahr 1905 wurde der Begriff nach einer kurzen Debatte in *Science* von der *Association of Agricultural Colleges and Experiment Stations* offiziell angenommen, und am Wortende wurde für eine eindeutige Aussprache im Englischen noch ein stummes »e« angefügt.⁸ Als Lehnwort ist der »Klon« in fast alle Sprachen eingegangen: clone, clon, clón, clona, kloon, klonu, klónn, klooni, klón, клон, клоне, κλώνος, クローン (kuro-n), 克隆 (kèlóng), โคลน (khlōn), 클론 (klon). Dem chinesischen 克隆 (kèlóng) ist es dabei gelungen, mit vorhandenen Zeichen nicht nur den Klang des Lehnworts »Klon« nachzuahmen, sondern auch noch den Sinn zu erschließen. Das erste Zeichen 克 (kè) ist ein recht einfaches und gebräuchliches Zeichen, es bedeutet als Nomen die Maßeinheit »Gramm«, als Verb jedoch so viel wie »etwas tun können, im Stande sein«, aber auch: »bezähmen, überwältigen, bewältigen«.⁹ Das zweite Zeichen 隆 (lóng) bedeutet als Verb »anschwellen, anquellen«, und als Adjektiv »massenhaft, reichlich, heftig, stark«, »florierend, im Überfluss«, sowie »erhaben, feierlich, gewaltig«.¹⁰ Damit vereint der chinesische Ausdruck einerseits den Aspekt der Machbarkeit, andererseits aber ebenso eine potentielle Bedrohung in sich. Besonders bemerkenswert ist hierbei, dass über die Ambivalenz dieser sprachlichen Zeichen im Chinesischen eine Bedeutung mitschwingt – die Gefahren des Klonens –, die erst zu einem viel späteren Zeitpunkt, nämlich in den 1960er Jahren mit dem Begriff »Klon« verknüpft wurde.

Auch in der deutschen Wissenschaftssprache der Biologie bezog man sich bei diesem Terminus auf Webber.¹¹ Die genaue Verfolgung der zeitlichen Entwicklung in der Verwendung des Begriffs mit Hilfe der digitalen Textrecherche gestaltet sich jedoch schwierig. Ausgerechnet seine Kürze und Einfachheit – d. h. die laut Webber größten Vorzüge seiner Wortschöpfung – werden dem begriffsgeschichtlich Forschenden, der sich moderner textverarbeitender Systeme bedient, zum Verhängnis, denn besonders in älteren Texten werden weitaus häufiger vorkommende Wörter wie »done«, »close«, »cloud«, sowie z. B. das französische »donc« von der automatischen Texterkennung fälschlicherweise als »clone« identifiziert. Fest steht jedoch, dass der »Klon« in den Folgejahren vereinzelt in der Fachliteratur auftaucht und sich dort etabliert hat.¹²

Als fest umrissener Fachbegriff wurde er von einer kleinen Gruppe von Spezialisten verwendet:

Im Gegensatz zum Gen stand der Terminus »Klon« jedoch über weite Strecken des 20. Jahrhunderts nicht im Zentrum der theoretischen Reflexionen und Debatten über das Wesen der Vererbung. Bis weit in die Mitte des Jahrhunderts war »Klon« ein eher peripherer Begriff und blieb auf die biowissenschaftliche Fachkommunikation beschränkt. Wir finden den Terminus zumeist ohne weitergehende Definiti-

8 Charles Louis Pollard (1905): »On the Spelling of »Clon««, in: *Science* Vol. XXII (1905), No. 551, S. 87–88.

9 www.mdbg.net/chindict/chindict.php?wdqb=c%3A%E5%85%8B*&wdrst=1

10 www.mdbg.net/chindict/chindict.php?page=worddict&wdrst=1&wdqb=c%3A%E9%9A%86*

11 C. Chun/W. Johanssen: *Allgemeine Biologie*, Leipzig/Berlin 1915, S. 610; Alfred Ernst: *Bastardierung als Ursache der Apogamie im Pflanzenreich. Eine Hypothese zur experimentellen Vererbungs- und Abstammungslehre*, Jena 1918, S. 137.

12 Lee M. Silver: »What are clones? They're not what you think they are«, in: *Nature* 412 (2001), S. 21.

onsanstrengungen oder Reflexionen über seine Gebrauchsweise im Material- oder Methodenteil wissenschaftlicher Abhandlungen.¹³

Dies aber sollte sich ändern. Die Frage ist nur: Warum? Hier muss es eine noch fehlende Komponente geben, ein reaktives Element, das das stabile Verhältnis zwischen Begriff und Realität ins Wanken brachte. Hier kommt etwas ins Spiel, das eine weitaus längere Geschichte hat als der wissenschaftliche Fachbegriff: Es sind dies – so Christina Brandt – tradierte, »kulturhistorisch wesentlich ältere Denkfiguren und Narrationen«¹⁴. Gemeint ist die Welt der Mythen und Vorstellungen, die sich seit jeher (u. a.) mit den Problemen und Möglichkeiten der Reproduktion von Leben beschäftigt hat. Auch wenn in dieser Welt das Wort »Klon« nicht verwendet wurde, so ist doch die gedankliche Nähe zu den biologischen Sachverhalten offensichtlich. Der Begriff »Klon« hätte hier seinen Platz als semantische Leerstelle.

3. Zurück zu den Ursprüngen: Der »Klon« als Leerstelle

Das Konzept des Klons bezieht sich im Wesentlichen auf zwei Motive: Erstens das Motiv der Vervielfältigung, und zweitens das Motiv der Schaffung künstlicher Menschen. Besonders das letztere ist in künstlerischer Form aufs vielfältigste bearbeitet worden. Grob lassen sich drei Traditionsstränge unterscheiden: 1. eine magisch-mythische (Golems, Homunculi, belebte Statuen etc.), 2. eine mechanisch-elektrische (die Automatenwesen des späten 18. Jahrhunderts, etwa die Olimpia-Puppe, sowie chirurgisch zusammengeflückte Kunstmenschen des späten 19. Jahrhunderts á la Frankenstein¹⁵) und 3. eine eher moderne biochemisch determinierte Traditionslinie (Cyborgs, Klone etc.).¹⁶ Wie unzählige Filme und Illustrationen belegen, beflügelte besonders die künstliche Schaffung von Menschen das visuelle Vorstellungsvermögen. Dies steht auch im Zusammenhang mit den 1857 in Frankreich entwickelten Brutkästen. Seit der *Berliner Gewerbeausstellung* 1896 in Treptow haben sich besonders die Inkubatoren mit den darin enthaltenen Neugeborenen als Publikumsattraktion erwiesen.¹⁷ In der *Kinder-Brutanstalt*¹⁸ schien sich erstmals die Realität mit der Fiktion zu treffen, was die Phantasie scheinbar nur noch mehr anregte. Im Ergebnis führte dies zu zahlreichen Illustrationen, in denen in Glasgefäßen gefangene, leicht bekleidete Frauen von Medizinern und Naturwissenschaftlern herangezüchtet und gequält werden (Abb. 1). Dieses Bild erwies sich als äußerst langlebig und verband sich mit dem Klon-Motiv (Abb. 4). Auch das Motiv der Vervielfältigung besitzt eine lange Tradition und ist in seiner Faszinationskraft ungebrochen.¹⁹ In der potentiell unendlichen Multiplikation des Klons findet das Motiv zwar sein Extrem, die große Nähe zu Verdopplung, Double²⁰ und Zwillingenkult²¹ sowie zum weit verbreiteten literarischen Motiv des *Doppelgängers* (mit den verwandten Motiven des Schattens, des Spiegelbilds, des Porträts, der Maske) ist jedoch

13 Brandt: »Codes & Clones« (Anm. 3), S. 362.

14 Ebd., S. 363.

15 Vgl. Hans J. Wulff: »Klone im Kinofilm. Geschichten und Motive der Menschenverdoppelung«, in: *Medien praktisch* 3 (2001), S. 47–52, hier S. 47; Rolf Aurich/Wolfgang Jacobsen/Gabriele Jatho: *Künstliche Menschen. Manische Maschinen. Kontrollierte Körper*, Berlin 2000, S. 204; Rudolf Druix: *Der Frankenstein-Komplex. Kulturgeschichtliche Aspekte des Traums vom künstlichen Menschen*, Frankfurt a. M. 1999.

16 Georg Ruppelt: »Keiner, den ein Weib geboren: Von schönen neuen Menschen und Klonen in der Literatur«, in: *Lesesaal* 1 (2002), S. 4–23, hier S. 4–5.

17 Vgl. hierzu auch: panam1901.bfn.org/medical/medicalarticles.html [8.10.2012]. Diese Faszination erstreckte sich bis zu den so genannten »Retortenbabys«. Vgl. Susan Squier: *Babies in Bottles. Twentieth-Century Visions of Reproductive Technologies*, New Brunswick 1994.

18 www.neonatology.org/pinups/berlin.html.

19 Zur Faszination von Zwillingen, Duplikaten etc.: Hillel Schwartz: *The Culture of the Copy. Striking Likenesses, Unreasonable Facsimiles*, New York 1996.

20 Joan Peterel: »The Double«, in: Jane Garry/Hasan M. El-Shamy (Hg.): *Archetypes and Motifs in Folklore and Literature. A Handbook*, New York 2005, S. 453–458, hier S. 453.

21 Ebd.



Abb. 1: Terror Tales November–Dezember 1938, Cover-Illustration: Leo Morey (1899–1965)



Abb. 2: Uncanny Tales Juli 1942, Cover-Illustration: G.M. Rae

kaum von der Hand zu weisen. Der Literaturwissenschaftler Gerald Bär charakterisiert den Doppelgänger in seiner umfassenden Studie als

Oberbegriff für verschiedene physische, psychische und parapsychologische Phänomene [...]. Ein Ausdruck, der in einem literarischen Werk geprägt wurde, um den nur scheinbar einfachen Sachverhalt der physischen und psychischen Ähnlichkeit fassbar zu machen, ist bis heute mit Konnotationen aus Psychiatrie, Psychologie, Psychoanalyse und Parapsychologie befrachtet.²²

Als künstlichen Menschen kategorisiert Bär den Klon zusammen mit Vampiren, Automaten, Robotern und Golems als eine Untergruppe des Doppelgängermotivs²³, wobei für Bär der Aspekt physischer Ähnlichkeit entscheidend ist. Der Unterschied zum Doppelgänger ist jedoch, dass der Klon nicht als inner- oder parapsychologisches Phänomen (z. B. alternierende Persönlichkeiten) in Erscheinung tritt. Vieles, was laut Bär an Doppelgängern thematisiert wird, lässt sich problemlos auf den Klon übertragen: Fragen zur eigenen Identität (Identitätsverluste, Spaltungsphantasien, Selbsterkenntnis, Selbstkritik), narzisstische Selbsterhaltungsstrategien (Unsterblichkeitsphantasien, Perpetuierung des eigenen Ichs, Abwehr der Bedrohung durch den Tod), die Wiederkehr des ewig Gleichen, Verwechslungsproblematiken (Substitution oder Usurpation der eigenen durch fremde Personen), Identifikation eines Sündenbocks (durch Projektion eigener verdrängter Ich-Anteile auf andere).²⁴ Doch während der Doppelgänger meist ein eher innerpsy-

²² Gerald Bär: *Das Motiv des Doppelgängers als Spaltungsphantasie in der Literatur und im deutschen Stummfilm*, Amsterdam 2005, S. 33.

²³ Ebd., S. 446.

²⁴ Vgl. ebd., S. 449–450.

chologisches Phänomen bleibt, und ohne das Zutun des ›Originals‹ in Erscheinung tritt, ist für den Klon charakteristisch, dass es sich bei ihm (ursprünglich) fast immer um eine bewusst erzeugte Figur handelt.

Ein gutes Beispiel für die »Gemachtheit« des Klons ist die Science-Fiction-Erzählung *The 4-Sided Triangle* von William F. Temple. Sie erschien im November 1939 in der Zeitschrift *Amazing Stories* (Vol. 13, Nr. 11) und wurde 1953 von Terence Fisher verfilmt (*Four Sided Triangle*, Hammer Film Productions). Das klassische Dilemma der Protagonisten ist, dass zwei Männer die gleiche Frau lieben. Neu ist, dass es einen Replikator gibt und sich die Frau freiwillig replizieren lässt, um das Problem zu lösen (Abb. 3). Die Pointe aber ist, dass die replizierte Kopie – die bemerkenswerterweise »Dolly« heißt²⁵ – zu perfekt gelungen ist, denn auch Dolly verliebt sich in den selben Mann wie das Original. Wie an der Abbildung auf dem Zeitschriftencover zu erkennen ist, verläuft der Vorgang des Replizierens offenbar von Innen nach Außen (erst das Skelett, dann die Muskeln etc.) und nicht umgekehrt. Obwohl in dieser Geschichte der Begriff »Klon« nicht vorkommt, ist hier bereits ein wichtiges Charakteristikum des Klonens verbildlicht: Das Kopieren vom inneren Aufbauplan her.

Wie die Juristin und Spezialistin für Bioethik Arlene Judith Klotzko feststellt, ruft der Begriff »Klon« eine ungeheure Vielfalt an Bildern wach: »Just the use of the word ›clone‹ gives us a rich store of visual images on which to draw.«²⁶ Allerdings denkt beim »Klon« niemand an Kartoffeln oder Sprösslinge. Viel eher sind es Bilder wie die hier gezeigten (Abb. 1–4), die vor dem geistigen Auge auftauchen – und das, obwohl der Begriff »Klon« im Zusammenhang mit diesen Abbildungen gar nicht gefallen ist.

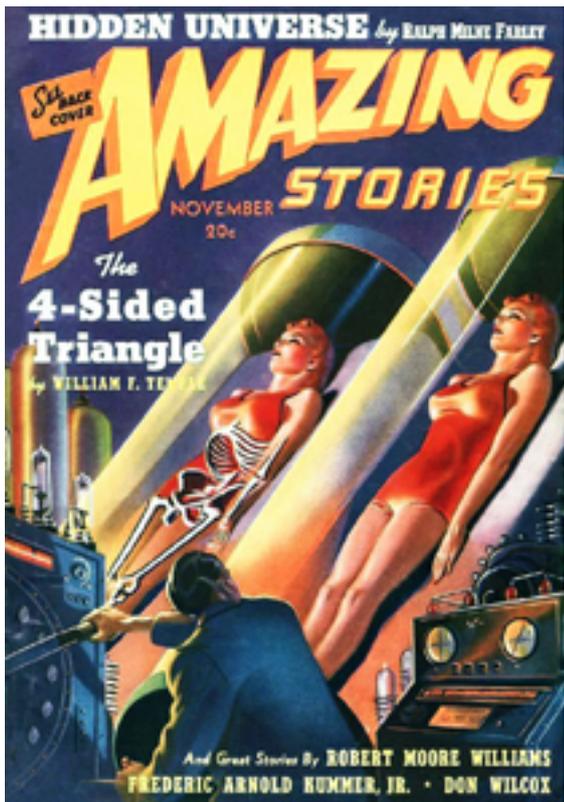


Abb. 3: *Amazing Stories* November 1939, Cover-Illustration: Harold W. McCauley (1913–1977)

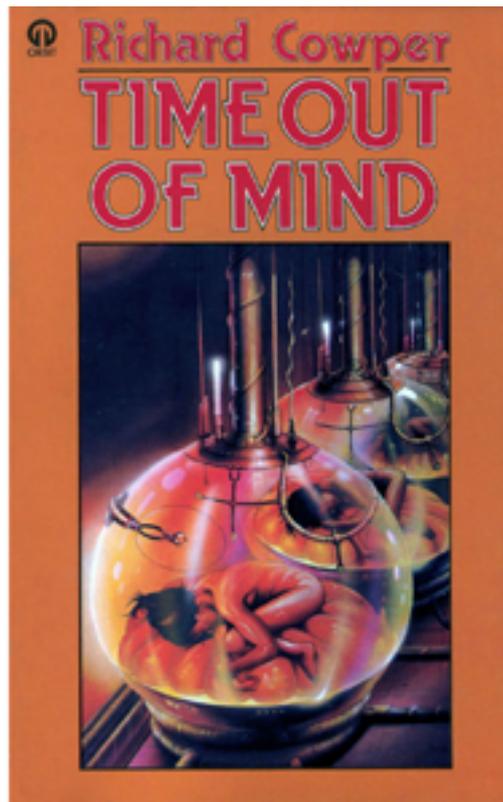


Abb. 4: Buchcover von Richard Cowpers *Time Out Of Mind* (Ausgabe von 1979)

²⁵ Die Namensgeber des Klonschafs »Dolly« kannten diese Erzählung vermutlich nicht; gleichwohl zeigt sich, dass zwischen dem Namen »Dolly« und dem Klonen offenbar eine gewisse Affinität besteht.

²⁶ Arlene Judith Klotzko: *A Clone of Your Own? The Science and Ethics of Cloning*, Oxford 2004, S. XVII.

Wie es scheint, bleiben Bilder wie die von Replikatoren und Glasröhren »kleben«, sie setzen sich fest, egal wie weit sie von der Realität entfernt sind. Hinzu kommen Bilder von Zwillingen (Drillingen etc.), die jeder schon einmal gesehen hat. So wird nur zu verständlich, dass Klotzkos Buch über die ethischen Implikationen des Klonens mit der Abbildung eines Treffens eineiiger Zwillinge beginnt.²⁷ Zahlreiche prominent gewordene Mehrlinge sind Zeugen für die ungebrochene Faszination und Aufmerksamkeit, die das Phänomen äußerlicher Gleichartigkeit auf sich zieht. Beim Klon jedoch ist der Aspekt der Vervielfältigung keine Ausnahme oder Steigerung, er ist konstitutiv: Ein Klon kommt selten allein. Viel enger verwandt als mit dem Motiv des Doppelgängers ist der »Klon« deshalb mit einer Figur, die mit Walt Disneys Zeichentrickfilm *Fantasia* (1940) populär wurde. Das »mit Abstand bekannteste Segment des Films und ein wahrhaft ikonischer Auftritt«²⁸ ist der Abschnitt, in dem sich Micky Maus zu den Klängen von Paul Dukas' »poème symphonique« *L'Apprenti Sorcier* (1897) als Zauberlehrling versucht. Micky kämpft in dieser Szene nicht nur mit seinem übergroßen Mantel Vor allem der einmal von ihm zum Leben erweckte Besen will nicht mehr gehorchen und schleppt unermüdlich Wasser herbei. Verzweifelt probiert Micky schließlich, den Besen in Stücke zu hauen, doch dabei entstehen aus jedem Span nur weitere Besen-Klone, die ihrerseits unaufhaltsam Wasser herbei tragen (Abb. 5). Es sind die verzauberten Besen, die hier die unheimliche Seite des »Klons« zu verkörpern scheinen: die Gefahr des Kontrollverlusts, drohende Ver selbstständigkeit und blinder Gehorsam. Bislang ist die Geschichte des faulen Zauberlehrlings im Kontext einer Technikkritik interpretiert worden²⁹ und nicht als Verweis auf die Gefahren des Klonens. Mit den bekannten Worten »Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los« erscheint die Figur des Zauberlehrlings als Symbol einer Menschheit, die von ihren eigenen technischen Schöpfungen mit dem Untergang bedroht wird, da sie deren Beherrschbarkeit verloren hat. Handelt es sich bei den außer Kontrolle geratenen



Abb. 5: Micky Maus mit verzaubertem Besen in *Fantasia* (1940)

27 Ebd. Frontispiz. Ursprüngliche Bildlegende: »Frontispiece Auditorium filled with twins on the David Frost Programme (Hutton Archive)«. Hier wird versucht, so scheint es, die »Natürlichkeit« des Zwillingenphänomens auf das Klonen zu übertragen.

28 Ananke Ro (2011): *Der Zauberlehrling*. sirdonnerboldsbagatellen.blogspot.de/2011/10/der-zauberlehrling.html

29 Vgl. Johan Hendrik Jacob van der Pot: *Die Bewertung des technischen Fortschritts. Eine systematische Übersicht der Theorien*, Bd. 2, Assen 1985, S. 816 ff.

Besen also um Technik, oder sind es versinnbildlichte Klone? Zur Beantwortung dieser Frage soll dem Entstehungskontext dieses Motivs weiter nachgegangen werden. Sowohl Dukas (1897) als auch Disney (1940) fußen mit ihrer Arbeit auf Goethes Ballade »Der Zauberlehrling« (1797). Im Gegensatz zu Disneys Zeichentrickfilm ist in Goethes Ballade das Motiv der Vervielfältigung nicht auf die Spitze getrieben, hier wird der Besen nur in zwei Teile gespalten.³⁰ Damit tritt das Motiv der Spaltung/Doppelung zwangswei-



Abb. 6: Escoba Hechizada, Plüschfigur anlässlich des 70. Geburtstages von Fantasia

se in den Hintergrund, und hierin mag auch der Grund liegen, weshalb Goethes Zauberlehrling zu einem Topos der Technikkritik wurde. Ein weiterer entscheidender Aspekt mag sein, dass der Trickfilm ungleich stärker als die Ballade mit visuellen Mitteln die Verlebendigung bzw. Vermenschlichung des Besens auszudrücken vermag: Der Besen teilt sich unten in zwei Füße, aus dem Stiel wachsen zwei Arme mit Händen, und folgsam erfüllt er seine Aufgabe: Erst mit beschwingten Schritten die Treppe hoch, und dann – ächzend unter der Last der schweren Wassereimer – wieder hinunter. In der ursprünglichen Konzeption Disneys sollten die Besen noch ein Gesicht erhalten.³¹ Erstaunlicherweise ist der vermenschlicht-unmenschliche Besen schließlich sogar ohne Gesicht zum Sympathieträger geworden. Davon zeugen noch heute hergestellte Plastik³² und Plüschfiguren (Abb. 6) des Walking Broomstick³³. Die in ihrer Art wohl einzigartige Plüschfigur eines Besens deutet damit allerdings eher in Richtung der Bedeutungsebene »Klon« als in Richtung »Technik«.

Diese Spur verdichtet sich, wenn man den Text betrachtet, der Goethe zu seiner Ballade inspirierte³⁴, nämlich eine Anekdote des antiken Satirikers Lukian von Samosata³⁵, der etwa von 120 bis 180 n. Chr. lebte.³⁶

Lukians *Der Lügenfreund oder Der Ungläubige*³⁷ erschien 1788 erstmals in deutscher Übersetzung von Christoph Martin Wieland (1733–1813).³⁸ Wie die Literaturwissenschaftlerin Lilo Brügger zeigt, bestätigte Goethe, dass die Quelle seiner Ballade Lukian war.³⁹ Allerdings – so Brügger – handelt es sich bereits bei

30 Johann Wolfgang von Goethe: »Der Zauberlehrling«, in: Friedrich Schiller (Hg.): *Der Musenalmanach für das Jahr 1798*, S. 32–37, hier S. 35–36.

31 Ananke Ro: *Der Zauberlehrling*. sirdonnerboldsbagatellen.blogspot.de/2011/10/der-zauberlehrling.html

32 Vgl. www.fao.com/product/index.jsp?productId=10861172 oder www.theblotsays.com/2009/12/me-dicom-x-disney-fantasia-kubrick-2.html [8.10.2012].

33 Quelle der Abbildung: articulo.mercadolibre.com.co/MCO-401809202-peluches-disney-fantasia-70th-ani-versario-mickey-hechizero-_JM

34 Hermann Wiegmann: *Abendländische Literaturgeschichte. Die Literatur in Westeuropa von der griechischen und römischen Dichtung der Antike bis zur modernen englischen, französischen, spanischen, italienischen und deutschen Literatur*, Würzburg 2003, S. 66.

35 Altgr.: Λουκιανός ὁ Σαμοσατεύς.

36 Einige Quelle datieren sein Sterbejahr auch auf 200 n. Chr. In diesem Zusammenhang ist noch interessant, dass Lukian auch Vorläufer des Science-Fiction-Romans (Ἰκαρομένιπος/Die Luftreise; Ἀληθεῖς Ἱστορίαι/Wahre Geschichten) und eine gesellschaftskritische Abhandlung über die dem »Klon« verwandte Figur des »Parasiten« verfasste (Περὶ τοῦ Παρασίτου/Der Parasit).

37 Altgr.: Φιλοψευδῆς ἠπίστων, lat.: Philopseudessive Incredulus.

38 Lukian von Samosata: *Lucians von Samosata Sämtliche Werke*. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen von Christoph Martin Wieland. Erster Teil, Leipzig 1788, S. 149–198.

39 Lilo Brügger: »Der Zauberlehrling und seine griechische Quelle. Eine vergleichende Interpretation«, in: *Goethe. Viermonatsschrift der Goethe-Gesellschaft*. Neue Folge des Jahrbuchs. 13 (1951), S. 243–259, hier S. 244.

Lukians »Münchhausiade«⁴⁰ um eine »zweite, zivilisierte Form der Erzählung«⁴¹, denn schon dieser wird »eine gläubige Volkserzählung aus dem alten magischen Motivkreis [...] vorgelegen haben, und für die einzelnen Elemente der Erzählung: das Ruf-, Dienst-, Vergessens-, Plage- und Vervielfältigungsmotiv, kann jeweils [...] viel Verwandtes aufgefunden werden.«⁴² Demnach lässt sich das Vervielfältigungsmotiv auf weitaus ältere Erzählungen zurückführen. Zusammen mit dem ebenfalls hier zugrunde liegenden Motiv der »Sorge des Geordneten und Maßvollen vor allem Entfesselten«⁴³ lässt es sich durchaus in eine technik-kritische Interpretation einfügen. Ganz anders verhält es sich jedoch mit der im Originaltext beschriebenen (reversiblen) Menschwerdung des Besens. So heißt es in der Übersetzung Wielands von 1788:

*Sobald wir in ein Wirthshaus kamen, nahm er einen hölzernen Thürriegel, oder einen Besen, oder den Stößel aus einem hölzernen Mörser, legte ihm Kleider an und sprach ein paar magische Worte dazu. Sogleich wurde der Besen, oder was es sonst war, von allen Leuten für einen Menschen wie sie selbst gehalten; er gieng hinaus, schöpfte Wasser, besorgte unsere Mahlzeit, und wartete uns in allen Stücken so gut auf als der beste Bediente. Sobald wir seiner Dienste nicht mehr nöthig hatten, sprach mein Mann ein paar andere Worte, und der Besen wurde wieder Besen, der Stößel wieder Stößel, wie zuvor.*⁴⁴

Der Besen erhält also Kleidung und wird nach einem Zauberspruch von allen für einen Menschen gehalten. In August Friedrich von Paulys späterer Übersetzung aus dem Jahr 1830 heißt es an der entsprechenden Stelle sogar: »und sogleich war vor Aller Augen ein leibhaftiger Mensch daraus«⁴⁵. Im Verlauf der Geschichte aber wird der vermenschlichte Gegenstand durch einen Schlag verdoppelt, hier zeigt sich dann das Motiv des Klonens. Entscheidend ist aber ebenso der Aspekt der Menschwerdung, der Schaffung von Leben aus toter Materie – weshalb der verdoppelte Besen aber gerade nicht als ›Technik‹ zu charakterisieren ist. Zusammengenommen mit dem allerdings erst in Fantasia aufs Extrem gebrachten Vervielfältigungsmotiv könnte man damit sagen, dass das Klon-Motiv bereits in der Antike vorhanden war, dann aber durch Goethe und besonders durch Disneys Zeichentrickfilm popularisiert wurde.

Doch während das Motiv des vermenschlichten und verdoppelten Besens in der Literatur nicht als Beispiel für den Klon angeführt wird, bezieht man sich in der Forschung unisono auf Aldous Huxleys *Brave New World* (1932).⁴⁶ Dieser Roman gilt als »the first science-fiction classic which furnishes explicit images of cloning and, as such, it has had considerable popular resonance ever since its initial publication.«⁴⁷ In der ›schönen neuen Welt‹ ist ›natürliche‹ Fortpflanzung verpönt, und gleich im ersten Kapitel werden die neuen Produktionsmethoden für Menschen erläutert. Im Fall der niederen Kasten (Gammas, Deltas und Epsilons) handelt es sich um Klone, denn die Embryonen werden geteilt um möglichst große Mengen eineiiger Zwillinge zu erzeugen. Huxleys Dystopie findet auch auf der visuellen Ebene ihre Umsetzung. Ein Buchcover aus dem Jahr 1965 (Abb. 7) illustriert eine ikonische Semantik, die das Motiv serieller Reproduktion visuell umsetzt. In einer Art ›Copy-Paste-Technik‹ werden abstrahierte menschliche Figuren

40 Ebd., S. 245.

41 Ebd., S. 248.

42 Ebd.

43 Ebd., S. 256.

44 Lukian: *Sämtliche Werke* (Anm. 38), S. 191–192.

45 Lukian von Samosata: *Lucian's Werke*, übersetzt von August Pauly, Elfte Bändchen, Stuttgart 1830, S. 1355–1388, hier S. 1384–1385.

46 Dies heißt natürlich nicht, dass nicht bereits andere Romane zuvor die Möglichkeiten menschlicher Reproduktion thematisiert hätten. Zu nennen wäre hier z. B. Paul Scheerbart: *Die grosse Revolution. Ein Mondroman*, Leipzig 1902. Ohne dass diese Begriffe verwendet werden, gibt es recht eindeutige Vorstellungen von Klon- und Gentechnik in Clement Fezandíes Erzählung *Doctor Hackensaw's Secrets. The Secret of artificial reproduction*. Diese erschien im Mai 1921 in der Zeitschrift *Science and Invention* 9 (1921), die von Hugo Gernsback herausgegeben wurde. Geschildert werden unter anderem die Massenherstellung von Soldaten, eine Hund-Katzen-Chimäre, sowie ein menschliches Baby, das in der Gebärmutter einer Kuh heranwächst. Vgl. hierzu auch: Everett F. Bleiler: *Science Fiction. The Early Years*, Kent 1990, S. 241. Mike Ashley: *The Time Machines. The Story of the Science-Fiction Pulp Magazines from the beginning to 1950*, Liverpool 2000, S. 33 ff.

47 Joan Haran u. a.: *Human Cloning in the Media. From science fiction to science practice*, New York 2008, S. 23.

dupliziert und leicht versetzt nebeneinander gestellt. Dieses Motiv ist beliebig steigerbar und findet sein Extrem in den vor allem aus Science-Fiction-Filmen bekannten Sequenzen, die scheinbar unendliche Massen uniformer Klonkrieger im Gleichschritt in den Kampf ziehen lassen. Oft wirken die Klone dabei maskenhaft, sie scheinen einen leeren, abwesend wirkenden Blick zu haben (Abb. 9), oder – noch viel

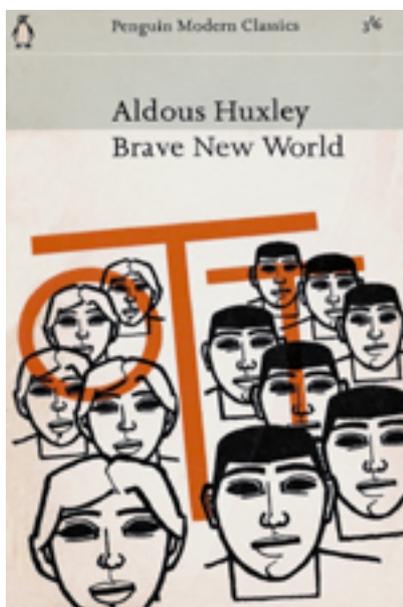


Abb. 7: Buchcover von Aldous Huxleys *Brave New World* (1932), Penguin Edition aus dem Jahr 1965, Cover-Illustration: Denis Piper

deutlicher – sie weisen an Stelle der Augen nur eine leere Fläche auf (Abb. 7 und 8). Besonders in Filmen kommt meist hinzu, dass die Kleidung uniformiert ist, und dass das Gesicht insgesamt durch (Tarn-)Masken oder (Schutz-)Helme verdeckt ist. Zusammen mit dem maskenhaften Ausdruck und den leeren Augen wird den Klonfiguren ihre Individualität genommen, und sie scheinen weniger menschlich zu sein. In Huxleys Roman allerdings kommt der Begriff »Klon« nicht vor, der Prozess heißt im Buch »Bokanowsky-Verfahren« (benannt nach einem fiktiven Wissenschaftler). Dem Medizinhistoriker Peter N. Poon zufolge erfand Huxley das Kunstwort, gerade weil sich »Klonen« explizit auf das Gebiet der Botanik beschränkte.⁴⁸ Hier kann davon ausgegangen werden, dass Aldous Huxleys älterer Bruder Julian die Verbindung von Biologie und Fiktion bei *Brave New World* beeinflusste:

However, one year before Aldous Huxley's book was published, his older brother Julian Huxley, an evolutionary biologist, had published What Dare I Think? (1931) in which many of the radical concepts dramatized in Brave New World were already mooted, such as genetic manipulation and improvement of the human species, a goal that is considered eminently desirable.⁴⁹

Tatsächlich diskutiert das in mehreren Auflagen erschienene *What Dare I Think?* des Zoologen und Evolutionsbiologen Julian Huxley Probleme der Vererbung, Genetik und Evolution⁵⁰, der Begriff »Klon« allerdings kommt auch hier nicht vor. Zudem ist bekannt, dass der Evolutionsbiologie John Burdon Sanderson Haldane (ein langjähriger Jugendfreund, den die Huxley-Brüder seit ihrer gemeinsamen Zeit in Oxford kannten) eine weitere Querverbindung zur Biologie darstellt.⁵¹ Auf einer durchaus fundierten biologischen Grundlage trug *Brave New World* – ohne den Begriff »Klon« explizit zu nennen – so maßgeblich zur Verbreitung und Popularisierung des »Konzepts Klon« bei.⁵²

48 Peter N. Poon: »Evolution of the Clonal Man: Inventing Science Unfiction«, in: *Journal of Medical Humanities* 21(3) 2000, S. 159–173, hier S. 162.

49 Maria Aline Seabra Ferreira: *I Am The Other. Literary Negotiations Of Human Cloning*, Westport 2005, S. 5.

50 Julian Huxley: *What Dare I Think? The Challenge of Modern Science to Human Action and Belief*, London 1932, S. 2–3. (Erstausgabe New York 1931)

51 Christina Brandt: »Die zwei (und mehr) Kulturen des »Klons«. Utopie und Fiktion im biowissenschaftlichen Diskurs der Nachkriegszeit«, in: *NTM. Zeitschrift für die Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 17 (2009), S. 243–275, hier S. 254. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang Haldanes Programmschrift *Daedalus, or Science and the Future*, London 1924.

52 Tatsächlich schreibt Huxley in einer späteren Publikation der Literatur eine Vermittler- und Übersetzerrolle zu. Literatur soll, so Huxley, die abstrakten naturwissenschaftlichen Befunde und Begriffe auf die alltägliche Lebenswelt übertragen und so verständlich machen. Vgl.: Aldous Huxley: *Literature and Science*, London 1963.

4. Die große Synthese: Fiktion und Biologie nähern sich an

Es ist nicht gerade ungewöhnlich, dass sich die Science-Fiction Anregung und Hilfestellung bei der Wissenschaft sucht. Ende der 1950er Jahre aber passierte etwas sehr Erstaunliches: Der biologische Fachbegriff »Klon« passte sich an das in der Fiktion geprägte Konzept an. Dies hatte mehrere Ursachen: Zum einen war für die Biologie die Zeit nicht stehen geblieben. Vieles, was heute selbstverständlich erscheint, war 1903, als der Begriff »Klon« geprägt wurde, noch Zukunftsmusik. Zum Beispiel wurden die Begriffe »Genetik« (1906, durch William Bateson)⁵³ und »Gen« (1909, durch Wilhelm Johannsen)⁵⁴ erst danach geprägt. Zwischen 1936 und 1947 entwickelte sich die synthetische Evolutionstheorie, die neu gewonnene Erkenntnisse aus Genetik, Vererbungslehre, Populationsbiologie, Ökologie, Paläontologie, Zoologie, Botanik und Systematik kombinierte (wichtige Namen wären hier z. B. J.B.S. Haldane⁵⁵, Ernst Mayr⁵⁶ und Julian Huxley⁵⁷). Im Jahr 1943 schließlich gelang Oswald Avery der Nachweis, dass die DNA Träger der Erbinformation ist.⁵⁸ Im Februar desselben Jahres, darauf macht Blumenberg⁵⁹ aufmerksam, sprach der Physiker Erwin Schrödinger erstmals den Gedanken aus, dass die Erbsubstanz der lebenden Zelle sich als verschlüsselte Schrift begreifen lässt.⁶⁰ Erst zehn Jahre später gelang James Watson, Francis Crick und Rosalind Franklin schließlich die Entschlüsselung des strukturellen Aufbaus der DNA.⁶¹ Diese im Zeitraffer skizzierte Entwicklung der Molekulargenetik verdeutlicht, dass sich für den Begriff »Klon« der Sachverhalt geändert hatte: Ein bisher nur bei Pflanzen bekanntes Phänomen wurde nun bei *allen Lebewesen* erkennbar, durchführbar, oder zumindest denkbar. Laut Christina Brandt waren es die Embryologen Robert Briggs und Thomas J. King⁶², die 1956 erstmals den Begriff »Klon« außerhalb seiner ursprünglichen, auf Pflanzen beschränkten Definition verwendeten⁶³, das *Oxford English Dictionary* verweist in diesem Zusammenhang auf einen Artikel H.J. Jennings aus dem Jahr 1929⁶⁴, in dem der Begriff auf Stämme von Bakterien bezogen wird, d. h. aus dem Bereich der Botanik in die Mikrobiologie übernommen wurde. Damit wurde im biologischen Diskurs aus dem Koselleck'schen *Erfahrungsregistraturbegriff* »Klon« der *Erfahrungsstiftungsbegriff* »Klon«, also ein Begriff, der nicht mehr nur auf gemachten Erfahrungen beruht, sondern der sich eine neue Zukunft erschließen soll.⁶⁵ Spätestens mit den Zellkern-Transplantationsexperimenten der 1960er Jahre⁶⁶ – der »Klonpionier«⁶⁷ John B. Gurdon erhielt dafür 2012 den Nobelpreis für Medizin – tritt der Begriff »Klon« in den Bereich der Genetik ein.

53 Vgl. Georg Toepfer: *Historisches Wörterbuch der Biologie. Geschichte und Theorie der biologischen Grundbegriffe*, Bd. 2, Stuttgart 2011, S. 15.

54 Vgl. ebd., S. 54.

55 John Burdon Sanderson: *The Causes of Evolution*, New York 1932.

56 Ernst Mayr: *Systematics and the Origin of Species from a Viewpoint of a Zoologist*, Cambridge 1942.

57 Julian Huxley: *Evolution – The Modern Synthesis*, London 1942.

58 Oswald T. Avery/Colin M. MacLeod/Maclyn McCarty: »Studies on the chemical nature of the substance inducing transformation of pneumococcal types. Induction of transformation by a desoxyribonucleic acid fraction isolated from pneumococcus type III«, in: *Journal of Experimental Medicine*, Bd. 79, Nr. 2 (1944), S. 137–158.

59 Hans Blumenberg: *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a. M. 1993, S. 372.

60 Erwin Schrödinger: *What is Life? The Physical Aspect of the Living Cell. Based on Lectures delivered under the auspices of the Institute at Trinity College, Dublin*, in February 1943, Cambridge 1944.

61 James D. Watson/Francis Crick: »Molecular Structure of Nucleic Acids. A Structure for Deoxyribose Nucleic Acid«, in: *Nature* 171 (1953), S. 737–738.

62 Robert Briggs/Thomas J. King: »Serial Transplantation of Embryonic Nuclei«, in: *Cold Spring Harbor Symposia on Quantitative Biology* 21 (1956) (Genetic Mechanisms: Structure and Function), S. 271–290.

63 Christina Brandt: »The Metaphor of »Nuclear Reprogramming«: 1970's Cloning Research and Beyond«, in: Ana Barahona/Edna Suarez-Díaz/Hans-Jörg Rheinberger (Hg.): *The Hereditary Hourglass. Genetics and Epigenetics. 1868–2000*, Preprint des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte, Nr. 392, Berlin 2010, S. 85–95, hier S. 90.

64 Herbert Spencer Jennings: »Genetics of the Protozoa«, in: *Bibliographia Genetica* 5 (1929), S. 106–330, hier S. 234. Für diesen Hinweis danke ich Georg Toepfer.

65 Koselleck: »Die Geschichte der Begriffe und Begriffe der Geschichte« (Anm. 6), S. 68.

66 Vgl. hierzu: Brandt: »Die zwei (und mehr) Kulturen des »Klons«« (Anm. 51), S. 249 ff.

67 »Nobelpreis für Medizin 2012. Höchste Ehre für Klonpioniere«, in: *taz* vom 08.10.2012, www.taz.de/Nobelpreis-fuer-Medizin-2012/!103118/ [8.10.2012].

Doch diese rasante Entwicklung auf dem Gebiet der Sachverhalte stellte nur den ersten Schritt dar. Der zweite, entscheidende Schritt vollzog sich, als prominente Wissenschaftler wie etwa Haldane oder der Molekularbiologe und Genetiker Joshua Lederberg⁶⁸ die Möglichkeit vorhersagten, in der Zukunft Zellkerne *höherer Lebewesen* transplantieren zu können. Mit »höheren Lebewesen« war natürlich in erster Linie der Mensch gemeint, daher warnten beide Wissenschaftler zugleich vor den Gefahren und ethischen Problemen, die das Klonen von Menschen mit sich bringen würde:

Interessanterweise war es einer der bedeutenden Biowissenschaftler des 20. Jahrhunderts, der nicht nur die Vorstellung vom Klonen als eine mögliche Reproduktionsform der Zukunft ins Spiel brachte, sondern dies auch durchaus bewusst unter Anleihen bei Science Fiction-Imaginationen tat. 1962, auf dem Ciba Foundations-Symposium mit dem Titel Man and his Future, entwarf John Burdon Sanderson Haldane ein (teilweise ironisch gemeintes) Zukunftsszenarium der Menschheit, in dem unter anderem das Klonen als vegetative Vermehrung eine zentrale Rolle spielte.⁶⁹

Wie Christina Brandt betont, fand auf dem für die öffentliche Wahrnehmung äußerst wichtigen und hochkarätig besetzten Symposium⁷⁰ eine entscheidende Wende statt, nämlich die von der Erfassung von Fakten hin zu einer visionären Zielsetzung. So trug der Vortrag Haldanes den Titel *Biological Possibilities for the Human Species in the Next Ten Thousand Years*. Damit war es eine Gruppe prominenter Biowissenschaftler (u. a. Hermann J. Muller⁷¹, J.B.S. Haldane⁷², Joshua Lederberg⁷³, Julian Huxley⁷⁴, Paul Overhage⁷⁵, Gordon Rattray Taylor⁷⁶), die die Utopien einer evolutionären Selbstüberwindung des Menschen vorantrieb. Wie Christina Brandt feststellt, führte dies dazu, dass Lederberg bereits 1970 von einer »clone-a-man«-Metapher⁷⁷ sprechen konnte:

In der Tat kann der Klon zu dieser Zeit in mehrererlei Hinsicht als eine Metapher betrachtet werden. Er wurde [...] zum Symbol zukünftiger biopolitischer Interventionen, wobei die Figur viel Projektionsfläche zur weiteren imaginativen Ausgestaltung ließ. [...] In nur einem Jahrzehnt hatte der ehemals eso-

68 Lederberg erhielt 1958 zusammen mit George W. Beadle und Edward Tatum für seine Entdeckung, dass Bakterien genetisches Material austauschen können, den Nobelpreis für Physiologie oder Medizin.

69 Christina Brandt: »Cloned Lives: Literarisches Experiment und biowissenschaftliche Narration im Klondiskurs der 1970er Jahre«, in: Claudia Breger/Irmela Krüger-Fürhoff/Tanja Nusser (Hg.): *Engineering Life. Narrationen vom Menschen in Biomedizin, Kultur und Literatur*, Berlin 2008, S. 123–143, hier S. 129. Hervorhebung im Original.

70 Vom 26.–30. November 1962 fand auf Einladung der Ciba-Foundation, der Stiftung des gleichnamigen Schweizer Pharmakonzerns (heute Novartis), in London ein internationales Symposium zum Thema Man and his Future statt. Versammelt waren führende Wissenschaftler der Fachbereiche Genetik, Evolutionstheorie, Medizin und Biochemie (darunter fünf Nobelpreisträger: Herman J. Muller, Joshua Lederberg, Francis Crick, Peter Medawar und Albert Szent-Györgyi, sowie zwei Koryphäen des Fachs: Julian Huxley und J.B.S. Haldane). Die 16 Vorträge behandelten die Bevölkerungsentwicklung, die Nahrungsmittelproduktion, die Gesellschaftsstruktur, die Entwicklung der Medizin und die Verhaltenssteuerung. Nicht unerwähnt sollte in diesem Zusammenhang bleiben, dass die auf dem Symposium angestoßene (bzw. wieder aufgenommene) (eugenische) Debatte heftig kritisiert wurde. In Deutschland z. B.: Friedrich Wagner: *Die Wissenschaft und die gefährdete Welt*, München 1964; Richard Kaufmann: *Die Menschenmacher. Die Zukunft des Menschen in einer biologisch gesteuerten Welt*, Frankfurt a. M. 1964; Thomas Regau: *Menschen nach Maß. Werkstoff Mensch im Griff einer seelenlosen Wissenschaft*, München 1965. Für eine ausführlichere Einordnung des Symposiums in die Klon-Thematik vgl.: Brandt: »Die zwei (und mehr) Kulturen des »Klons«« (Anm. 51), S. 261–264.

71 Hermann J. Muller: »The Guidance of Human Evolution«, in: Sol Tax (Hg.): *Evolution after Darwin*, Bd. 2: The Evolution of Man, Mind, Culture, and Society, Chicago 1960, S. 423–462. Vgl. auch: Hermann J. Muller: »Genetischer Fortschritt durch planmäßige Samenwahl«, in: Robert Jungk/Hans-Josef Mundt (Hg.): *Das umstrittene Experiment. Der Mensch*, München 1966, S. 277–291.

72 John Burdon Sanderson Haldane: »Biologische Möglichkeiten für die menschliche Rasse in den nächsten zehntausend Jahren«, in: Robert Jungk/Hans-Josef Mundt (Hg.): *Das umstrittene Experiment. Der Mensch*, München 1966, S. 367–391.

73 Joshua Lederberg: »Experimental Genetics and Human Evolution«, in: *Bulletin of the Atomic Scientists. A Journal of Science and its Public Affairs* 22 (1966), 8, S. 4–11.

74 Julian Huxley: *Essays of a Humanist*, London 1964. (Deutsche Übersetzung: Ich sehe den künftigen Menschen. Natur und neuer Humanismus, München 1965.)

75 Paul Overhage: *Experiment Menschheit. Die Steuerung der menschlichen Evolution*, Frankfurt a. M. 1967.

76 Gordon Rattray Taylor: *Die biologische Zeitbombe. Revolution der modernen Biologie*, Frankfurt a. M. 1969, S. 30–33. (Englisches Original: Biological Time Bomb, London 1968).

77 Joshua Lederberg: »Genetic Engineering and the Amelioration of Genetic Defects«, in: *BioSciences* 20 (1970), S. 1307–1310, hier S. 1310.

terische Berggiff, der nur in spezifischen biowissenschaftlichen Forschungskontexten in einem technischen Sinn verwendet worden war, den öffentlichen Raum erobert.⁷⁸

Besonders einflussreich war der 1970 erschienene und millionenfach verkaufte Bestseller *Future Shock*, in dem der Zukunftsforscher Alvin Toffler voraussagt: »One of the more fantastic possibilities is that man will be able to make biological carboncopies of himself. Through a process known as ›cloning‹, it will be possible to grow [...] a new organism that has the same genetic characteristics of the person contributing the cell nucleus.«⁷⁹ Der Molekularbiologe Lee M. Silver bemerkt zu dieser Passage:

*Unfortunately, this fictitious version of cloning was presented in a highly influential, non-fiction book. In one fell swoop, clones morphed from the simple progeny of asexual reproduction to sophisticated products of biological engineering created by scientists bent on controlling nature.*⁸⁰

Nach dieser von Toffler nun endgültig popularisierten Definition waren der Phantasie zur Verwendung des Begriffs »Klon« in der Science-Fiction keine Grenzen mehr gesetzt.⁸¹ Konsequenterweise setzte in den 1970er Jahren ein erster Boom der Science-Fiction-Literatur zur Klon-Thematik ein, der seinen Höhepunkt zwischen 1976 und 1978 erreichte.⁸² Die Flut der Klon-Bücher ebte auch im Verlauf der Zeit nicht ab, so erschienen auch weiterhin kontinuierlich Bücher, die den »Klon« bereits im Titel tragen (Abb. 8).⁸³

Wie nahe sich Biologie und Fiktion Ende der 1970er Jahre bereits gekommen waren, zeigt der Skandal um das Buch *In His Image. The Cloning Of A Man* (1978).⁸⁴ Der vom Wissenschafts-Journalisten David Michael Rorvik verfasste Bestseller gibt vor, das erfolgreiche Klonen eines wohlhabenden Geschäftsmannes zu dokumentieren.⁸⁵ Die vermeintliche Reportage erregte große Aufmerksamkeit und entfachte eine Debatte über die ethischen Konsequenzen des Klonens von Menschen.⁸⁶ Der britische Biologe Derek Bromhall⁸⁷ verklagte den Verlag, da sein Name im Buch genannt wird und Teile seiner Arbeiten über Klonversuche an Kaninchen unerlaubt verwendet worden seien. Der Verlag ging 1982 einen Vergleich ein, erklärte öffentlich, dass es sich um Fiktion handele und zahlte Bromhall Schadensersatz.⁸⁸ Da es zu keiner Verhandlung gekommen war, konnte Rorvik auch weiterhin behaupten, es handele sich um eine

78 Brandt: »Die zwei (und mehr) Kulturen des ›Klons‹« (Anm. 51), S. 264.

79 Alvin Toffler: *Future Shock*, New York 1971, S. 197. (Erstausgabe New York 1970, deutsche Übersetzung: *Der Zukunftsschock*, München 1971).

80 Silver: »What are clones?« (Anm. 12), S. 21.

81 Für einen Überblick über die Literatur vgl. Janeen Webb: »Bone of My Bones, Flesh of My Flesh. A Brief History of the Clone in Science Fiction«, in: Domna Pastourmatzi (Hg.): *Biotechnological and Medical Themes in Science Fiction*, Thessaloniki 2002, S. 152–164. Dazu auch die zahlreich im Internet vertretene Aufzählungen von Science-Fiction-Filmen, Büchern, Erzählungen etc., die sich mit dem Thema »Klonen« beschäftigen, z. B. unter: www.magic.dragon.com/Ultima+teSF/clone.html oder www.humancloning.org/fiction. [8.10.2012].

82 Christina Brandt: »Wissenschaft – Literatur – Öffentlichkeit. Die Bedeutung der Science-Fiction in den 1970er Jahren für die öffentlichen Debatte zum Klonen«, in: Sybilla Nikolow/Arne Schirrmacher (Hg.): *Wissenschaft und Öffentlichkeit als Ressourcen füreinander. Studien zur Wissenschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2007, S. 137–164, hier S. 138. Zur Entwicklung des Klons in der Science-Fiction-Literatur vgl. auch: Haran: *Human Cloning in the Media* (Anm. 47), S. 24; Brandt: »›Cloned Lives‹« (Anm. 69).

83 Z. B. Theodore L. Thomas/Kate Wilhelm: *The Clone*, New York 1965; P. T. Olem: *The Clones*, New York 1968. Richard Cowper: *Clone*, London 1972; David Shear: *Cloning*, New York 1972; Pamela Sargent: *Cloned Lives*, Greenwich 1976; Evelyn Lief: *The Clone Rebellion*, New York 1980; Hans Ulrich Horster: *Klon–Kind Uli. Der Roman einer schicksalhaften Entscheidung*. München/Berlin 1981; Fay Weldon: *The Cloning of Joanna May*, London 1989; Edward S. Bolme/Paul Murphy: *Der Klon aus der Kälte. Ein satirischer Agententhriller*, Frankfurt a. M. 1990; Danielle Steel: *The Klone and I*, New York 1998; Carol Matas: *Cloning Miranda*, Markham 1999; Gertrud Siber: *Das andere Ich. Schicksal eines Klons*, Gründau–Rothenbergen 2003; Roel Janssen: *De Kloobaby*, Breda 2003; Антон Кротков (Anton Korotkov): Проект: Клон Гитлера (Projekt: Klon Gitlera), Moskau 2006; Inifrau von Rechenberg: *Ein Klon Gottes singt: Gedichte und Geschichten* (in mehreren Bänden), Nordstedt 2008; Michael Krausnick: *Geliebter Klon: Utopien der Liebe*, Neckargemünd 2009; Steven L. Kent: *The Clone Redemption*, New York 2011.

84 Für eine ausführlicher Behandlung des Buchs und des von ihm ausgelösten Skandals vgl. Christina Brandt: »In his Image«. Klonexperimente zwischen Biowissenschaft und Science-fiction«, in: Birgit Griesecke u. a. (Hg.): *Kulturgeschichte des Menschenversuchs im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2009, S. 373–394, hier S. 392.

85 Für eine genauere Angabe des Inhalts und die Rezeption der Medien vgl.: Ralf Bülow: »Anfänge der Gentechnik. Klon-Fabrik auf der Südseeinsel«, in: *Spiegel Online* vom 23.2.2008. einestages.spiegel.de/static/authoralbu_mbackground-xxl/1413/klon_fabrik_auf_der_suedseeinsel.html

86 Haran: *Human Cloning in the Media* (Anm. 47), S. 22. Zur Debatte vgl. auch: Thomas Heinemann: *Klonieren beim Menschen*, Berlin/New York 2005.

87 Interessanterweise war Bromhall im gleichen Jahr als Berater für die Verfilmung des Klon-Romans *The Boys From Brazil* (1976) von Ira Levin tätig. Vgl. Klotzko: *A Clone of Your Own?* (Anm. 26), S. 13.

88 Gina Kolata: *Clone. The Road to Dolly and the Path Ahead*, New York 1998, S. 118.

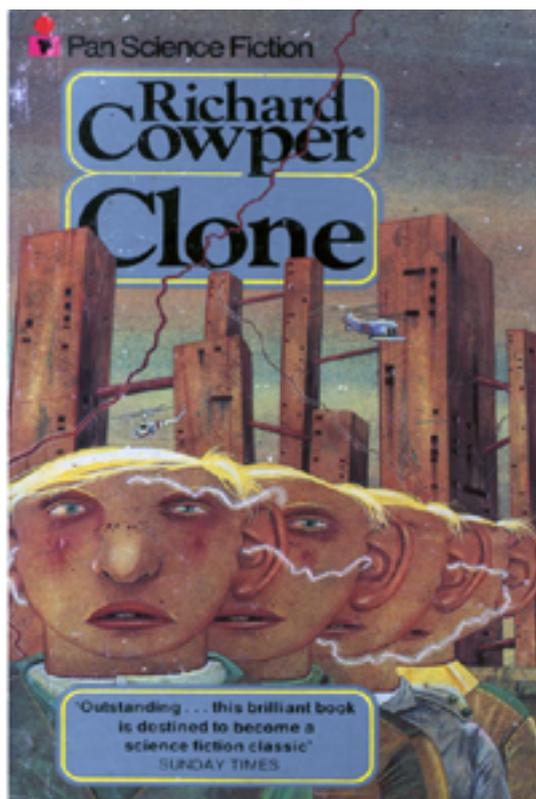
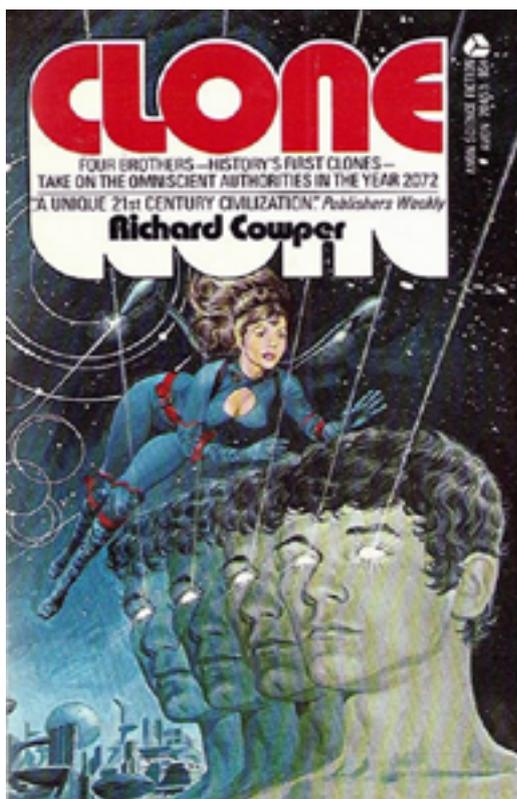


Abb. 8: Richard Cowpers Clone (1972). Links: 1974, Abb. 9: rechts: 1981, Cover Illustration von Ian Pollock

Dokumentation – zuletzt im Jahr 1997 (das Jahr, in dem das Klonschaf Dolly der Öffentlichkeit vorgestellt wurde – dazu später mehr).⁸⁹

Christina Brandt betont in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Science-Fiction-Literatur für das populäre Verständnis des Begriffs »Klon«:

Die Faszination der Grenzüberschreitung, Noch-Fiktion als Faktum darzustellen, scheint einen Nerv der Zeit getroffen zu haben. [...] Diese scheinbare Realität einer fiktiven Figur spiegelt nicht nur gesellschaftliche Ängste, die durch beschleunigtes Voranschreiten konkreter und kontrovers diskutierter biotechnischer und reproduktionsmedizinischer Praktiken ausgelöst wurden, sondern ist sicherlich auch ein Resultat der Science-fiction, die die Welt der 1970er Jahre bereits mit diversen Klonfiguren bevölkert und vertraut gemacht hatte.⁹⁰

Damit aber geht es bei der Science-Fiction nicht nur um pure Unterhaltung, denn die Massen- und Unterhaltungsliteratur – das weist Christina Brandt nach – erfüllte eine wichtige Funktion:

Die Romane und Erzählungen stellten ein fiktives Experimentierfeld dar, in dem mögliche Konsequenzen des Klonierens für die Gesellschaft und für die Vorstellung von Individualität durchgespielt wurden. Zu einer Zeit, als sich die bioethische Diskussion noch nicht institutionalisiert hatte, füllte die Literatur damit auch eine spezifische Leerstelle.⁹¹

89 Frederick C. Millett: »Human Cloning. Has It Been Done Already?« (2001). www.msu.edu/~millett/clo_ning.html

90 Brandt: »In his Image« (Anm. 84), S. 392.

91 Brandt: »Wissenschaft – Literatur – Öffentlichkeit« (Anm. 82), S. 139.

Offenbar bringt der »Klon« noch heute Wissenschaft und Fiktion zusammen. So erschien im Jahr 1998 ein Sammelband, der neben Essays und wissenschaftlichen Artikeln auch literarische Texte enthält.⁹² Allerdings: Die fortschreitende Popularisierung des »Klons« blieb nicht ohne Folgen und der Begriff ging in die Alltagssprache ein.

Wie der Sprachwissenschaftler Nicholas Howe feststellt, war der Begriff »Klon« als Synonym für eine äußerlich identische Kopie 1983 bereits in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen. Howe bemerkt dabei, dass dieses Verständnis des Begriffs »Klon« (aus wissenschaftlicher Sicht) nicht nur falsch ist, sondern dass es sich darüber hinaus noch besonders hartnäckig hält.⁹³ In der Alltagssprache erhielt der Begriff des Klons eine eher pejorative Bedeutung im Sinne einer sklavischen, nicht kreativen oder innovativen Imitation.⁹⁴ So gibt es z. B. eine Webseite, die anhand von Fotos aufzudecken versucht, dass es sich bei führenden amerikanischen Politikern in Wahrheit um Klone von Mitgliedern des sowjetischen Politbüros handelt:

*There is good reason to assume that the ruling Elites [...] have access to knowledge which is kept from public view. [...] There is ample photographic evidence of doubles, either exact duplicates or extremely similar individuals to provoke a suspicion of some sort of genetic replication, either natural and spontaneous or artificial and engineered.*⁹⁵

Laut Howe drückt sich im populären Verständnis des »Klons« aber auch die Ablehnung autoritärer, manipulativer und profitgerichteter Machtstrukturen sowie blinder Technikbegeisterung⁹⁶ aus:

*In a fascinating way, the spread of clone into the American vocabulary illustrates our growing cynicism and pessimism regarding science and technology. [...] Although there are exceptions, most uses of clone imply a mindless duplication or repetition dictated by motives of profit or power. In our post-industrial society such metaphors as cog in a machine or robot seem slightly archaic and rather naive. True, they are worn out by use, but they lack the technological sophistication as well as the suggestions of authoritarianism necessary for our world. In this respect, clone is the perfect metaphor for our condition.*⁹⁷

Wenn Howe hier von dem Klon als der »perfekten Metapher unserer Zeit« spricht, so kann man darin ein Beispiel für die Erweiterung des Bedeutungskontinuums⁹⁸ sehen, wobei die Metapher eine semantische Leerstelle besetzt und in der Folge sogar ihren Charakter als Metapher verlieren kann.⁹⁹ Selbst in der Alltagssprache (im »vocabulary«) aber haben sich Komponenten der wissenschaftlichen Bedeutung gehalten. Wie Howe bemerkt, drückt sich auch im allgemeinen Sprachgebrauch des Begriffs »Klon« so etwas wie eine tiefere, genetische Verbundenheit zwischen Original und Klon aus:

92 Martha C. Nussbaum/Cass R. Sunstein: *Clones and Clones. Facts and Fantasies About Human Cloning*, New York 1998.

93 Nicholas Howe: »Further Thoughts on Clone«, in: *American Speech*, Vol. 58 (1983), No. 1 (Spring 1983), S. 61–68, hier S. 61. Hervorhebungen im Original.

94 W.J.T. Mitchell: *Cloning Terror. The War of Images, 9/11 to the Present*, Chicago 2011, S. 23.

95 »The Clone Conspiracy: Royal and Presidential Clones« www.abovetopsecret.com/forum/thread513915/pg1

96 Howe: »Further Thoughts on Clone« (Anm. 93), S. 66/67. Vgl. dazu auch: Dorothy Nelkin/M. Susan Lindee: »Cloning in the Popular Imagination«, in: Arlene Judith Klotzko (Hg.): *The Cloning Sourcebook*, New York 2001, S. 83–93.

97 Howe: »Further Thoughts on Clone« (Anm. 93), S. 66/67. Hervorhebungen im Original.

98 Karlheinz Stierle: »Historische Semantik und die Geschichtlichkeit der Bedeutung«, in: Reinhart Koselleck (Hg.): *Historische Semantik und Begriffsgeschichte* (Sprache und Geschichte, Bd. 1). Stuttgart 1979, S. 145–192, hier S. 179 f.

99 Vgl. ebd., S. 180.

If few speakers understood the precise scientific term, many more realized that clone might be used to indicate a ›genetic‹ relationship between an original and its derivatives or copies. Nor was it necessary that the original be a living organism; it need simply function as a model or source. Automobiles or styles of music could be described as clones with the same ease as could [...] politicians.¹⁰⁰

Die Betonung einer ›genetischen Verbundenheit‹ ist äußerst bemerkenswert, schließlich hatte sich der Begriff von seiner ursprünglichen Begrenzung auf lebende Organismen längst getrennt. Im Populärdiskurs fand damit eine Anreicherung des Begriffs »Klon« mit nicht-wissenschaftlichen und sich teilweise sogar widersprechenden Attributen statt: Einerseits war der Klon eine visuell identische, perfekte Kopie, andererseits aber auch ein mit Mängeln behaftetes billiges und schnelles Duplikat. Der ehemals biologische Fachbegriff erhielt plötzlich eine Bedeutungsebene, die Künstlichkeit und ›Gemachtheit‹ betonte, und inzwischen konnte selbst Nicht-Lebendiges ›geklont‹ werden (z. B. Roboter oder Autos). Zudem waren Klone in der populären Vorstellungswelt gefährlich und unheimlich, sie konnten leicht außer Kontrolle geraten. Dies fiel zusammen mit ihrer Erzeugung und Steuerung durch autoritäre Mächte. Außer den ominösen autoritären Mächten verdankten die Klone ihre Herkunft gleichzeitig genialen Wissenschaftlern, die aber dann nur sklavische, nicht kreative Imitationen herstellten. An diesen Widersprüchen wird deutlich, dass sich der »Klon« zu diesem Zeitpunkt bereits aus der Erfahrung der Wirklichkeit abgelöst hat. Damit aber ist er, so könnte man mit Koselleck sagen, zum utopisch angereicherten, reinen *Erwartungsbegriff*¹⁰¹ geworden. An diesem Punkt scheint es, als wäre die Entwicklung des Begriffs »Klon« an einem Endpunkt angelangt. Tatsächlich aber holte die Realität den Begriff wieder ein. Wie sich nun zeigen wird, hatte sich die Biologie im Kampf um die Definitionsvormacht nicht so schnell geschlagen gegeben.

5. Rebound: Die Biologie schlägt zurück

Im Jahr 1994 debattierte man im Europarat Fragen zum Schutz und zur Patentierbarkeit Materials menschlichen Ursprungs. Der britische Abgeordnete Jack Thompson (Labour) bemerkte dabei:

Not too many years ago, we read science fiction novels and watched films or television programmes in which there were stories which – then – were considered exaggerated episodes. Little credence was given to those tales of the creation of cloned human beings in the laboratory [...]. If those possibilities are not yet with us, they are certainly not very far off either [...].¹⁰²

Nur drei Jahre später sollte die Welt Zeuge sein, wie schnell die Vorstellungen aus der Welt der Science-Fiction Realität werden können. Bereits am 5. Juli 1996 kam im *Roslin-Institut* nahe Edinburgh ein Schaf namens »Dolly« zur Welt (Abb. 10¹⁰³).¹⁰⁴ Als »Klonschaf Dolly« wurde es 1997, zusammen mit seinen

100 Howe: »Further Thoughts on Clone« (Anm. 93), S. 62. Hervorhebungen im Original.

101 Vgl. Koselleck: »Die Geschichte der Begriffe und Begriffe der Geschichte« (Anm. 6), S. 68. Hervorhebung im Original.

102 Council of Europe/Parliamentary Assembly: 1994 Session (second part) 11–15 April 1994. *Official Report of Debates*, Volume II, Strasbourg 1994, S. 441–442, hier S. 442. Jack Thompson (Labour) 15th Sitting, 14. April 1994, »Protection and patentability of material of human origin« (joint debate on the report of the Social Health and Family Affairs Committee).

103 Foto: Roslin Institute/Scanpix. Quelle: biochemicalsoul.com/2008/08/building-a-better-human/ [8.10.2012]. Ursprüngliche Bildunterschrift: »You're starting to look like your mother«.

104 Für eine genauere Geschichte Dollys vgl. Ian Wilmut/Colin Tudge/Keith Campbell: *Dolly. Der Aufbruch ins biotechnische Zeitalter*, München/Wien 2001; Trutz Eyke Podschun: *Sie nannten sie Dolly. Von Klonen, Genen und unserer Verantwortung*, Weinheim/New York/Chichester 1999; Ingeborg Cernaj/Josef Cernaj: *Am Anfang war Dolly. Geklont und manipuliert. Leben als Spielzeug der Wissenschaft*, München 1997.

›Schöpfern‹ Keith Campbell und Ian Wilmut (Abb. 11¹⁰⁵) weltweit bekannt: »Dolly must be the most famous sheep since John the Baptist designated Jesus in metaphor as ›lamb of God, which taketh away the sins of the world‹ (John 1:29).«¹⁰⁶ Für die Biowissenschaften markierte Dolly einen Wendepunkt, denn es handelte sich um das erste geglückte Klonen eines Säugetiers aus einer adulten Spenderzelle. Damit



Abb. 10: ›Familienportrait‹ – Klonschaf Dolly mit ihrem Lamm Bonnie

beherrschte plötzlich wieder die Biologie den Diskurs über das Klonen: »until Dolly entered the world, cloning was the stuff of science fiction«¹⁰⁷. Die Biologie eroberte den Begriff »Klon« gewissermaßen zurück. Dieses Kunststück gelang ihr aber nur, weil sie die Versprechungen der Science-Fiction zu erfüllen schien:

Auch wenn es sich bei »Dolly« nicht um ein Menschenkind handelt, hat sich mit »Dolly« doch genau das technisch realisiert, was dem populären und aus unzähligen Science-fiction-Produktionen geläufigen Bild des Klonens entspricht: die Erzeugung eines genetisch identischen (oder nahezu identischen) Doubles eines erwachsenen – und deshalb vom Phänotyp nach bekannten – Individuums aus einer von dessen Körperzellen.¹⁰⁸

Die anfängliche Euphorie wich mit der Zeit der Erkenntnis, dass nicht alle Hindernisse beseitigt werden konnten. Dolly war ein fehlerhafter Klon, sie zeigte zu schnell Alterungserscheinungen, sie hatte gewisser-

maßen das Alter des Originals geerbt. Doch davon unabhängig erhielt der Begriff »Klon« mit Dolly neue Popularität; und neue biologische Fakten und Bilder eroberten den Diskurs. Außerdem entfachte Dolly eine Debatte über die ethischen Konsequenzen des Klonens¹⁰⁹ und verhalf der in den 1980er Jahren etwas abgeebbten Science-Fiction-Literatur zum Thema Klonen zu neuer Popularität und einem Qualitätssprung.¹¹⁰ So wurde ein ganz normal aussehendes Schaf zum Kristallisationspunkt des Klon-Diskurses. Dolly vereint in sich fast sämtliche Facetten des Begriffs »Klon«, sie ist zu einem *lieu de mémoire*, einem *Erinnerungsort* im Sinne Pierre Noras¹¹¹ geworden. Heute ist Dollys ausgestopfter Körper im Royal Museum in Edinburgh ausgestellt. Auf die Debatte, die sich an Dolly (erneut) entzündete, soll hier nicht weiter eingegangen werden, denn sie wiederholt nur bereits bekannte Topoi. Viel wichtiger sind hingegen die neuen Bilder, die Dolly in den Klon-Diskurs einbrachte, und die seitdem unwiderruflich die kollektive Vorstellungswelt zum Begriff »Klon« bereichern. Wer hätte gedacht, dass die Welt der Glasbehälter und Replikatoren – die

105 Foto: Chris Watt. Roger Highfield: »Cloned cows: little has changed since the panic over Dolly the sheep«, in: *The Telegraph*, 10.8.2010. www.telegraph.co.uk/science/roger-highfield/7936395/Cloned-cows-little-has-changed-since-the-panic-over-Dolly-the-sheep.

106 Stephen Jay Gould: »Dolly's Fashion and Louis's Passion«, in: Martha C. Nussbaum/Cass R. Sunstein (Hg.): *Clones and Clones. Facts and Fantasies About Human Cloning*, New York 1998, S. 41–53, hier S. 44.

107 Kolata: *Clone* (Anm. 88), S. 3.

108 Dieter Birnbacher: »Aussichten eines Klons«, in: Johann S. Ach/Gerd Brudermüller/Christa Runtenberg (Hg.): *Hello Dolly? Über das Klonen*, Frankfurt a. M. 1998, S. 46–71, hier S. 47.

109 Zu der an Dolly entzündeten Klon-Debatte in Deutschland vgl.: Johann S. Ach/Gerd Brudermüller/Christa Runtenberg (Hg.): *Hello Dolly? Über das Klonen*, Frankfurt a. M. 1998; Katja Kailer: *Science Fiction: Gen- und Reproduktionstechnologie in populären Spielfilmen*, Berlin 2011, S. 37 ff.

110 Brandt: »Wissenschaft – Literatur – Öffentlichkeit« (Anm. 82), S. 138.

111 Vgl. Etienne François: »Pierre Nora und die ›Lieux de mémoire‹«, in: Pierre Nora (Hg.): *Erinnerungsorte Frankreichs*, München 2005, S. 7–15, hier S. 9.



Abb. 11: Sir Ian Wilmut mit geklontem Schaf

bislang nur von leicht bekleideten hübschen Frauen, Zwillingen und wahnsinnigen Wissenschaftlern bevölkert war – auf einmal von einer Horde Schafe heimgesucht werden sollte? Die Wissenschaft wiederum war bemüht, die bisherige visuelle Vorstellungswelt durch Schemata und neue Bilder von Eizellen, Pipetten und Zellkernen abzurunden. Denn während nur die Wenigsten wissenschaftliche Artikel lesen, vermitteln Bilder auch dem Laien direkt einen Eindruck:

Bilder sind ein leichter zugängliches Medium der Kommunikation als die (begriffliche) Sprache, offener für abweichende Interpretationen als das geschriebene Wort. Die leichtere Zugänglichkeit visueller Formen der Repräsentation ermöglicht es den Wissenschaftsbildern, einen besonderen Einfluss auf das populäre Bild von Wissenschaft zu gewinnen, so dass sie zu den Mitteln der Überzeugung oder Überlistung werden können.¹¹²

Diese Entwicklung wirft ein Licht auf die Austauschprozesse zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit¹¹³ und erinnert daran, dass Bilder »kleben bleiben« – egal aus welcher Quelle sie stammen.

Ein erster bildmotivischer Komplex umfasst Fotos, die Dolly zeigen, entweder alleine oder mit ihrem auf natürlichem Weg geborenen ersten Lamm Bonnie (Abb. 10). Die Bioethikerin Klotzko berichtet in diesem Zusammenhang von mehreren Besuchen im Roslin-Institut. Dabei beschreibt sie auch, wie sie Dolly besuchen durfte, und wie diese regelrecht posierte: »Representatives of newspapers, magazines, radio, and television made the pilgrim age to Roslin to beg an audience with Dolly, who obligingly pose for photos [...]«. ¹¹⁴ Die *Zeit* urteilte posthum über Dolly: »Sie war ein verwöhnter Star, der den Stallgenossen das Futter wegfraß und auf die Fotografen zugaloppierte, während alle anderen Schafe artgerecht die Flucht ergriffen.« ¹¹⁵ Während der Fotoshootings entstanden so Bilder, die ganz in der Tradition des Portraits bzw. Familienportraits stehen. Diese inszenieren Dolly als ganz normales (und fruchtbare) Schaf, meist in einer »natürlichen« Umgebung, d. h. in einem Stall, auf einer Wiese, auf Heu etc. Denkbar wären z. B. auch Bilder von Dolly, wie sie an medizinische Geräte angeschlossen ist, oder gar wie Spritzen in sie eingeführt werden. Doch diese Fotos gibt es ebenso wenig wie Fotos von Dolly beim Röntgen oder in einem Magnetresonanztomographie-Gerät. Mit Sicherheit gehört Dolly zu den medizinisch am besten untersuchten Schafen der Welt, schließlich war sie die einzig Überlebende aus 277 mit neuen Kernen versehenen Eizellen. Doch offensichtlich hatte man an derartigen Bildern kein Interesse, stattdessen sollte Dolly als ein ganz normales Schaf inszeniert werden – und als stolze Mutter (Abb. 10).

112 Bernd Hüppauf/Peter Weingart: *Frosch und Frankenstein. Bilder als Medium der Popularisierung von Wissenschaft*, Bielefeld 2009, S. 14. Zu der Bedeutung von Wissenschaftsbildern im öffentlichen Diskurs vgl. auch: Bernd Hüppauf/Peter Weingart: *Science Images and Popular Images of the Sciences*, New York 2008.

113 Peter Weingart: *Die Wissenschaft der Öffentlichkeit. Essays zum Verhältnis von Wissenschaft, Medien und Öffentlichkeit*, Weilerswist 2005. Stefan Iglhaut/Thomas Spring: *Science + Fiction. Zwischen Nanowelt und globaler Kultur. Künstler und Wissenschaftler über Fremdes und Eigenes. Hirnforschung, Nanotechnologie, Wissenschaft und Öffentlichkeit*, Berlin 2003.

114 Klotzko: *A Clone of Your Own?* (Anm. 26), S. XXIV.

115 Kathrin Zinkant: »Biotechnologie. Geliebter Klon«, in: *Die Zeit* vom 11.2.2008. www.zeit.de/online/2007/09/dolly/seite-2

In einer Variante dieses bildmotivischen Komplexes sind neben Dolly noch beteiligte Wissenschaftler abgebildet. In der Inszenierung folgt auch diese Variante (Abb. 11) der Maxime der »Natürlichkeit« – wobei die Wahl der Perspektive durchaus auch als Anspielung auf die vermeintliche Monstrosität des geklonten Tieres gelesen werden kann. Doch der Wissenschaftler ist nicht im Labor, und statt eines Buches oder irgendwelcher technischen Geräte hält er einen grünen Eimer in der Hand. Zusammengenommen mit der eher leger gehaltenen Kleidung entsteht so der Eindruck, es handele sich um einen besseren, liebevollen, vaterhaften Landwirt, und nicht um einen Klonpionier. Der Topos der Natürlichkeit wird auch dadurch unterstrichen, dass im ganzen Foto keine künstlichen, reinen Farben vorkommen, ganz im Gegenteil dominieren die Farben grün (Natur), blau (Himmel) und ein schmutziges schafsweiß. Diese friedliche Szene scheint dafür zu sorgen, dass sich erst gar keine Gedanken an Neonlicht und künstliche Labore einstellen. Im Gegensatz dazu stellt der Bildwissenschaftler und Kunsthistoriker W.J.T. Mitchell fest: »Der Klon ist [...] die technische, biokybernetische Chimäre unserer Zeit und wird daher üblicherweise als Monstrosität, als unnatürliche und sterile Missgeburt dargestellt.«¹¹⁶ Damit aber stellen diese Bilder (Abb. 10 und 11) etwas vollkommen Neuartiges im visuellen Klondiskurs dar, und man könnte sich fragen, ob nicht ihr Hauptzweck darin liegt, dem Klon seine Künstlichkeit und den beteiligten Wissenschaftlern ihr »Dr.-Frankenstein-Image« zu nehmen.

Ein weiterer bildmotivischer Komplex, der nach Dolly weite Verbreitung gefunden hat, umfasst bio-wissenschaftliche Aufnahmen (Abb. 12¹¹⁷). Sie zeigen eine Eizelle, die von einer größeren Pipette gehalten wird während eine feinere Pipette in sie eindringt – etwa um den Zellkern abzusaugen, oder um Material einzuspeisen. Diese Bilder, die ohne technische Hilfsmittel dem menschlichen Auge nicht sichtbar wären, haben einen hohen Grad an Ikonizität und besitzen eine ganz eigene Ästhetik. Der Faszination, die solche seltenen Einblicke in mikroskopische Welten auslösen, kann man sich deshalb nur schwerlich entziehen. Beim Betrachten dieser Einblicke stellt sich jedoch die Frage, weshalb immer und immer wieder nur ein bestimmter Arbeitsschritt des Klonprozesses reproduziert wird. Man könnte z. B. ebenso gut mehrere Spender-Eizellen abbilden, oder einen sich entwickelnden Embryo. Ist etwa nur der abgebildete Vorgang charakteristisch für das Klonen? Sind andere Arbeitsschritte zu unspezifisch? Man könnte diese Abbildungen auch wie folgt beschreiben: Ein länglicher, steifer Gegenstand dringt in eine runde, scheinbar weiche Eizelle ein. Handelt es sich damit nicht um die gewissermaßen auf den Kern gebrachte erotische Phantasie der Penetration?

Obwohl das Adjektiv »asexuell« selbst in der kürzesten wissenschaftlichen Definition des Begriffs vorkommt (»Asexual reproduction of cells, organisms, genes, or segments of DNA identical to the original.«¹¹⁸), wird offensichtlich, dass es beim Klonen sehr wohl um Sex geht. Bereits in den ersten hier aufgeführten Abbildungen (Abb. 1–4) deutete sich an, dass es vor allem um eine männliche Phantasie geht: das wehrlose, hübsche und leicht bekleidete Mädchen, über das ein Mann bestimmen kann, das er formen und reproduzieren kann. An dieser Stelle könnte sogar der Name des Klonschafs eine Rolle spielen. Die adulte Zelle, aus der das Genmaterial entnommen wurde, war eine Euterzelle. Die Medien verbreiteten weltweit, dass eben dieser Umstand zur Wahl des Namens »Dolly« geführt hatte, nämlich als Referenz auf die amerikanische Sängerin Dolly Parton, die wohl bei den Forschern in erster Linie durch ihren Busen einen bleibenden Eindruck hinterlassen hatte. Hinzu kommt noch, dass sich neben dieser an sich schon bemerkenswerten Namensgebung hartnäckig die Version hält, nicht Parton, sondern der Pornostar Dolly Buster sei die ungefragte Namenspatronin des Klonschafs: »Die Genspende stammt aus einer Euterzelle.

116 W.J.T. Mitchell: »Bildwissenschaft«, in: Bernd Hüppauf/Peter Weingart (Hg.): *Frosch und Frankenstein. Bilder als Medium der Popularisierung von Wissenschaft*, Bielefeld 2009, S. 91–106, hier S. 104.

117 Quelle links: *Time Magazine* vom 23.2.2004, S. 48 f. Quelle rechts: Arlene Judith Klotzko: *The Cloning Sourcebook*, New York 2001, Schutzumschlag.

118 Robert A. Meyers (Hg.): *Encyclopedia of Molecular Cell Biology and Molecular Medicine*, Volume 3, Weinheim 2004, S. 568.



Abb. 12: Eizellen und Pipetten

Bei der Taufe machten die Forscher die menschliche Mega-Milchdrüsen­trägerin Dolly Buster zur Patin.«¹¹⁹ So verdichten sich die Hinweise darauf, dass es sich bei diesen auf den ersten Blick und besonders im Vergleich zu den Abbildungen aus der Fiktion vollkommen asexuellen, technischen und geradezu kühlen Bildern in Wahrheit um zutiefst mit erotischer Faszination aufgeladene Motive handelt.

Auch der feministischen Kritik blieb nicht verborgen, dass es beim Klonen weniger um die Befreiung der Frauen von der »Tyrannei der Fortpflanzung« geht, sondern vor allem um die Aneignung und Kontrolle der weiblichen Natur und ihrer Reproduktionsfähigkeit »durch das Patriarchat«¹²⁰. Ein Blick auf das Schema des Klon-Prozesses bei Dolly zeigt zudem (Abb. 13¹²¹), dass es nicht weniger, sondern mehr Mütter geworden sind: eine Zellkernspenderin, eine Eizellenspenderin und schließlich die Leihmutter. Was hingegen fehlt, ist ein Vater, doch dieser ist repräsentiert in den Wissenschaftlern, die in Form von Pipetten und elektrischen Pulsgebern im Schema verkörpert sind. Wie bereits bei der Replikator-Maschine aus der Science-Fiction (Abb. 3) wird damit über die weibliche Komponente bestimmt, wird diese instrumentalisiert:

Women's bodies [...] have been turned into »passive« objects which experts can manipulate for profit. The sources of renewal of life have thus been turned into dead, inert and fragmented matter, mere »raw material« waiting to be processed and manipulated into a finished product.¹²²

119 Bernhard Epping u. a.: »Klonen – Was die Forscher wirklich können«, in: *Bild der Wissenschaft* 6 (1997), S. 58. www.bild-der-wissenschaft.de/bdw/bdwlive/heftarchiv/index2.php?object_id=10092316 [8.10.2012].

120 Britta Cacioppo (Art.): »Klonen«, in: Wolfgang Fritz Haug/Frigga Haug/Peter Jehle (Hg.): *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 7/1 Hamburg 2008, Sp. 1057–1068, hier Sp. 1064–1065.

121 Quelle: Encyclopedia Britannica. www.britannica.com/EBchecked/topic/228936/genetics/261536/Molecular-techniques [8.10.2012]. Ursprüngliche Bildunterschrift: »Dolly the sheep was successfully cloned in 1996 by fusing the nucleus from a mammary-gland cell of a Finn Dorset ewe into an enucleated egg cell taken from a Scottish Blackface ewe. Carried to term in the womb of another Scottish Blackface ewe, Dolly was a genetic copy of the Finn Dorset ewe.«

122 Vandana Shiva: »The Seed and the Earth: Women, Ecology, and Biotechnology«, in: *The Ecologist* 22 (1992) 1, S. 5. Zur Entnahme von Eizellen vgl.: Julie Murphy: »Egg Farming and Women's Future«, in: Rita Arditti/Renate Duelli Klein/Shelley Minden (Hg.): *Test-Tube Women. What Future for Motherhood?*, London 1984, S. 68–75.

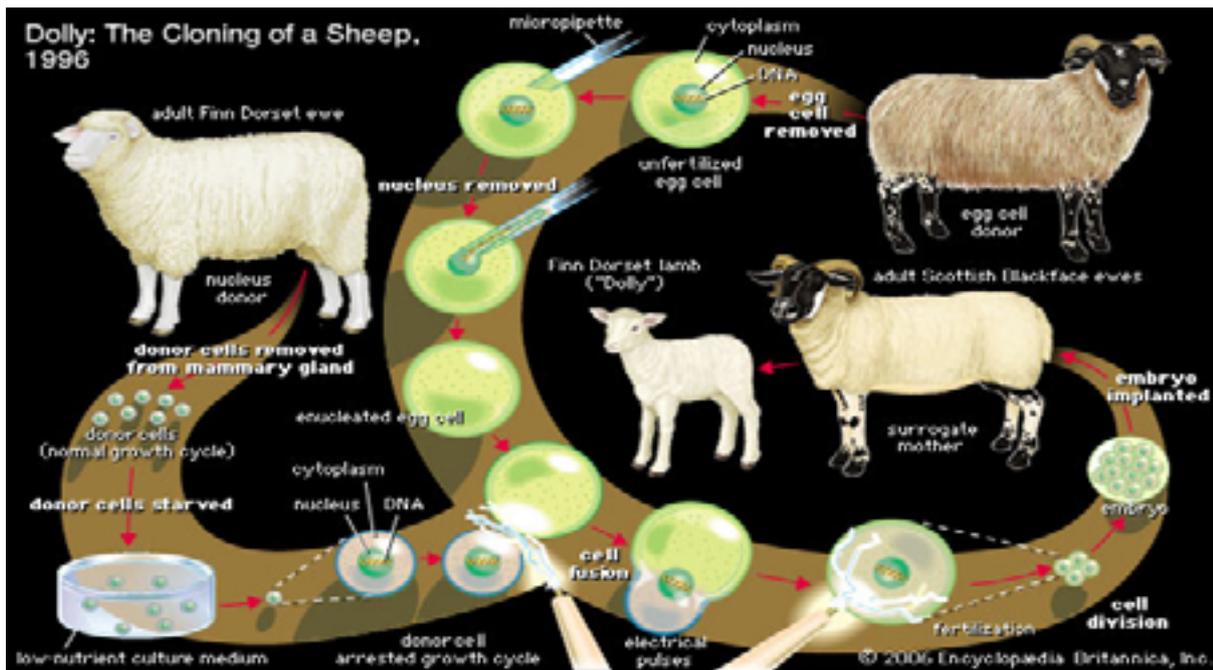


Abb. 13: Schema des Klon-Prozesses bei Dolly

Damit trifft die feministische Kritik, mit dem Übergang in die sexualitätslose Reproduktion geschehe gleichzeitig ein Übergang in eine männlich dominierte Gesellschaftsvision,¹²³ einen zentralen Punkt. Die Abbildungen der in die Eizelle eindringenden Pipette (an Stelle einer »gegenseitigen Verschmelzung«) verweisen auf eine hierarchische Vorstellung von Zeugung und Vererbung, die sich bis in die Antike zurückverfolgen lässt und – dies hat die Medizinhistorikerin Erna Lesky herausgearbeitet – eine gesellschaftlich hoch relevante Geschlechtstheorie darstellt, deren benachteiligender Einfluss auf Frauen bis in die heutige Zeit nachweisbar ist.¹²⁴ Gemeint ist die aristotelische Vererbungslehre, die die erste detaillierte Zeugungstheorie in der Antike darstellt.¹²⁵ Für Aristoteles bedeutet Zeugung Erzeugung¹²⁶, Zeugung ist kein gemeinschaftliches Projekt, sondern sie geht vom Mann aus, der »für die Form in dem Stoffe verursachend ist«.¹²⁷ Unter »Form«, dem Beitrag des Mannes, versteht Aristoteles das immaterielle Wesen einer Sache, welches in einer Definition erfasst werden kann und die Ursache dafür ist, dass der entsprechende Körper die innere Struktur, Teile, äußere Gestalt und Fähigkeiten hat, die er hat (der menschliche Körper z. B. sprechen und aufrecht gehen kann). Der weibliche Zeugungsbeitrag – »Stoff« – hingegen ist so etwas wie eine rohe Masse, die noch in Form gebracht und mit Leben gefüllt werden muss. Die Frau gilt als Mängelwesen, weil, da ja »das Männliche ein Prinzip und eine Ursache ist, es männlich ist, insofern es

123 Susan A. George: »Not Exactly »Of Woman Born«: Procreation and Creation in Recent Science Fiction Films«, in: *Journal of Popular Film and Television* 28 (2001), 4, S. 176–183.

124 Erna Lesky: *Die Zeugungs- und Vererbungslehren der Antike und ihr Nachwirken* (Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz, Jahrgang 1950, Nr. 19), Mainz 1951, S. 120–163. Vgl. hierzu auch Nancy Tuana: »Der schwächere Samen. Androzentrismus in der Aristotelischen Zeugungstheorie und der Galenschen Anatomie«, in: Barbara Orland/Elvira Scheich (Hg.): *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 1995, S. 203–223; dies.: *The less noble sex. Scientific, religious, and philosophical conceptions of woman's nature*, Bloomington/Indianapolis 1993; dies.: »Aristotle and the Politics of Reproduction«, in: Bat-Ami Bar On (Hg.): *Engendering Origins. Critical Feminist Readings in Plato and Aristotle*, Albany 1994, S. 189–206.

125 Interessanterweise entstand im 14. Jahrhundert die Impetustheorie (die gemeinhin als eine Vorstufe der modernen Physik gilt) aus einer Übertragung von Aristoteles' Zeugungstheorie samt ihrem Ideal, der Klonung des Vaters, auf die Wurfbewegung; vgl.: Johannes Fritsche: »The biological precedents for medieval impetus theory and its Aristotelian character«, in: *British Journal for the History of Science* 44:1 (2010), S. 1–27.

126 Aristoteles: *Metaphysik*. Übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Hans Günter Zekl, Würzburg 2003, 1034a33 f., S. 260: »Der Same schafft so, wie die Gegenstände durch Menschenwerk (gearbeitet sind)«.

127 Ebd., 1034a5, S. 259.

etwas vermag, das Weibliche aber weiblich, weil es unvermögend ist [...]. Der Same des Männlichen ist dadurch ausgezeichnet, dass er in sich das bewegende Prinzip hat, während der des Weiblichen nur Materie enthält.¹²⁸ Allerdings kann sich der männliche Samen, »der stoffliche Träger einer unstofflichen Zeugungskraft«¹²⁹, nicht ungehemmt entfalten, er muss sich gegen den weiblichen »Stoff« erst einmal durchsetzen. Gewinnt »das Männliche nicht die Oberhand«¹³⁰, entsteht ein Mängelwesen, eine Frau; setzt die männliche »Form« sich hingegen durch, »wird sie ein männliches Lebewesen produzieren und kein weibliches, und zwar eines, das dem Erzeuger gleicht und nicht der Mutter«¹³¹. Der Idealfall ist demnach, »eine Gestalt nach dem eigenen Bilde«¹³² hervorzubringen. So wird deutlich, was der eigentliche Kern der aristotelischen Vererbungslehre ist:

Die Frau entstand durch Abweichung, unvollkommen, einer Missbildung gleich. Die ihr unterstellte Gebärfähigkeit sicherte ihr lediglich eine vom Manne abgeleitete Existenzberechtigung zu, denn nur mit ihrer Hilfe war die göttergleiche Unsterblichkeit der idealen männlichen Form in irdischen Gefilden zu reproduzieren. Die Reproduktion galt dem Manne, die Frau hatte ihr lediglich zu dienen.¹³³

Ziel des Mannes ist folglich, seine eigene Form mit allen seinen Eigenheiten, die ihn von anderen Männern unterscheiden, unverfälscht weiter zu geben, dies aber ist nichts anderes als: die Schaffung eines Klons.¹³⁴ Die Wissenschaftshistorikerin Helga Satzinger betont diesbezüglich die Ähnlichkeiten zwischen der aristotelischen und den modernen, von der Gentechnik geprägten Vorstellungen:

Die Vorstellung von einem genetischen Programm, das die Reproduktion von Organismen sicherstellen soll, birgt eine Binarität und Hierarchie zwischen DNA bzw. Programm einerseits und ausführender Zelle bzw. Organismus andererseits, die durchaus einer Geschlechterordnung in der von Aristoteles vorgelegten Zeugungs- und Vererbungslehre entspricht. Aristoteles postulierte eine unveränderte Weitergabe der idealen Form des Menschen über die Generationen – in Form des Mannes. Das höherwertige Spermium fungierte als Form gebende Ursache gegenüber dem weiblichen Stoff, es enthielt den – männlichen – Plan zur Gestaltung der – weiblichen – Materie.¹³⁵

Neu ist nun, dass die Klontechnik die aristotelischen Vorstellungen in die Realität umsetzen kann, was die Abbildungen (Abb. 9) zu beweisen scheinen: Die entkernte Eizelle ist in der Tat nicht viel mehr als lebloser »Stoff«; für die Entwicklung zum Lebewesen muss sie erst durch vollständiges und unvermischtes Erbgut (eines Mannes) »komplettiert« werden. Der Zündfunke des Lebens wiederum findet seine moderne Entsprechung in den elektrischen Impulsen, die die Zellen verschmelzen und zum Teilen anregen (Abb. 10 unten). So scheint es, als könnte die Entwicklung des Begriffs »Klon« an diesem Punkt zu einem harmonischen Abschluss kommen, hat sich doch die moderne Biologie mit der menschlichen Vorstellungswelt versöhnt und kühnste Träume wahr werden lassen. Allerdings kam die Entwicklung auch hier noch nicht zum Stillstand.

128 Aristotle: *Generation of Animals*, ins Engl. übersetzt von A. L. Peck, Cambridge(MA)/London 1990, S. 390–394 (766a31–766b15). Eigene Übersetzung.

129 Gerburg Treusch-Dieter: »Bios, Sexus, Psyche. Strukturprobleme der Geschlechterdifferenz«, in: dies.: *Von der sexuellen Rebellion zur Gen- und Reproduktionstechnologie*, Tübingen 1990, S. 9–53, hier S. 10.

130 Aristotle: *Generation of Animals* (Anm. 128), S. 402 (767b23).

131 Ebd., S. 402 (767b21 f.).

132 Ebd., S. 402 (767b17).

133 Helga Satzinger: *Differenz und Vererbung. Geschlechterordnungen in der Genetik und Hormonforschung 1890–1950*, Köln/Weimar/Wien 2009, S. 24.

134 Für diesen Hinweis danke ich Johannes Fritsche.

135 Satzinger: *Differenz und Vererbung* (Anm. 133), S. 22.

6. Diffusion: Der »Klon« und die Zirkulation der Bilder

Im Hinblick auf die Begriffsgeschichte des »Klons« – so Christina Brandt – »verselbstständigt sich der Begriffstransfer und [es] werden Bedeutungseffekte produziert«¹³⁶, die im Rahmen einer »Dynamik metaphorischer und begrifflicher Verschiebungen«¹³⁷ nicht immer kontrollierbar seien. Die Schlagworte »Verselbstständigung« und »Kontrollverlust« hängen folglich mit dem Transfer in die Alltagssprache zusammen. Wie es scheint, entwickelt sich eine ganz eigene Dynamik, in der sich die Prozesse der Bedeutungsfindung und -verhandlung verselbstständigen, weil »begriffsstiftende« Instanzen – wie hier im Falle des »Klons« die Biologie – die Kontrolle verlieren. Stattdessen verquicken sich Vorstellungen aus Mythos und Phantasie mit bestimmten visuellen Bildern, deren Inhalte schließlich auf den Begriff »überschwappen«. Es hat sich gezeigt, dass Wissenschaftsgeschichte und neuste mediale Praktiken (Film, Video, YouTube, d. h. die visuellen Medien und ihre Zirkulation) ineinander greifen und als sich gleichsam wechselseitig steigernde Diskurse zur Formierung der semantischen Figur des Klons beitragen. Damit war der Begriff des »Klons« im Verlauf seiner Nutzung einem fortlaufenden Prozess des Verlustes und der Neugenerierung von Bedeutung ausgesetzt. Auf dem Gebiet der Sprache sind solche Bedeutungsverschiebungen nichts Ungewöhnliches, doch es stellt sich die Frage, wie man derartige Bedeutungsstrukturen generierende und in einem verteilten System ablaufende Prozesse sprachlicher Entwicklung fassen könnte. Vielleicht würde sich der Begriff des »Automatismus« anbieten, repräsentiert dieser doch ein Entwicklungsmodell, das sich einer bewussten Kontrolle weitgehend entzieht und – quasi im Rücken der Beteiligten – neue Strukturen hervorbringt.¹³⁸ Automatismen stehen damit in Spannung zu einer bewussten Gestaltung und zu geplanten Prozessen, und sie scheinen besonders in verteilten Systemen wirksam zu sein.¹³⁹ Im Fall des »Klons« existierte der Begriff über einen längeren Zeitraum innerhalb eines fest gefügten Systems, dem der Biologie. Doch sobald weitere Instanzen – die Literatur oder gar die Allgemeinheit – begannen, sich des Begriffs zu bedienen und in einer Art *bottom-up* Prozess an seiner Bedeutung zu arbeiten, entglitt der Wissenschaft die Kontrolle, denn Automatismen »verdanken sich nicht dem Willen eines planvoll handelnden Subjekts [...], sondern sind Bestandteil eines wirkmächtigen Arrangements von Dingen, Zeichen und Subjekten.«¹⁴⁰ Wie sich gezeigt hat, repräsentiert die visuelle Ebene einen entscheidenden Bestandteil dieses wirkmächtigen Arrangements. Woher aber kommt diese Macht der Bilder? In den letzten Jahren gab es in der visuellen Kultur große Verschiebungen, die vor allem auf die für audiovisuelle Medien neuartige Zirkulation der Bilder zurückzuführen sind.¹⁴¹ Der Bildwissenschaftler W.J.T. Mitchell war einer der ersten, der eine Entwicklung bemerkte und thematisierte:

*[T]here is something new in the emergence of public imagery in the period from 2001 to 2008. This is partly a matter of quantity. The development of new media, especially the combination of digital imaging and the spread of the Internet has meant that the number of images has increased exponentially along with the speed of their circulation.*¹⁴²

Wie Mitchell feststellt, erreichte die Quantität ausgetauschter und produzierter Bilder eine völlig neue Dimension. Dies ist auf mediale Entwicklungen zurückzuführen, die sowohl die Produktion wie auch

136 Brandt: »Codes & Clones« (Anm. 3), S. 368.

137 Ebd.

138 Hannelore Bublitz/Roman Marek/Christina L. Steinmann/Hartmut Winkler: »Einleitung«, in: dies. (Hg.): *Automatismen*, Paderborn 2010, S. 9–16, hier S. 9.

139 Ebd.

140 Ebd., S. 10.

141 Roman Marek: *Understanding YouTube*, Bielefeld 2013 (im Druck).

142 W.J.T. Mitchell: *Cloning Terror. The War of Images, 9/11 to the Present*, Chicago 2011, S. 2.

den Austausch von Bildern enorm erleichterten und einen Austausch in Quantitäten ermöglichten, die bisher Sprache und Texten vorbehalten waren. Das bedeutet: Erstmals in der Menschheitsgeschichte sind visuelle Bilder nahezu ebenso leicht (re-)produzierbar, austauschbar, verhandelbar und mitteilbar wie sprachliche Bilder. Diese Entwicklung blieb nicht folgenlos:

But it is also a matter of quality. Images have always possessed a certain infectious, viral character, a vitality that makes them difficult to contain or quarantine. If images are like viruses or bacteria, this has been a period of breakout, a global plague of images. And like any infectious disease, it has bred a host of antibodies in the form of counter images. Our time has witnessed, not simply more images, but a war of images [...].¹⁴³

Laut Mitchell verstärken sich in der gesteigerten Zirkulation bestimmte Charakterzüge, die Bilder schon immer besaßen: Sie sind ansteckend, schwierig zu beherrschen und zu kontrollieren, und sie scheinen sich zu verselbstständigen. Dies wurde im Vorangegangenen begrifflich als ›Klebrigkeit‹ gefasst: Die Bilder bleiben haften und werden vor dem geistigen Auge immer wieder abgerufen, selbst wenn sie vom tatsächlichen Sachverhalt noch so weit entfernt sind. Damit aber ›kleben‹ die Bilder nicht nur in den Köpfen fest, sie tendieren dazu, sich zu verselbstständigen und bleiben dann irgendwann an den Begriffen selbst haften. Einmal mehr zeigt sich hier die Erweiterung des Bedeutungskontinuums eines Begriffs, bei der im Falle des Klons die Bilder eine entscheidende Rolle spielen. So treffen sich auf einmal die Bilder wieder mit der Sprache, denn was hier gesagt wurde, ist deckungsgleich mit den Beobachtungen, die zuvor über die begriffsgeschichtliche Entwicklung des »Klons« gemacht wurden.

Unwillkürlich denkt man dabei an Walter Benjamins Beobachtung hinsichtlich der grundsätzlichen Reproduzierbarkeit menschlicher Produkte: »Das Kunstwerk ist grundsätzlich immer reproduzierbar gewesen. Was Menschen gemacht hatten, das konnte immer von Menschen nachgemacht werden.«¹⁴⁴. Aufgrund technischer Beschränkungen traf dies bisher auf audiovisuelle Medien nur ansatzweise zu. Insbesondere die Distribution visueller Medien war fest in der Hand einer begrenzten Zahl von Professionellen. Heutzutage aber zeigt schon ein Blick ins Internet eine nicht mehr zu überblickende Fülle unheimlich exakter Kopien, sowie außerdem noch eine erstaunliche Vielfalt an Varianz, die das Ergebnis unzähliger Modifikationen, d. h. Verhandlungen von Bedeutung ist. Mitchell weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass »Reproduktion« und »Reproduzierbarkeit« in der heutigen Zeit eine völlig neue Bedeutung zukommt, denn die inzwischen gebräuchlichen Technologien der Vervielfältigung erinnern eher an biologische als an technische Mechanismen.¹⁴⁵ Deshalb entwickelt Mitchell in Anlehnung an Benjamin den Begriff der »biokybernetischen Reproduzierbarkeit«, wobei er Benjamins technische Determinanten der Moderne (industrielle Massenproduktion und technische Reproduzierbarkeit der Bilder) für die Postmoderne durch die Entschlüsselung des genetischen Codes (»Bio«) und die Turingmaschine (»Kybernetik«) ersetzt.¹⁴⁶ Damit vereint der Begriff »Biokybernetik« zwei nicht nur unterschiedliche, sondern grundverschiedene Komponenten in sich: »The *Cyber* is the judge and differentiator, the one who rules by writing the code. *Bios*, on the other hand, tends toward the analogical register [...]. It is the domain of perception, sensation, fantasy, memory, similitude, pictures – in short, what Jacques Lacan calls the Imaginary.«¹⁴⁷ Dank dieser Kombination lassen sich mit dem Begriff »Biokybernetik« Prozesse der Verselbstständigung

143 Ebd. Hervorhebungen im Original.

144 Walter Benjamin: »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit«, in: ders.: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei kunstsoziologische Studien*, Frankfurt a. M. 2003 [1936], S. 7–44, hier S. 10.

145 W.J.T. Mitchell: »The Work of Art in the Age of Biocybernetic Reproduction«, in: ders.: *What Do Pictures Want? The Lives and Loves of Images*, Chicago 2005 [2000], S. 309–336, hier S. 318.

146 Mitchell: *Cloning Terror* (Anm. 143), S. 20.

147 Mitchell: »The Work of Art in the Age of Biocybernetic Reproduction« (Anm. 145), S. 315. Hervorhebung im Original.

fassen: »The dangerous aesthetic pleasure of our time is not mass destruction but the mass creation of new, ever more vital and virulent images [...]. The epithet for our times, then, is not the modernist saying, ›things fall apart,‹ but an even more ominous slogan: ›things come alive.‹«¹⁴⁸ Wenn die Dinge aber lebendig werden, dann scheinen »Reproduktion« oder »Kopie« nur wenig geeignet, dieses neue Verständnis adäquat abzubilden. So entwickelte die Biokybernetik – laut Mitchell – eine andere Figur, nämlich die des »Klons«: »In the late twentieth century the metaphor of cloning [...] displaced the modernist notion of ›mechanical reproduction.‹ [...] The clone is the iconic symbol of biocybernetics, just as the mechanical robot or automaton was the figurehead of modernity.«¹⁴⁹ Mit dem »Klon« aber ist die Vorstellung einer essentiell tieferen Beziehung zwischen Original und Kopie verbunden (Abb. 3), und genau diese Bedeutungskomponente rückt den »Klon« für Mitchell als spezifische Art der Bildherstellung ins Zentrum der ikonologischen Debatte¹⁵⁰:

If an image is an icon, a sign that refers by likeness or similitude, a clone is a ›superimage‹ that is a perfect duplicate, not only of the surface appearance of what it copies, but its deeper essence, the very code that gives it its singular, specific identity. Cloning might be called ›deep copying,‹ since it goes beneath the visual or phenomenal surface to copy the inner structure and workings of an entity, especially the mechanisms that control its own reproduction.¹⁵¹

Weil das »deepcopying« neben dem Äußeren auch das Innere, und damit den Mechanismus der eigenen Reproduktion kopiert, weist Mitchell dem digitalen Bild einen radikal neuen Charakter¹⁵² zu; denn neben der analogen, ikonischen Repräsentation speichert es auch noch Metadaten:

Like the biocybernetic process of cloning, digital images constitute a ›double-entry bookkeeping‹ technology that simultaneously copies the analog appearance [...] along with the invisible digital codes for generating that appearance. We might think of this as the ›DNA of the image,‹ and it is what allows the indefinite cloning of exact copies, and the traces of their process of production.¹⁵³

Die Bilddaten enthalten die gleichen Informationen wie das analoge Negativ zuvor, zusätzlich aber speichern sie nicht nur den Zeitpunkt (sowie neuerdings dank GPS den Ort) ihrer Erstellung, sondern vor allem Daten über ihre eigene Interpretation (z. B. die Art der Kompression, oder die Einteilung der verschiedenen Datensegmente). Erst diese Informationen¹⁵⁴ – Mitchells DNA des Bildes – erlauben es, sie zu klonen. Damit aber hat sich der »Klon« eine weitere Bedeutungsebene erschlossen, und es hat sich gezeigt, dass der Begriff selbst mindestens ebenso lebendig und verselbstständigt wirkt, wie die Prozesse, die er bezeichnen soll.

148 Ebd., S. 335. Hier liegt auch der Grund, weshalb Mitchell sich explizit auf Foucaults Biopolitik bezieht: »More generally, cloning as a figure for the technological production of life epitomizes the epoch of what Michel Foucault called ›biopolitics,‹ the transformation of modern states into engines of ›biopower‹ and the ›governing of life,‹ or ›making life‹ (faire vivre) in contrast to traditional polities in which the sovereign's primary power was expressed through the control of death.« Mitchell: *Cloning Terror*, S. 161–162.

149 Mitchell: *Cloning Terror* (Anm. 143), S. 14–15.

150 Ebd., S. 14–15.

151 Ebd., S. 29.

152 Ebd., S. 134.

153 Ebd., S. 124.

154 Das International Telegraph and Telephone Consultative Committee hält zum Beispiel unter dem Titel Terminal Equipment and Protocols for Telematic Services. Information Technology. Digital Compression and Coding of Continuous-Tone Still Images. Requirements and Guidelines (Recommendation T.81) eine Liste der Marker code assignments für das fast überall für Bilder verwendete JPEG-Format (Joint Photographic Experts Group) bereit. www.digicamssoft.com/itu/itu-t81-36.html

7. Fazit: Von invertierten Märchen und den Automatismen der Begriffsbildung

Angesichts der bisherigen Entwicklung des »Klons« stellt der Molekularbiologe Lee M. Silver im Jahr 2001 in der Fachzeitschrift *Nature* ernüchert, wenn nicht sogar resigniert fest:

*The scientific community has lost control over Webber's pleasant-sounding little word. Cloning has a popular connotation that is impossible to dislodge. We must accept that democratic debate on cloning is bereft of any meaning. Science and scientists would be better served by choosing other words to explain advances in developmental biotechnology to the public.*¹⁵⁵

Es lässt sich kaum bestreiten, dass die Biologie die Definitionshoheit über den von ihr ins Leben gerufenen Begriff letztlich doch verloren hat. Wie sich im Fall des »Klons« gezeigt hat, haben Bilder daran einen nicht unerheblichen Anteil gehabt. So wurde deutlich, dass der Begriff mindestens ebenso in der Imagination beheimatet ist, wie in der Realität: »Wie kaum ein anderes biotechnisches Verfahren zuvor, beflügelt die Möglichkeit der Klonierung offenbar die menschliche Phantasie.«¹⁵⁶ Die Frage war aber: Warum ist das so? Hier kam die Macht der Faszination ins Spiel, denn sie scheint der Motor zu sein, der den Prozess, der zum »Automatismus der Begriffsbildung« wurde, antrieb.

Zunächst einmal bot der Begriff »Klon« eine günstige Ausgangslage: Er war kurz, eingängig, kein Zungenbrecher, und hatte – wie Silver bemerkt – einen angenehmen Klang. Entscheidend für die Faszination aber war, dass sich unmittelbar nachdem man grob verstanden hatte, worum es bei dem Begriff geht, dem geistigen Auge Bilder aufdrängten. Günther Anders spricht in diesem Zusammenhang Ende der 1960er Jahre von »invertierten Märchen«, nämlich von Märchen, die »nicht mit dem Vorzeichen ›Es war einmal‹, sondern mit dem ›Es wird einmal sein‹ anhoben.«¹⁵⁷ Anders bezieht sich auf Zeichentrickfilme, die in Ermangelung tatsächlicher Bilder die technischen Vorgänge der Raumfahrt erläuterten und den gesprochenen Kommentar untermalten:

*Diese Cartoons waren die echten Märchen der Neuzeit, nämlich ›invertierte Märchen‹ [...]. Das Faszinierende an diesen Zukunftsmärchen war, daß sie niemals Utopien blieben, sondern (da sie ja auf progressgläubige Konsumenten rechneten) stets als Versprechungen in Erscheinung traten, gewissermaßen als Gutscheine für die später einmal einzulösende Wirklichkeit, und als solche auch ›gelesen‹ und verstanden wurden.*¹⁵⁸

Anders bezieht sich hier zwar auf die Raumfahrt, doch sein Konzept der »authentische[n] Bilder der Geschehnisse vor deren Geschehen«¹⁵⁹ lässt sich durchaus auf das Klonen beziehen. Denn dass das Klonen von Menschen irgendwann möglich sein muss, das führte dem Betrachter jedes eineiige Zwillingspärchen wunderbar vor Augen. Die Bilder wurden umso wirkmächtiger dadurch, dass der »Klon« zahlreiche Mythen und Topoi berührte und aufrief, die seit der Antike diskutiert und fiktional verarbeitet werden und die Menschheit gleichermaßen beschäftigen wie faszinieren. Der Zwillingenkult war von diesen derjenige, der noch am ehesten im alltäglichen Leben eine Entsprechung findet. Eng damit verwandt ist das Tabu der Erschaffung künstlicher Menschen, und damit: die Erzeugung von Leben. Dieser den Bereich

155 Silver: »What are clones?« (Anm. 12), S. 21.

156 Christa Runtenberg/Johann S. Ach/Gerd Bruder Müller: »Zur Einführung«, in: Johann S. Ach/Gerd Bruder Müller/Christa Runtenberg (Hg.): *Hello Dolly? Über das Klonen*, Frankfurt a. M. 1998, S. 7–16, hier S. 7.

157 Günther Anders: *Der Blick vom Mond. Reflexionen über Weltraumflüge*, München 1994 [1970], S. 112.

158 Ebd. Hervorhebung im Original.

159 Ebd., S. 113. Hervorhebung im Original.

der Religion betreffende Topos¹⁶⁰ (Wird die Seele mit geklont?) und alle damit verbundenen Schöpfungsmythen wurden in unzähligen literarischen und filmischen Werken thematisiert – wodurch im Laufe der Jahrhunderte auch auf diesem Gebiet ein riesiger Fundus an Bildern entstanden ist, die der Phantasie entsprungenen waren. Erstaunlich ist in diesem Zusammenhang, wie sexuell aufgeladen Klonen als asexuelle Methode der Fortpflanzung letzten Endes ist, so dass es in vielen Klon-Geschichten – vielleicht um diese Diskrepanz zu überwinden – vor allem um Sex geht: »But time and again, one clone somehow or others tumbles in the other's bed, and this feel of advertent or inadvertent sexual betrayals, I think, an inescapable part of the terror of cloning.«¹⁶¹ Die enge Verknüpfung mit männlichen Reproduktions- und Dominanzphantasien, deren Spuren von der Antike bis in die heutige Gesellschaft reichen, garantiert dabei die Aufmerksamkeit beiderlei Geschlechts. Das Auftreten des »Klons« hinterfragt aber ebenso etablierte Muster von »Familie« und »Ehe«, denn nach dem bereits ziemlich radikale Veränderungen auslösenden *mutual sex without reproduction* kommt nun *mutual reproduction without sex* hinzu.¹⁶²

Fest steht auch, dass ein gewisser Bedarf nach Klonen besteht.¹⁶³ Der Biologe Richard Dawkins formuliert ebenso ehrlich wie entwaffnend: »I find it a personally riveting thought that I could watch a small copy of myself, fifty years younger and wearing a baseball hat instead of a British Empire pith helmet, nurtured through the early decades of the twenty-first century.«¹⁶⁴ Man könnte hinter diesem Bedürfnis narzisstische Wünsche der Selbsterhaltung vermuten, der Perpetuierung des eigenen Ichs, und letzten Endes: der Überwindung des Todes. Die einerseits so gewünschte Verdoppelung der eigenen Person führt andererseits grundsätzlich zu Problemen: »Die Möglichkeit, Individuen zu klonen, stellt die Begriffe »Person« und »Individualität« grundsätzlich in Frage und bringt somit das abendländische Grundverständnis des Menschen ins Wanken.«¹⁶⁵ Unabhängig von der Tatsache, dass vielleicht das Äußere, nicht jedoch das Innere einer Person geklont werden kann (wie jedes eineiige Zwillingsspärchen wohl bestätigen dürfte), ruft der »Klon« Ängste vor dem Verlust der Einmaligkeit jedes Menschen, dem Verlust der eigenen Identität wach. Damit einher gehen Szenarien der Entmenschlichung, in denen Klone z. B. als Ersatzteillager¹⁶⁶ oder »als Rohstoff für die Produktion neuartiger Produkte oder Produktionsmittel«¹⁶⁷ benutzt werden. Damit würde – so Anders – in einer weiteren Stufe der Selbst-Entmächtigung des Menschen durch die Technik der Mensch seine Rolle als gestaltendes Subjekt der Geschichte verlieren, während gleichzeitig durch neue künstlich geschaffene Menschentypen die menschliche Spezies aufhören würde zu existieren.¹⁶⁸ Hier zeigt sich die Kehrseite des Traums von der Selbstüberwindung des Menschen, in der der Klon als Übermensch erscheint und eugenische Züchtungsmethoden¹⁶⁹ die Menschheit insgesamt in eine bessere Zukunft führen.¹⁷⁰

160 Vgl. National Bioethics Advisory Commission: »Religious Perspectives«, in: Martha C. Nussbaum/Cass R. Sunstein (Hg.): *Clones and Clones. Facts and Fantasies About Human Cloning*, New York 1998, S. 165–66.

161 Wendy Doniger: »Sex and the Mythological Clone?«, in: Martha C. Nussbaum/Cass R. Sunstein (Hg.): *Clones and Clones. Facts and Fantasies About Human Cloning*, New York 1998, S. 114–138, hier S. 135.

162 William N. Eskridge, Jr./Edward Stein: »Queer Clones«, in: Martha C. Nussbaum/Cass R. Sunstein (Hg.): *Clones and Clones. Facts and Fantasies About Human Cloning*, New York 1998, S. 95–113, hier S. 97.

163 Vgl. Eric A. Posner/Richard A. Posner: »The Demand for Human Cloning«, in: Martha C. Nussbaum/Cass R. Sunstein (Hg.): *Clones and Clones. Facts and Fantasies About Human Cloning*, New York 1998, S. 233–261.

164 Richard Dawkins: »What's Wrong With Cloning?«, in: Martha C. Nussbaum/Cass R. Sunstein (Hg.): *Clones and Clones. Facts and Fantasies About Human Cloning*, New York 1998, S. 54–66, hier S. 53.

165 Vgl. Christoph Zollikofer/Marco Baschera: *Klon statt Person. Individualität im 21. Jahrhundert*, Zürich 2011.

166 Irmela Marei Krüger-Fürhoff: »Verdopplung und Entzug. Erzählstrategien in Kazuo Ishiguros Klon- und Transplantations-Roman Never Let Me Go«, in: Claudia Breger/Irmela Marei Krüger-Fürhoff/Tanja Nusser (Hg.): *Engineering Life. Narrationen vom Menschen in Biomedizin, Kultur und Literatur*, Berlin 2008, S. 145–162.

167 Günther Anders: *Die Antiquiertheit des Menschen*, Bd. 2: *Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution*, München 1980, S. 25.

168 Ebd.

169 Christina Brandt: »Die Diffusion des zukünftigen Menschen: Klonpraktiken und Visionen des Humanen, 1960–1980«, in: Florence Vienne/Christina Brandt (Hg.): *Wissensobjekt Mensch. Humanwissenschaftliche Praktiken im 20. Jahrhundert*, Berlin 2008, S. 215–242.

170 Lee M. Silver: *Das geklonte Paradies. Künstliche Zeugung und Lebensdesign im neuen Jahrtausend*, München 1998.

Doch bevor der Klon eine verbesserte Kopie ist, ist er zunächst eine scheinbar perfekte Kopie. In dieser Eigenschaft verweist er auf den seit der Antike diskutierten Komplex der Mimesis (μίμησις). Der Diskurs um die Problematik einer möglichst getreuen Nachahmung der Wirklichkeit und alle damit zusammenhängenden Fragestellungen nach Authentizität, dem Original und der Kopie haben besonders im Bereich der Ästhetik Unmengen an Literatur und Bildmaterial erzeugt. Dazu gehören auch die »Monstrosität des Immer-Gleichen«¹⁷¹ und die Angst vor der massenhaften Kopie. Viele aus der Fiktion stammende Bilder, z. B. die aus Filmen bekannte Szene massenhaft und ungerührt vorwärts marschierender Klon-Krieger, verdichten und popularisieren in sich mehrere Topoi auf einmal. Dies hat den Effekt, dass sie mehrere Ebenen ansprechen und komplexer sind als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Auf diese Weise transportieren und verfestigen sie Bedeutungsebenen, die dem Bewusstsein nicht unmittelbar zugänglich waren. Im kollektiven Bildgedächtnis, aber auch schon in den Köpfen einzelner Menschen kommt auf diese Weise ein buntes Sammelsurium an Bildern zusammen, die mit dem Begriff verknüpft sind, und die die ursprüngliche bzw. wissenschaftliche Bedeutung immer mehr in den Hintergrund treten lassen.

Mit dem Begriff »Klon« verbunden war, zumindest im allgemeinsprachlichen Verständnis, immer die Gefahr der Verselbstständigung. Alles, was der Mensch erschafft und kontrolliert, droht dieser Kontrolle zu entgleiten. Im Fall des »Klons« wird meist nicht nur ein Klon, sondern eine sehr große Anzahl von Klonen geschaffen, womit diese Gefahr exponentiell ansteigt. Von der Meta-Ebene aus betrachtet, ist genau dies dem Begriff »Klon« selbst passiert: Er ist außer Kontrolle geraten. Doch Verselbstständigung – wenn etwas gewissermaßen lebendig wird – macht nicht nur Angst, sie fasziniert auch. Nicht umsonst kann man in vielen begriffsgeschichtlichen Arbeiten vom »Leben der Begriffe« lesen. Der Gedanke liegt nahe, dass aus genau diesem Grund von Begriffen, die dem Bereich der Biologie zugeordnet werden (»Evolution«, »Parasit«, »Virus«, »DNA-Als-Schrift-Metapher«, »Mutation«, »Klon«) eine besondere Faszination ausgeht, auch weil man sie braucht, um Verselbstständigungsprozesse in der Realität begrifflich fassbar zu machen.

Vielleicht bieten diese Begriffe die Chance zum didaktischen Brückenschlag zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften, und es bewahrheitet sich die Einschätzung des Chemikers und Schriftstellers Charles P. Snow, der 1963¹⁷² der modernen Biologie aufgrund »des visuellen Charakters molekularbiologischer Methoden und [...] einer für den Laien leicht zugänglichen Begrifflichkeit«¹⁷³ das Potential zusprach, ein neuartiges interdisziplinäres Modell des Bildungswesens zu etablieren. Der »Klon« könnte in diesem Zusammenhang eine exemplarische Rolle spielen.

171 Brandt: »Cloned Lives« (Anm. 69), S. 137.

172 Charles P. Snow: »Ein Nachtrag«, in: Helmut Kreuzer (Hg.): *Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. C. P. Snows These in der Diskussion*, München 1987 [1963], S. 19–58.

173 Brandt: »Die zwei (und mehr) Kulturen des »Klons«« (Anm. 51), S. 244.

DEBATTEN

Erich Rothacker und die Begriffsgeschichte (Dokumentation einer Tagung)

Geistige Kontinuität? Rothackers Projekt eines begriffsgeschichtlichen Wörterbuchs von 1927 und dessen Wiederaufnahme 1949

Margarita Kranz

Als Hans-Ulrich Gumbrecht vor einigen Jahren die Bemühungen um ein begriffsgeschichtliches Wörterbuch auf Rothackers Pläne in den 20er Jahren zurückführte, stellte er richtig fest, dass es Rothackers Ansehen zu verdanken war, dass ein solcher Plan »über die Schwelle des Zweiten Weltkriegs bewahrt wurde und dann entschlossene institutionell-finanzielle Unterstützung in der Wissenschaftsszene der jungen Bundesrepublik fand.«¹ Für Gumbrecht bestätigt dieser Einzelfall die allgemeine Charakterisierung der Geisteswissenschaften an den deutschen Universitäten während der fünfziger Jahre, die Jürgen Habermas gegeben hat: »Auf den Universitäten herrschte eine geistige Kontinuität, die durch die 30er Jahre hindurch bis weit in die Adenauerzeit hineinreichte«.

Gumbrecht urteilte in Bezug auf das Wörterbuchprojekt auf einer dünnen Basis: Von Rothackers Projekt war kaum mehr bekannt als seine Eisler Rezension von 1927 und seine Andeutungen im *Geleitwort* zum 1955 neu gegründeten *Archiv für Begriffsgeschichte*, das den Untertitel »Bausteine zu einem Historischen Wörterbuch der Philosophie« trägt. Gumbrecht und viele mit ihm nehmen das *Historische Wörterbuch der Philosophie* von Joachim Ritter, das sich ausdrücklich als »völlig neubearbeitete Ausgabe« von Eislers Wörterbuch ausweist, als Umsetzung des Rothackerschen Plans, und es gab kaum Veranlassungen, beides zu unterscheiden. Mittlerweile ist durch Archiverschließungen im Zusammenhang der Aufarbeitung der Begriffsgeschichte der 50er Jahre völlig klar, dass beide Projekte zunächst nichts miteinander zu tun haben: Es ist ein historischer Zufall, eine reine Koinzidenz, dass Ritter Ende der 50er Jahre, ohne Rothackers Wissen oder gar Mitwirkung, von einem Verlag zur Überarbeitung des Eisler gebeten wurde; Ritter wiederum war vorher von Rothacker überhaupt nicht in die Wiederaufnahme des Wörterbuchprojektes einbezogen worden.² Will man also eine Kontinuität im begriffsgeschichtlichen Wörterbuchprojekt Rothackers herausstellen, muss man auf der einen Seite das HWPh Ritters ganz beiseitelassen. (Es wäre vielleicht wert, anhand der Rothackerschen frühen Pläne genauer herauszuarbeiten, worin sich ein realisiertes »ideales begriffsgeschichtliches Wörterbuch«³ von dem realen Ritters unterschieden hätte.) Auf der anderen Seite steht aber jetzt eine breitere, um nicht zu sagen erstmals fundierte Textbasis zur Verfügung, um Rothackers Projekt aus den 20er Jahren in seiner Intention genauer zu erfassen: Aus dem

1 Hans-Ulrich Gumbrecht: *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte*, München 2006, S. 11 f.

2 Margarita Kranz: »Begriffsgeschichte institutionell. Die Senatskommission für Begriffsgeschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft (1956–1966). Darstellung und Dokumente«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 53 (2011), S. 153–226, darin Hans Blumenberg: *Thesen zu einer Metaphorologie* (1958) sowie *Protokoll der Diskussion zum Vortrag Paradigmen zu einer Metaphorologie* (1958), S. 186–193.

3 So Rothacker im Geleitwort zum neuen *Archiv für Begriffsgeschichte* 1 (1955), S. 7.

Rothacker-Archiv der ULB Bonn sind seine ausführlichen Darstellungen zum Plan eines begriffsgeschichtlichen Wörterbuchs publiziert, darunter auch sein Vortragsmanuskript zur Vorstellung des Projektes am Warburg-Institut und ein ausführlicher Brief dazu an Aby Warburg.⁴

Die neue Lage verschiebt das Gewicht: die reichhaltigen Skizzen und Ausführungen von 1927 zeigen ein weitaus ambitionierteres Projekt Rothackers als eine Bearbeitung des Eislerschen Wörterbuchs oder als der spätere pragmatische Rückzug auf die *Bausteine* des *Archivs für Begriffsgeschichte* vermuten lassen: Das begriffsgeschichtliche Wörterbuch zeigt sich als Kind der philosophischen Strömungen der Zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Das Nachkriegsprojekt Rothackers bleibt jedoch auf kurze Ankündigungen beschränkt und ist – außer in der Vorform der Materialsammlung – nie verwirklicht worden. Wenn wir nach der Kontinuität des Rothackerschen Projektes über den Bruch von Nationalsozialismus und Krieg hinweg fragen, dann bewegen wir uns ausschließlich auf der Ebene von Ideen, Plänen und Ankündigungen, die die Zeit der dreißiger und vierziger Jahre aussparen. Kontinuität ist hier also nicht die zwischen Nazi-Zeit und Adenauerzeit, wie im Habermas-Zitat gemeint, sondern ein scheinbar bruchloser Anschluss an die Weimarer Zeit mit der ›Lücke‹ zwischen 1929 und 1949. Diese ›Lücke‹ war in Bezug auf das begriffsgeschichtliche Projekt kontingent.

I. Die Kontingenzen von Abbruch und Neuanfang

Rothacker plante sein Wörterbuch-Projekt und den Aufbau eines ganzen Instituts zu dessen Erstellung biographisch in »unbestalteter« Zeit – d. h. als Privatdozent ohne festes Einkommen –, in der er einflussreiche Machtpositionen oder editorische Machtinstrumente durch Zeitschriften und Reihen zu erlangen suchte, wie Guillaume Plas in seiner Thèse detailliert den Zusammenhang von philosophischen Publikationen und Aktivitäten analysiert.⁵

Seine Anträge sind nicht erfolgreich gewesen. Weder kam die Zusammenarbeit mit der Bibliothek Warburg noch ein eigenes Kaiser-Wilhelm-Institut für begriffsgeschichtliche Forschungen noch sonstige Förderungen zustande, die ein Projekt dieses Ausmaßes der Realisierung näher gebracht hätten. Die Flexibilität, die Rothacker in der Ausrichtung des Projektes je nach institutionellem Adressat an den Tag legte, ist dabei übrigens bemerkenswert.

Mit Rothackers Berufung auf einen Doppel-Lehrstuhl für Philosophie und Psychologie 1929 entfielen nicht nur die unmittelbaren existentiellen Beweggründe zu dem Großprojekt, sondern auch die Zeitressourcen für eine Verwirklichung im großen Stil. Durch das neue Ordinariat sei er in Bonn »vor völlig neue Aufgaben gestellt,« so schreibt er noch 1933 an den Direktor des Vaterländischen Museums Hannover auf dessen Anfrage, inwieweit das in der Eisler-Rezension angekündigte »Handwörterbuch kulturphilosophischer Grundbegriffe« erschienen sei. »Nichtsdestoweniger ist mein Plan nicht aufgegeben. Zu realisieren wäre er aber in dem Umfang, wie er mir vorschwebt, nur mit einem guten Dutzend von Stipendiaten. Es handelt sich ja nicht darum ein neues Taschenwörterbuch zu schaffen. Im übrigen wird eine Fortsetzung meiner Eisler-Besprechung erscheinen.«⁶ Aber »bei der Weite des Gebietes« sei es nur gelungen, einen Teil seiner Schüler in die Arbeit »einzuspannen«. Zur weiteren Verfolgung des begriffsgeschichtlichen

4 Margarita Kranz: »Begriffsgeschichte institutionell – Teil II. Die Kommission für Philosophie der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz unter den Vorsitzenden Erich Rothacker und Hans Blumenberg (1949–1974)«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 54 (2012), S. 119–194, S. 166 ff. sind die Dokumente aus dem Nachlass Rothackers wiedergegeben.

5 Guillaume Plas: *L'historiste face à l'histoire. La politique intellectuelle d'Ernst Rothacker de la République de Weimar à l'après-guerre* (Thèse Paris-Sorbonne 2011).

6 Brief vom 28.2.1933 (ULB Bonn, Hsschr. Abt. Nachlass Rothacker, Ro XX,2).

Großprojektes fehlten Rothacker nicht der Wille, sondern die Zeit, das Geld und auch die »Schüler«, die er als Mitarbeiter hätte einsetzen können (dazu Plas in AfB 54). Das Ruhen des begriffsgeschichtlichen Projektes von 1929 an ist unabhängig von den politischen Verhältnissen dieser Zeit.

Die im Rahmen des Wiederaufbaus der deutschen Wissenschaftslandschaft 1949 neu gegründete Mainzer Akademie, die alte Vorhaben – sei es durch die Nationalsozialisten abgebrochene oder durch die Teilung Deutschlands ortlos gewordene – wieder einzurichten suchte, wählte Rothacker wegen seiner fächerübergreifenden wissenschaftspolitischen Reputation⁷ und in der Hoffnung auf ein entsprechendes Projekt zum Mitglied. Die Inangriffnahme eines begriffsgeschichtlichen Wörterbuchs wurde zu einem der ersten Projekte der Akademie, das Rothacker mit einer eigenen Kommission etablierte. Rothacker – nun kurz vor dem Ruhestand – hatte damit den Rahmen und die Hoffnung auf Ressourcen, sein lang gehegtes interdisziplinäres Projekt zum Ende seines Lebens noch zu verwirklichen.

II. Das Programm eines Kulturphilosophischen Wörterbuch und seine historische Signatur

Rothackers Projekt eines Wörterbuchs oder Handbuchs »kulturphilosophischer Grundbegriffe« ist, wie sein Antrag bei der Notgemeinschaft von 1927 zeigt, weitaus ambitionierter als nur ein texthermeneutisches »Hilfsmittel« zu erstellen. Das eigentliche Ziel ist der Aufweis einer Systematik der Geisteswissenschaften in der Vollendung Diltheyscher Ansätze (wie Rothacker es in seiner *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften* selbst ausgeführt hat). Eine Analyse der Termini einzelner geisteswissenschaftlicher Disziplinen wird die »gemeingeisteswissenschaftlichen« Wurzeln in der Philosophie aufweisen, so dass dann nicht als aufgestülpte Systematik, sondern »organisch« der innere Zusammenhalt der Geisteswissenschaften gezeigt werden kann. Für die letztlich angezielte Systematik der *Grundbegriffe* werden polare »weltanschauliche« Gegensätze (Realismus/Idealismus, Subjektivismus/Objektivismus; Rationalismus/Irrationalismus etc.) angesetzt, in deren Ausrichtung und Kontexte sich Termini konkret einpassen und wandeln. Polare Grundbegriffe hatten sowohl Rudolf Eucken in kategorialer Absetzung von Termini zum Verständnis der Philosophiegeschichte⁸ wie auch Heinrich Wölfflin in seinen *Grundbegriffen der Kunstgeschichte* (1920) als »abstrahierende Kategorien« zum Verständnis der Geschichte der Kunst angesetzt. In Rothackers Wörterbuchprojekt kommen also zwei Momente zusammen: das historistische Moment in der Freilegung der Genese und geschichtlichen Dimension von Termini und das systematische im Rahmen einer Grundlegung der Geisteswissenschaften.

Als Rothacker das Projekt 1949 wieder aufnahm, entfiel die systematische Komponente im Anschluss an Dilthey (wie wohl schon in den 30er Jahren die Philosophie Diltheys für Rothacker in den Hintergrund trat zugunsten der Anthropologie), via Begriffsgeschichte die Grundlegung der Einheit der Geisteswissenschaften zu schaffen. Die interdisziplinäre terminologiegeschichtliche Aufarbeitung als solche blieb übrig. Diese wird »akademisch«,⁹ d. h. im Rahmen der Fächervielfalt einer Akademie, eingepasst, sie bleibt nicht geisteswissenschaftlich enggeführt, befreit sich also aus der methodischen Gegenstellung zu

7 Hintergrund der Gründung und die Personenkonstellationen für die Philosophie werden in der Dokumentation zur Akademie dargestellt, s. Anm. 3.

8 Eucken sah das Projekt einer geschichtlichen Aufarbeitung der philosophischen Terminologie als weitaus einfacher und schneller bewältigt als das einer Geschichte der »Grundbegriffe«. Diese (vgl. *Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart*, 1878, ab 3. Auflage 1904 unter dem Titel *Geistige Strömungen der Gegenwart*) sind – in polaren Gegensätzen (theoretisch – praktisch, Intellektualismus-Voluntarismus, Idealismus-Realismus, Monismus-Dualismus, Denken-Erfahren) – gerade Abstraktionen von Geschichtsformationen.

9 Erich Rothacker: »Das akademische Wörterbuch der Philosophie«, in: *Das Goldene Tor. Monatsschrift für Literatur und Kunst*, hg. v. Alfred Döblin. Baden-Baden Heft 2, S. 94–97.

den Naturwissenschaften der Weimarer Zeit und verbindet sich auch durch die Personenkonstellation innerhalb der Akademie mit der »Problemgeschichte« Nicolai Hartmanns und Heinz Heimsoeths.¹⁰

Die pragmatische Angleichung an den institutionellen Rahmen und die Reduzierung des Projektes (im Grunde auf Euckens Programm der Terminologiegeschichte), bei sonst zum Teil wörtlichen Übernahmen alter Textteile, sind kaum als ideologisch motiviert zu werten. Das begriffsgeschichtliche Projekt war, anders als die Kulturanthropologie, ideologieresistent, aber unterlag historischem Wandel. Das Wörterbuch von 1929 hatte eine andere Intention als das von 1949; faktisch und praktisch aber wäre es wohl kaum zu unterscheiden gewesen.

¹⁰ So das Geleitwort zum *Archiv für Begriffsgeschichte* 1 (1950).

Rothackers Kulturphilosophie in biographisch-zeitgeschichtlicher Perspektive und im Hinblick auf seine Idee einer Begriffsgeschichte der Geisteswissenschaften

Ralph Stöwer

1. Einleitung

Ziel des Beitrags ist die Nachzeichnung des Entwicklungsgangs der Kulturphilosophie Rothackers, die von der positivistisch geprägten Universalgeschichte und Völkerpsychologie seiner Zeit ausging, sich dann der ›historischen Bewegung‹ des 19. Jahrhunderts zuwandte, um diese im Sinne Diltheys für eine Philosophie der Geisteswissenschaften auszuwerten. Seit Ende der 1920er Jahre baute Rothacker über die Rezeption der entstehenden philosophischen Anthropologie (Scheler, Plessner) und relevanter biologischer Ansätze (Uexküll) den eigenen Historismus zu einer Kulturanthropologie aus, die er in der Nachkriegszeit durch eine Entwicklungstheorie des Bewusstseins abrundete. Diese vier charakteristischen Phasen seiner kulturphilosophischen Entwicklung werde ich im Folgenden zusammenfassend beschreiben. Im Verlauf der Betrachtung der einzelnen Phasen verweise ich auf relevante Bausteine für Rothackers Konzept der Begriffsgeschichte.

Die vier Phasen seiner Kulturphilosophie im Überblick:

- Phase 1: Rothacker beschäftigte sich in seiner Studienzeit (1907–1912) vorwiegend mit ›positivistischer‹ Kulturgeschichtsschreibung, seine Dissertation *Über die Möglichkeiten und den Ertrag einer genetischen Geschichtsschreibung im Sinne Karl Lamprechts* (1912) ist Höhepunkt und Abschluss dieser Phase.
- Phase 2: Rothacker erarbeitete sich die Geschichte und Philosophie der ›historischen Bewegung‹ (Historischen Schule) und entwarf im Anschluss daran eine eigene, historistisch-relativistische Weltanschauungslehre (1914–ca. 1928), mit den beiden Schriften *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (1920) und *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften* (1926);
- Phase 3: Seit seiner Berufung nach Bonn beschäftigte sich Rothacker intensiv mit der Psychologie, rezipierte insbesondere biopsychologische Forschungen und entwickelte seine Kulturanthropologie schrittweise in *Geschichtsphilosophie* (1934), *Die Schichten der Persönlichkeit* (1938, erweiterte 2. Aufl. 1941) und *Probleme der Kulturanthropologie* (1942);
- Phase 4: In der Nachkriegszeit vertiefte Rothacker seine Kulturanthropologie durch eine Theorie des anschaulichen Bewusstseins, die in seinem Letztwerk *Zur Genealogie des menschlichen Bewusstseins* (1966) systematisch entwickelt ist.

2. Geisteswissenschaftliche Diskurse als Eckpunkte der wissenschaftlichen Sozialisation Rothackers

In Erich Rothackers kulturphilosophischem Denken spiegelte sich ein bedeutender Teil der geisteswissenschaftlichen Tendenzen seiner Zeit, nicht zuletzt auch von romantischen, historistischen und positivistischen Tendenzen des 19. Jahrhunderts. Die Verknüpfung philosophischer, kulturwissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Interessen prägte schon sein Studium. Er studierte Philosophie und Medizin, besuchte aber auch ein umfangreiches Konglomerat kulturwissenschaftlicher, d. h. germanistischer, sprachwissenschaftlicher, kunsthistorischer, soziologischer und staatswissenschaftlicher Lehrveranstaltungen. Es war früh sein Wunsch, ein breites, vor allem kulturgeschichtliches Wissen anzusammeln, es philosophisch zu durchdringen und auf diesem Weg die großen Grundfragen der Geisteswissenschaften zu beantworten. Dilthey war das große Vorbild.¹

Als wissenschaftshistorischer Kontext der Frühphase seiner akademischen Laufbahn, als sich Rothackers philosophisches Denken formierte, ist an zahlreiche geisteswissenschaftlichen Grundsatzdebatten zu erinnern, die Rothacker aufmerksam registrierte: Die Geschichtswissenschaft war seit Mitte des 19. Jahrhunderts so etwas wie eine Leitwissenschaft an den Universitäten, sie war in ihrer späten Phase deutlich geprägt durch den naturwissenschaftlich-positivistischen Zeitgeist. Rothacker interessierten besonders die Debatten der Historiker über die wissenschaftliche Berechtigung der Kulturgeschichte neben der herrschenden politischen Geschichte. Die Kontroverse zwischen Eberhard Gothein und Dietrich Schäfer über die Daseinsberechtigung der Kulturgeschichte neben der politischen Geschichte wurde durch Karl Lamprecht verschärft, der die entwicklungsorientierte, sozialpsychologische Kulturgeschichte programmatisch über die politische, aus seiner Sicht bloß ›dramatische‹ Geschichte stellte. Hinzu traten die großen erkenntnistheoretischen Diskurse der Geisteswissenschaften, also über Diltheys Kritik der historischen Vernunft, über die südwestdeutsch-neukantianischen Wissenschaftslehren (Windelband, Rickert) und nicht zuletzt ausufernde Debatten über die geisteswissenschaftliche Bedeutung der Psychologie. Kann sie Fundament der Geisteswissenschaften sein? Es ist hier an den ›Psychologismusstreit‹ zu erinnern und an die Kontroverse zwischen Dilthey und Ebbinghaus über verstehende versus erklärende Psychologie. Diese Debatten hat Rothacker wahrgenommen, ebenso weitere wissenschaftstheoretische Grundsatzdiskurse. So den Streit der Nationalökonomien über »reine« Theorie versus empirisch-historische Forschung und ihren Werturteilsstreit. Rothacker hat auch Karl Vosslers Streitschrift *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft* (1904) registriert und den Aufstieg der Geistesgeschichte gegen den Philologismus in den Literaturwissenschaften in seinen Anfängen miterlebt. Nicht zu vergessen ist seine Wahrnehmung des Diskurses der Kunsthistoriker über völkerpsychologisch fundierte Stilgeschichte versus »immanente« Formengeschichte, ein Wandel, den ausgerechnet sein Lehrer Heinrich Wölfflin vollzog.² Die Jahre um die Jahrhundertwende waren nicht zuletzt durch zwei weitere Tendenzen geprägt, die Rothacker aufnehmen sollte: Zum einen das Eindringen antimechanistischen biologischen Denkens in die Philosophie (Driesch und Bergsons Neovitalismen, Uexkülls Umweltlehre) und zum zweiten die Formulierung und Verbreitung eugenischer und rassenhygienischer Theorien (z. B. durch Alfred Ploetz und Wilhelm Schallmeyer).

Die genannten Debatten illustrieren, dass Rothackers wissenschaftliche Sozialisation geistesgeschichtlich in einer Umbruch- oder Schwellenphase stattfand. Philosophie und Geisteswissenschaften im späten Kaiserreich waren in seiner Wahrnehmung einerseits geprägt durch den Siegeszug des positivistisch-naturwissenschaftlichen Denkens, in den ein naturalistisches Paradigma eingeschlossen war. Dass die

1 Vgl. Erich Rothacker: *Heitere Erinnerungen*, Bonn 2008, S. 30–51; Ralph Stöwer: *Erich Rothacker. Sein Leben und seine Wissenschaft vom Menschen*, Göttingen 2012, S. 31–51, 60–64.

2 Vgl. Erich Rothackers Besprechung von Wölfflins Kunstgeschichtliche Grundbegriffe in: *Repertorium für Kunstwissenschaft* 41 (1919), S. 168–186.

biologische »Natur« des Menschen als Fundament des Geistes angemessen zu berücksichtigen sei, wurde wohl nur noch von wenigen bestritten. Zugleich aber formierte sich eine antimechanistische Gegenbewegung, die den elementaristischen Naturbegriff des Positivismus durch ganzheitlich-organische und dynamische Ansätze auszutreiben suchte.

3. Kulturphilosophische Phase 1: Positivistische Kulturgeschichte (1907–1912, Studienzeit)

Vor allem vor dem Hintergrund des Zusammentreffens der »historischen Bewegung« mit dem naturalistischen Zeitgeist interpretiere ich Rothackers frühes Interesse für Fragestellungen historischer (Kultur-)Entwicklung. Das begann schon in der Schulzeit, als Primaner, und trug im Studium erste Früchte. Bereits 1907 verfasste Rothacker eine Rezension über Hermann Schneiders *Kultur und Denken der alten Ägypter*.³ An Schneiders Buch faszinierte ihn die historische Nachzeichnung der Entwicklung des altägyptischen Denkens von einem bloß anschaulichen zu einem begrifflich-abstrakten Denken. Schneiders genetische Kulturpsychologie der Ägypter bestätigte für Rothacker den Ansatz der aktuellen Völkerpsychologie, die um die Jahrhundertwende entstanden und mit Namen wie Wundt, Breysig, Frobenius oder Lamprecht verbunden war. Rothacker verteidigte dann in seiner Dissertation Karl Lamprechts genetische Kulturgeschichte: Universalgeschichte soll demnach als Entwicklungsgeschichte in fortschreitenden Kulturstufen verstanden werden. Aber nicht die Entwicklung der objektiven, materiellen Kultur ist das eigentlich Interessante, sondern die sich darin manifestierenden, geistig-seelischen Entwicklungen der Nationen und Völker. Lamprechts positivistische Sozialpsychologie lehnte Rothacker als Erklärung für das Fortschreiten der Kulturstufen allerdings ab. Begriffe wie »seelische Chemie« oder »seelische Wechselwirkung« klangen ihm zu mechanistisch und zu spekulativ. Kultureller Fortschritt sei vielmehr biologisch fundiert, nämlich in hirnhysiologisch verankertem, überindividuellem »formalem Begabungswandel«. Die Historiker hätten demnach Völkerpsychographien zu liefern, die dahinter wirkende Physiologie der Völker wäre allerdings Sache der Rassenforschung. Rothackers Begründung der »völkerphysiologischen« These klang ziemlich vulgärrassistisch. Die Leistung der »befreiten Neger«, so schrieb er in seiner Dissertation, sei das klägliche Liberia gewesen. Und Ähnliches mehr. Halbkulturen lägen in ihrer Hirnentwicklung offensichtlich hinter Hochkulturen zurück.⁴

4. Kulturphilosophische Phase 2: Von Geschichte und Philosophie der »historischen Bewegung« zu Weltanschauungslehre und historischem Relativismus (von 1914 bis Ende der 20er Jahre)

Von solch plattestem Naturalismus war in Rothackers Denken nach dem Ersten Weltkrieg nichts mehr zu spüren. Nun galt sein ganzes Interesse der »historischen Bewegung«.

Rothacker verstand seine Habilitationsschrift *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (1920) als ersten Schritt zur Vollendung des Diltheyschen Projekts einer Philosophie der Geisteswissenschaften: Diese

³ Vgl. *Philosophische Wochenschrift* 7 (1907), S. 333–336.

⁴ Vgl. Erich Rothacker: *Über die Möglichkeiten und den Ertrag einer genetischen Geschichtsschreibung im Sinne Karl Lamprechts*, Leipzig 1912, bes. S. 86 u. 101.

Philosophie sollte in der Geschichte der »historischen Bewegung« aufgefunden werden, sie dürfe keinesfalls konstruiert werden. Rothacker zeichnete die Geschichte der Historischen Schule in ihrer Auseinandersetzung mit dem Hegelschen Rationalismus nach. Er verfolgte ihre Wandlungen im Fortgang des 19. Jahrhunderts und kam zu dem Ergebnis, dass ein genuin romantisch-organisch-historistischer Weltzugang – teils offen, teils subkutan – jedenfalls doch das prägende Merkmal der »historischen Bewegung« blieb. Von Herder und Goethe ausgehend, noch beim frühen Hegel, aber vor allem bei Savigny, Ranke, Grimm, auch bei ihren Mitstreitern und Nachfolgern, zeichnete sie quer durch die verschiedenen Fachbereiche der Geisteswissenschaften hindurch das Folgende aus:

- die verstehende Versenkung in das Einzigartige der historischen Erscheinung,
- das »Auffinden« der Ideale in der Geschichte,
- das organische Werden der Völker und Staaten,
- der Volksgeistbegriff,
- die vergleichende Methode.

Die etwa 1850–1860 entstehende kleindeutsche politische Historie erweiterte diesen geistigen Fundus um die prägende Bedeutung der Taten großer Politiker und Staatsmänner.

Zuletzt verbanden Wilhelm Scherer und Wilhelm Dilthey den Wissenschaftlichkeitsanspruch des positivistischen Zeitalters mit der Weltsicht der historischen Bewegung. Scherer beschwor die Tatsachenforschung als Akt einer Selbsterkenntnis, die in eine »nationale Ethik« münden sollte und Dilthey begann die philosophische Selbstbesinnung der historischen Geisteswissenschaften.⁵

Rothackers zweite größere Monographie, *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften* (1926) sollte nun die philosophische Auswertung des skizzierten »Geistes der Historischen Schule« bringen und das Projekt weitertreiben: In Anknüpfung an Diltheys »Typen der Weltanschauung« ging Rothacker von der unüberwindbaren Gebundenheit der Geisteswissenschaften an polar strukturierte Weltanschauungen aus. Im Spannungsfeld der weltanschaulichen Pole des dualistischen Idealismus (Trennung zwischen sinnlicher Erscheinung und übersinnlichen Werten) und des Naturalismus (ausschließliche Gültigkeit der sinnlichen Erscheinungen) seien die Geisteswissenschaften gemäß fundamentalen weltanschaulichen Bedürfnissen historisch entstanden. Ihre Methodenkämpfe seien Weltanschauungskämpfe, letztlich Kämpfe um die »richtige« Anschauung des Lebens selbst.⁶

Die Gebundenheit an Weltanschauungstypen führe zu einer beschreibbaren Systematik der Geisteswissenschaften quer zu den Fachgrenzen (dogmatische, historische, theoretische, kritisch-systematische Richtungen innerhalb der einzelnen Fachwissenschaften mit entsprechend verschiedenen Begriffsbildungen). Alle »wie vom Himmel gefallen«, bloß theoretisch begründeten »Systeme« der Geisteswissenschaften seien hingegen realitätsfremde Konstruktionen. Der Geist der Historischen Schule ist philosophisch als »objektiver Idealismus« zu kennzeichnen, weil er die beiden Weltanschauungspole versöhnt, indem er Ideale historisch auffindet statt sie zu konstruieren. Weiterhin weil er bei Vorrang des »Werterlebnisses« vor dem »reinen« Ideal durch verstehende Beschreibungen des Gewordenen empirisch arbeitet, aber zugleich der historischen Wirklichkeit unangemessene Kausalerklärungen meidet. Die Geschichte soll also auf empirischer Basis verstanden, nicht erklärt werden. Die bedeutendsten methodischen Innovationen

⁵ Vgl. Erich Rothacker: *Einleitung in die Geisteswissenschaften*, Tübingen 21930, S. 207–277.

⁶ Erich Rothacker: *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften* (Teildruck aus: *Handbuch der Philosophie*, hg. von A. Baeumler und M. Schroeter, Abt. 2, Beitrag C.), München/Berlin 1926, unveränderter reprographischer Nachdruck, München/Berlin 1965, S. 17–67, 109–115.

des objektiven Idealismus sind die entwicklungsgeschichtliche und die kulturvergleichende Methode sowie der Organismusgedanke.⁷

Für Rothackers Ansatz einer Begriffsgeschichte bedeutete seine Weltanschauungslehre vor allem: Die Begriffe der Geisteswissenschaften verweisen auf ihre tiefe Verwurzelung in lebensgebundenen, vorwissenschaftlichen Weltanschauungen. Beispielhaft zeigte Rothacker in seiner *Einleitung in die Geisteswissenschaften*, wie die emanatistischen Denkweisen der »historischen Bewegung« die Verben der historischen Beschreibungen in den Geisteswissenschaften nachhaltig prägten.⁸

Eine detaillierte Analyse der »totalen Weltbilder« der großen Weltanschauungstypen würde nach Rothacker freilich auch zeigen, dass »jeder unserer Begriffe und Allgemeinvorstellungen [...] zahlreiche Momente enthielte, die nicht aus dem leitenden Gesichtspunkt unserer Weltanschauung abzuleiten wären«. Unsere Begriffe, ob wissenschaftlich oder vorwissenschaftlich, sind »nicht alle in Relationen zu einander und zu bestimmten Grundformen und Schemen der Betrachtung auflösbar«. – »Wir wissen doch zum mindesten weit mehr, als unsere Theorie erzeugt, ja z. T. ihr Widersprechendes.«⁹ Der Kenner weiß also mehr als jede Theorie aussagen kann. In diesem Sinne verweist nach Rothacker jede Begriffsgeschichte auch auf die Plastizität der Welt hinter den Weltanschauungen.

5. Kulturphilosophische Phase 3: Vom Weltanschauungshistorismus bis zur Kultur-anthropologie (vom Ende der zwanziger bis in die vierziger Jahre)

Unter dem Einfluss vornehmlich der philosophischen Anthropologie, aber auch verwandter ontologischer und biophilosophischer Bestrebungen (Scheler, Plessner, Heidegger, Uexküll, Klages) baute Rothacker seinen geisteswissenschaftlichen Historismus seit Ende der zwanziger und Beginn der dreißiger Jahre schrittweise zu einer kulturanthropologischen Theorie aus. Ansätze waren in der *Logik und Systematik* schon vorhanden. Den entscheidenden Schritt stellte aber seine *Geschichtsphilosophie* (1934) dar, die unter dem ebenso starken Eindruck von Spenglers Kulturmorphologie (*Untergang des Abendlandes*, 1919) wie des politisch siegreichen Nationalsozialismus stand. Für Rothacker hatte Spengler die charakteristische Einheit und den endogenen Entwicklungsgang von Kulturen nachgewiesen, äußerst problematisch blieb freilich sein unbedingter Geschichtsdeterminismus. Rothacker wollte Abhilfe schaffen und Entwicklungsgesetze der materiellen Geschichte finden, welche die von Spengler beschriebene Einheit und Geschlossenheit von Kulturen und Epochen verständlich machen, ohne die generelle »Offenheit« des Geschichtsprozesses zu negieren. Dabei hielt er es für entscheidend, die Einheit historischer Kulturgemeinschaften in eine angemessene Beziehung zur Bedeutung der individuellen Tat zu setzen.

Seine Lösung dieses Problems fand er im kulturanthropologischen Handlungsschema: Die Geschichte ist danach eine unausgesetzte »pulsierende« Folge von Handlungen. Handlungen aber setzen immer Entscheidungen voraus, sie sind demzufolge Antworten auf erlebte Situationen, die permanent getätigt werden *müssen*. Situationen werden immer vor dem Hintergrund von »Lagen« erlebt, d. h. das Erleben ist durch ein breites Ensemble von historischen und psychophysischen Bedingungen beeinflusst. Entscheidungen stehen unter sehr konkretem existenziellen Erfolgsdruck, ihre »Fruchtbarkeit« für das Leben der Gemeinschaften ist das vorwaltende Entscheidungskriterium. Erfolgreiche Antworten werden zu charakteristischen Prä- gungen, zu Traditionen, zu das ganze Gemeinschaftsleben unterbauenden, durchgreifenden Haltungen

7 Vgl. ebd., S. 79–109.

8 Vgl. ebd., S. 116 ff.

9 Ebd., S. 134.

chronifiziert. Letztlich entstehen nach diesem Schema (relativ) geschlossene Lebensstile (Kulturstile) mit »Durchstilierungen« bis ins Physiognomische. Kulturelle Kristallisierungen nach dem Kriterium der Fruchtbarkeit sind aus dem humanen Grundbedürfnis nach »Entlastung« (vom Entscheidungsdruck der Situationen) und nach »Daseinssteigerung« (Stolz, Selbstvergewisserung) zu verstehen.¹⁰ Im Bezug auf Rothackers Verständnis von Begriffsgeschichte ist hier zu vermerken, dass natürlich auch Sprachen respektive Begriffe nach diesem Schema charakteristisch »geprägt« sind.

Die Entwicklung von Kulturen bleibt trotz gesetzmäßig verlaufender Prägungen und Stilierungen durch widerstreitende subkulturelle Einflüsse und Interessen, durch das Aufeinandertreffen verschiedener Kulturen und insbesondere durch die »schöpferischen« Taten der Individuen dennoch stets ein Prozess mit offenem Ausgang. Jede neue Handlung, jede Anforderung, die ein abweichendes Individuum oder eine abweichende Gruppe an die Bezugsgemeinschaft stellt, kann potentiell zu Veränderungen führen. Insgesamt ergibt sich daraus ein - freilich ziemlich sozialdarwinistisch anmutendes - Bild eines permanenten intra- und interkulturellen Kampfes.¹¹

Rothackers sozialdarwinistische Zuspitzungen und existenzphilosophische Überhöhungen des »Lebenskampfes«, in dem sich Kulturen angeblich stetig befinden, der sich angeblich allerorten in allen kulturellen Feldern abspielt,¹² bei Nichtthematisierung von Formen des Ausgleichs oder auch Nebeneinanders, der Pluralität und der wechselseitigen Beeinflussung, sind aus meiner Sicht auch als Reflex auf Rothackers Zeiterfahrungen zu verstehen, als erlebter Verlust der »Sekurität« bürgerlichen Lebens in politischen, kulturellen und sozialen Hinsichten.¹³ Hier spiegelt sich das Erlebnis des verlorenen Weltkriegs und der daran anschließenden gesellschaftlichen Auseinandersetzungen der Weimarer Zeit. Diese Verwerfungen und Auseinandersetzungen betrafen natürlich auch die Hochschulen und ihre Lehrer und zerstörten die politischen, kulturellen und sozialen Gewissheiten der deutschen Bildungselite. Die Beschwörung einer nationalen »Volksgemeinschaft« (Stichwort »Volkwerdung«), die gegen liberale, sozialistische und kosmopolitische Widersacher innenpolitisch zu erkämpfen war, wurde von Rothacker – wie von vielen anderen Hochschullehrern – als ein therapeutisches Mittel gegen diese Verwerfungen betrachtet.

Die vieldiskutierte Frage nach der kulturellen Bedeutung von »Rasse« stand dabei allerdings weniger im Zentrum seines Denkens über Volkwerdung als die Frage nach dem *historischen* Werden relativ geschlossener Kulturstile. Und mehr als die Einordnung der Rassentheorie in seine Kulturphilosophie war seine geschichtsphilosophische Legitimierung des Strebens nach einem vermeintlich »deutschen«, nationalen Lebensstil Rothackers engster Anknüpfungspunkt an die NS-Ideologie. Er insinuierte mit seiner *Geschichtsphilosophie*, dass dieses Streben ein existenzieller Lebens- und Schicksalskampf des deutschen Volkes sei. Denn um Lebensstile wird gerungen, sie wollen »verantwortet« sein, die Beantwortung der Frage nach dem angemessenen Lebensstil enthält immer zugleich ein ethisches Postulat.¹⁴ Rothacker knüpfte insoweit an die nationalsozialistische Volkstumsideologie ebenso an wie an Heideggers Begriff der dramatisierten Begriff der »Geschichtlichkeit« in dem Sinne, dass das deutsche Volk den historischen Augenblick erkennen und sein Schicksal in die Hand nehmen sollte.¹⁵

10 Vgl. Erich Rothacker: *Geschichtsphilosophie* München 1934, S. 37–82.

11 Vgl. ebd., S. 108–112.

12 Ebd. S. 133 f., Vgl. auch Erich Rothacker: »Probleme der Kulturanthropologie«, in: Nicolai Hartmann (Hg.): *Systematische Philosophie*, Stuttgart 1942, S. 61–197, hier bes. S. 85–98. Die Ausdehnung seiner Weltanschauungslehre der Geisteswissenschaften auf alle Kulturerscheinungen ist augenfällig und eindeutig, vgl. Rothacker: *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften* (Anm. 6), S. 109–115, S. 141–161.

13 Zum Verlust der Sekurität vgl. ULB Bonn, NL Rothacker: *Briefe 1*, Karl Viëtor an Rothacker, 25.6.1933 sowie NL Rothacker: *Briefe 2*, Rothacker an Viëtor (Durchschl.), 29.6.1933.

14 Vgl. Rothacker: *Geschichtsphilosophie* (Anm. 10), S. 99–112.

15 Vgl. zu Heideggers Idee der Geschichtlichkeit sehr differenziert Holger Zaborowski: *Eine Frage von Irre und Schuld? Martin Heidegger und der Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 2010; Otto Pöggeler: *Philosophie und Politik bei Heidegger*, Freiburg i. Br./München 1974; sowie Karl Löwith: *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Ein Bericht*, Stuttgart 1986, insbes. S. 57.

Nicht zufällig gehörte dazu freilich auch Rothackers Verweis, dass Hitler »der Idee der Volksgemeinschaft die erste Stelle in der Reihenfolge der politischen Werte anweist« und dass der Führer »durch die Verlegung des Edlerrassigen aus dem ausschließlich somatischen in die dem nordischen Erbanteil entsprechende ›heroische Gesinnung und Weltanschauung‹ eine »politischen Verlegenheit« beseitige.¹⁶ Diese Feststellung war Rothacker so bedeutsam, weil seine Geschichtsphilosophie im Kern eine Theorie kultureller Entwicklung durch kulturelles Handeln war, die sich nun, nach der nationalsozialistischen Machtübernahme, in politische Konkurrenz zu eindeutig rassentheoretischen Ansätzen gestellt sah. Daher sah Rothacker sowohl politische als auch wissenschaftliche Veranlassung, sich mit dem kulturphilosophischen Stellenwert der Rassentheorie zu befassen. Für ihn machte es keinen Sinn, über Rassenbiologie zu diskutieren, da Genotypen von Rassen nicht erforschbar seien und überdies bei allen Völkern so komplexe Rassenmischungen zu konstatieren seien, dass biologische Differenzierungen schier unmöglich wären. Rassen erscheinen nur als Phänotypen, d. h. sie sind schon immer historisch überformt, was z. B. L. F. Clauß' deskriptive »Rassenseelen«-Lehre begrifflich übergehe, zumal dessen Beschreibungsobjekte nicht Rassen, sondern historisch gewachsene Völker seien. Deren bis ins Physiognomische sich ausdrückende Seelenstile beschreibe Clauß allerdings mit echter »Kennerschaft«. Wohl ging Rothacker davon aus, dass Rassenanlagen »Rahmungen« der »menschlichen Triebwelt« bilden, ebenso wie »stammliche« und »familiäre« »Erbneigungen«. Insofern verstand er m. E. Rasse im Rahmen seiner kulturanthropologischen Theorie als »Lage«, in der sich kulturelle Prägungen vollziehen.¹⁷

Rothackers theoretische Grenzziehungen zwischen Rasse und Volk blieben gleichwohl sehr schwammig, was ihre Interpretation und Gewichtung erschwert. Rothacker war sich des prekären Status der Rassentheorien durchaus bewusst und mahnte mehr Forschung an. Die erkannten Unschärfen nutzte er freilich politisch, teils in Richtung einer Bestätigung der nationalsozialistischen Rassenideologie, teils auch als Argument gegen sie. Rothacker adelte in diesem Zusammenhang seine eigene Theorie historischer kultureller Formung politisch, indem er erklärte, dass Erziehung zu einem »deutschen« Lebensstil letztlich wie rassische Züchtung wirke. Umgekehrt könnten rassische »Ideale« bestehen bleiben (unausgesprochen: auch wenn sie wissenschaftlich fraglich sein sollten), schon weil sie »aristokratische Ideen« einer Elite seien, die »allen Verkleidungsformen der Demokratie und Massenherrschaft«¹⁸ entgegenwirken und in diesem Sinn indirekt kulturelle Formung im gewünschten Sinn bedeuteten. In *Probleme der Kulturanthropologie* (1942) hat Rothacker den »Rassepassus«¹⁹ der *Geschichtsphilosophie* dann allerdings nochmals zugunsten des Primats historisch-kultureller Formung relativiert. Hier zeigte er bestimmter, dass rassische, stammliche aber auch andere soziale und politische Gegebenheiten nicht die Herausbildung großer Kultureinheiten begründen können, sondern dass dieselben in verwickelten historischen Prozessen entstehen.²⁰ Auch diese Akzentverschiebung geschah sicherlich mit politischem Bewusstsein und verweist auf Rothackers gestiegene Abneigung gegen »ideologisierte« Wissenschaft.²¹

Ein wesentlicher Moment in Rothackers Kulturanthropologie war die dauerhafte Ersetzung des Begriffs der »Weltanschauung« durch den Begriff des »Weltbildes«, den er in der *Logik und Systematik* nur sporadisch benutzt hatte. »Weltanschauung« war dagegen der Zentralbegriff seines historischen Relativismus in der *Logik und Systematik* gewesen, für Rothacker inzwischen aber zu sehr durch die politische Bedeutungskonnotation vereinnahmt. Der Terminus »Weltbild« verweist auf eine vertiefte

16 Rothacker: *Geschichtsphilosophie* (Anm. 10), S. 146 f.

17 Vgl. ebd., S. 81, S. 136–145.

18 Ebd., S. 147.

19 ULB Bonn, NL Rothacker: *Briefe 2*, Rothacker an Manfred Schröter, 8.11.1933. Vgl. meine ausführliche Darstellung zur Entstehung und zum Inhalt der rassentheoretischen Erörterungen Rothackers, unter Berücksichtigung seiner politischen Absichten: Stöwer: *Erich Rothacker* (Anm. 1), S. 211–250.

20 Vgl. Rothacker: »Probleme der Kulturanthropologie« (Anm. 12), S. 92–96.

21 Vgl. Stöwer: *Erich Rothacker* (Anm. 1), S. 186–210.

kulturanthropologische Begründung seiner Weltanschauungslehre, genauer auf Rothackers zunehmende Betonung der primären Bildhaftigkeit der Anschauung. In der *Kulturanthropologie* schrieb Rothacker:

*Da die Philosophie, die Wissenschaft, die Kunst die Religion und sämtliche anderen Kulturbereiche hochentwickelter Kulturen ihre Riesenbauten stets auf Grund des Erbes bereits erkannter Sachverhalte, beherrschter Techniken und Begriffe zu errichten gezwungen sind, da diese Begriffe aber **Spuren der Perspektive** an sich tragen, aus der sie gewonnen, geprägt und aus der die Sachverhalte aufgeschlossen wurden, ergibt sich dabei oft eine eigentümliche Struktur [...]*²²

Diese »Spuren der Perspektive«, welche die Begriffe an sich tragen, wären demnach durch die Begriffsgeschichte aufzudecken.

Im Fortgang seiner Verarbeitung der Uexküllschen Umwelttheorie zum kulturanthropologischen »Satz der Bedeutsamkeit« verwies Rothacker auf die strenge Korrelation von Weltbildern und Lebensstilen. Ohne Weltbilder keine Lebensstile, Weltbilder sind die kognitive Seite der Lebensstile. Gemäß dem lebenspraktischen Interesse erweitern und vertiefen sie sich durch »Blickeinsenkung« – die Weltbilder werden reicher und verfeinerter. Dies schlägt sich selbstverständlich auch in ihrer Artikulation durch »Begriffe« nieder. Solches hatte Rothacker sich auch in seiner psychologischen Schichtenlehre erarbeitet: Dass in der psychogenetisch früheren emotionalen Schicht der Tiefenperson zunächst Bedeutsamkeiten erlebt werden, die erst nachfolgend (und evolutionär später) – von der Personenschicht – rationalisiert und in Begriffen objektiviert werden. Als Vermittlerin zwischen Bild und (noch vorwissenschaftlicher) Sprache ist vor allem die »beseelte Tiefenperson« (Schicht der Phantasien, Kreativität, Kunst, Dichtung, Mythen usw.) zu beachten.²³

6. Kulturphilosophische Phase 4: Theorie der Anschauung (Spätwerk, Nachkriegszeit)

In seinem an Kant orientierten Aufsatz *Anschauungen ohne Begriffe sind blind* (1956/57)²⁴ präzisierte Rothacker die Bedeutung vorrationaler Weltbilder. Danach sind zu unterscheiden:

1. Die im Alltagsleben vorherrschenden spontanen Bildeindrücke, welche »imagomotorische Reaktionen« auslösen und eine praktische Kommunikation mit der dynamischen Wirklichkeit darstellen, ohne dass Sprache dabei eine Rolle spielt.
2. Entwicklungspsychologisch später sind sprachliche Gehalte, die aus »anschaulich bildhaft werdenden Aspekten des Wirklichen, einer anschaulichen Kenntnis und Kennerschaft«²⁵ entstehen und erst im Zustand einer (relativen) Entlassenheit aus dem alltäglichen »Kampf ums Dasein« möglich werden. Der sprachliche Ausdruck ist hier aber nicht zwingend notwendig, es gibt auch »sprachstumme« praktische Kennerschaft. Sprachliche Ausdrücke des rein bildhaft-anschaulichen Wirklichkeitserlebens zeigen sich auch noch in hochentwickelten Künstlersprachen, die sich oftmals ohne distinkte Begriffe auszudrücken pflegen (z. B. Matthias Claudius' »Der Mond ist aufgegangen«). Symbole, Chiffren, Mythen sind Beispiele für Sprache, die Bedeutsames veranschaulicht, ohne es zu objektivieren. Auch

²² Rothacker: »Probleme der Kulturanthropologie« (Anm. 12), S. 140. Hvh. R. St.

²³ Zur psychologisch-anthropologischen Grundlegung von Rothackers Theorie der Anschauung, insbesondere zur Bedeutung Ludwig Klages' für Rothackers Ansatz, vgl. bes. Frank Tremmel: *Menschheitswissenschaft als Erfahrung des Ortes. Erich Rothacker und die deutsche Kulturanthropologie*, München 2009, S. 136–48. Vgl. auch meine Darstellung der Schichtenlehre Rothackers: Stöwer: *Erich Rothacker* (Anm. 1), S. 270–284.

²⁴ *Kant-Studien* 48 (1956/57), S. 161–184.

²⁵ Ebd., S. 168.

Wissenschaften, insbesondere die Geschichtswissenschaften, arbeiten mit Hilfe der »anschaulichen Abstraktion« (Heinrich Maier) im Sinne einer »stillen Fruchtbarkeit« Goetheschen morphologischen Denkens. Auch Ranke machte die Geschichte anschaulich, aber begreifen wollte er sie nicht. Die hochentwickelte Anschauung will »claritas«, aber nicht »distinctio« hervorrufen, sie will ordnen, vertiefen, stilisieren, gestalten und formen, aber sie will nicht theoretisieren. Sie hat einen eigenen »immanenten Logos«, der mit schematischen Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten arbeitet, aber nie sichere Identitäten feststellt. Sie erweitert dennoch den Begriff, sie klärt und vertieft ihn, weil sie Kontakt zur Lebenspraxis herstellt und dabei das Bedeutsame erkennt. Bildgewinnung durch Kennerschaft liefert dem Begriff »Inhalte höheren Niveaus«. Die Anschauung wirkt demnach im Prozess der Begriffsbildung als Aufklärerin von Inhalten.

In seinem nicht ganz vollendeten Letztwerk *Zur Genealogie des menschlichen Bewußtseins*, 1966 posthum von Wilhelm Perpeet herausgegeben, hat Rothacker seine »Theorie der Anschauung« systematisch dargestellt und kulturphilosophisch eingeordnet. Die Anschauung bildet den zweiten Fundus des menschlichen Wissens insgesamt, das sich in zwei große Wege gabelt, die anschauliche bleibende »Kennerschaft« und das abstrahierende, begriffliche »Erkennen«. Anschauliche Kennerschaft wird nach dem Gestaltprinzip als Abhebung bedeutsamer figurativer Einheiten von einem diffusen Grund erlangt – Rothacker nannte das »Synthese«. Nicht nur dem begrifflichen Denken, auch der anschaulichen Kennerschaft liegt bereits ein Momentum des Schelerschen Distanznehmens zugrunde, denn jede abhebende Wahrnehmung benötigt eine gewisse Distanz. Es findet klärende Distanzierung statt, ohne dass jedoch schon eine exzentrische Position im Sinne Plessners eingenommen würde. Die Perspektive der Anschauung bleibt letztlich immer zentrisch, erst die theoretische Betrachtung erfolgt exzentrisch. Die anschauliche Kennerschaft bleibt zugleich Vorbedingung des begrifflichen Erkennens.

In dieser Weise ist die Anschauung Motor der Sprachentwicklung. Was eine Sprachgemeinschaft in Worte abgrenzt, wird wie ein Objektives behandelt und zur Selbstverständlichkeit. Weltgewinn ist Sprachgewinn und umgekehrt, Denken und Sprache treiben sich gegenseitig voran.

Die zunehmende Nutzung der Begriffsfunktion der Sprache verstand Rothacker dabei aus dem menschlichen Bedürfnis nach weiterer Aufklärung und Ordnung der Weltbilder. Und er resümierte an dieser Stelle mit fast klages'schem Kulturpessimismus, dass die fortschreitende Rationalisierung und Theoretisierung des Wissens die Entfremdung von der vollen Lebenswirklichkeit begünstige und in die »Krise der anschaulichen Welt« führe.²⁶

7. Fazit: Kulturphilosophie und Begriffsgeschichte

Rothackers frühes Interesse an einem kulturphilosophischen Wörterbuch war noch ohne eine anthropologische Fundierung erfolgt. Zentral war die Idee, die weltanschaulichen Rückbindungen der Geisteswissenschaften, die Verwurzelung ihrer Begriffsbildung in Lebenskämpfen« aufzudecken. Rothacker schrieb am 30. Juli 1927 an Aby Warburg, er beabsichtige

eine systematische und historische Durcharbeitung sämtlicher die Welt des schaffenden Menschen, des Geistes, der Kultur betreffenden Begriffe. Das heißt: der gesamten Terminologie kulturphilosophischer und geisteswissenschaftlicher Werke, soweit diese Termini nicht spezialwissenschaftlich sind, sondern

²⁶ Rothacker: *Zur Genealogie des menschlichen Bewußtseins*, Bonn 1966, S. 178.

wenn immer am speziellen Stoff gemein-geisteswissenschaftliche Probleme erörtern, d. h. Fragen, welche die Prinzipien des geistigen Lebens überhaupt betreffen.

Und weiter schrieb er: »Letztlich impliziert jede einzelne methodische Maßnahme, jede Form der Darstellung weltanschauliche d. h. ›letzte‹ Gesichtspunkte.«²⁷

Die lebenspraktische Herkunft auch »letzter« Gesichtspunkte der Geisteswissenschaften hat Rothacker dann in fast vier Jahrzehnten immer weiter kulturanthropologisch aufzuklären versucht. Im Ergebnis seiner »Theorie der Anschauung« bleibt festzuhalten, dass die Begriffe der Geisteswissenschaften nicht bloß oberflächlich auf den Theoriewandel hin zu untersuchen wären, sondern in historisch frühere und »anschauliche« Schichten vorzudringen wäre, um die vorwaltenden lebenspraktischen und weltanschaulichen Bezüge der geisteswissenschaftlichen Begriffe aufzuklären. Es wäre demnach nicht nur nach wissenschaftlichen Erkenntnissen zu fragen, die sich in Begriffen ausdrücken, sondern auch nach historisch gewachsenen »Kengerschaften« und kulturellen Prägungen hinter den Begriffen und hinter zusammenhängenden Begriffswelten zu fragen.

27 ULB Bonn, NL Rothacker: *Briefe 2*. (Hvh. i. Orig.)

Leben in Begriffen. Erich Rothackers Kulturanthropologie als historische Semantik der »existentiellen Reduktion«

Frank Tremmel

Erich Rothackers Projekt einer Begriffsgeschichte, wie er es 1927 in seiner Rezension von Rudolf Eislers »Wörterbuch der philosophischen Begriffe« in groben Zügen skizziert hat, wird nur vor dem Hintergrund der geisteswissenschaftlichen Grundlagendiskussion der 1920er Jahre verständlich. Darin liegt allerdings auch die zunächst vielleicht nicht vermutete Aktualität dieses Vorhabens. Die Genealogie der Begriffe ist bei Rothacker zugleich die Suche nach dem »Schema des produktiven Lebens selber«¹, das er in der 1926 erschienenen »Logik und Systematik der Geisteswissenschaften«, den Wissenschaften vom Menschen zugrundelegt. Mit dieser Fragestellung folgt er, wie unschwer zu erkennen ist, dem Anliegen von Wilhelm Diltheys Weltanschauungslehre. Mit seinen Studien zu einer »Genealogie des menschlichen Weltbewusstseins«² hat Rothacker dieses Projekt nach dem 2. Weltkrieg wieder aufgenommen. Seine dazwischen liegenden geschichtsphilosophischen und kulturanthropologischen Arbeiten entfalten das Thema Produktivität als eine Art »Typologie der kognitiven Kräfte«³, wie sie Michael Landmann in einem ähnlichen Zusammenhang einmal bezeichnet hat. Sie zeigen allerdings zugleich auch die Aporien einer Menschheitswissenschaft, die sich zwar darin erinnert, dass »Produktivität primär an einer Kultur erlebt ist«, aber offenbar vergessen hat, dass sie »dann auf der Grundlage einer neuen Humanität auch an den anderen anerkannt ward«⁴. Die anthropologische Strukturtheorie, der im Anschluss an Wilhelm Dilthey die hermeneutische Aufgabe zufällt, »den Lebenszusammenhang des menschlichen Geistes in sich und in seinen Verhältnissen zur Natur zur Kenntnis zu bringen«⁵ gelingt es zwar, die »Mannigfaltigkeit inhaltlich zu würdigen«, sie scheitert jedoch daran, diese der »Einheit des Geistes systematisch einzugliedern«⁶. Die Perspektivierung des Geistes, die sich, »sublim gehandhabt«, durchaus für eine »vergleichend und universal angelegte Ideologieforschung der Menschheit«⁷ eignet, kann, wenn »größere Hände und Köpfe sich an die Zersetzung machen«, sehr schnell ein »deutlich biologisches Gesicht bekommen«⁸. Die Kritik am rationalistischen Universalismus der Allgemeinbegriffe, die Rothacker wichtige Einsichten in eine

1 Erich Rothacker: *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften* (1926), Darmstadt 1965, S. 171.

2 Ders.: *Zur Genealogie des menschlichen Bewusstseins*, Bonn 1966, S. 11 f.

3 Michael Landmann: *Entfremdende Vernunft*, Stuttgart 1975, S. 91 ff.

4 Rothacker: *Logik und Systematik* (Anm. 1), S. 169

5 Wilhelm Dilthey: *Weltanschauungslehre. Abhandlungen zur Philosophie der Philosophie*, hg. von Bernhard Groethuysen, Stuttgart/Göttingen 1977, S. 186.

6 Rothacker: *Logik und Systematik* (Anm. 1), S. 169

7 Helmuth Plessner: *Die verspätete Nation* [1935/1959], in: ders.: *Die Verführbarkeit des bürgerlichen Geistes, Gesammelte Schriften VI*, Frankfurt a. M. 2003, S. 157.

8 Ebd.

kulturanthropologisch akzentuierte intensionale Semantik ermöglichte, gerät unter der Hand zur Apologie primordialer Symbole, die der Rassenlehre Tor und Tür öffnen. Auch nach 1945 gelingt es Rothacker nicht, den komplexen Zusammenhang von Ausdruck und Darstellung angemessen zu berücksichtigen. Die Interferenzen von Bedeutungen werden kulturpessimistisch und kommunikationsskeptisch ignoriert bzw. nicht operationalisiert. Es ist gerade die Tatsache, dass die »logische Verarbeitung des Materials nicht überzeugend genug ausgefallen ist«, die Rothacker nicht nur zum »Defätisten der Humanität« (Thomas Mann) werden ließ, sondern auch seine Wirkungslosigkeit begründete. Rothacker begnügt sich auch in der 1966 posthum erschienenen »Genealogie des menschlichen Bewusstseins« allzu sehr damit, »der Analytik des gegenständlichen Erkennens Deskriptionen der lebensweltlichen Erfahrung in ihren vielfältigen Erscheinungsformen entgegenzustellen«¹⁰. Damit verbleibt er in einem wissenssoziologischen Relativismus, der sich zudem immer wieder in »nachgeahmte Substantialität«¹¹ verliert. Die Ansätze zu einer hermeneutischen Logik, wie sie beispielsweise Georg Misch zwischen 1927 und 1934 vorgelegt hatte,¹² werden von ihm nicht berücksichtigt. Das gilt auch für die einschlägigen Arbeiten Josef Königs, dessen Monographien »Der Begriff der Intuition« (1926) und »Sein und Denken« (1937) er immerhin in der von ihm herausgegebenen Buchreihe »Philosophie und Geisteswissenschaften«¹³ noch publiziert hatte. Der Festschrift zum 70. Geburtstag von Georg Misch, die König und andere Misch-Schüler herausgeben wollten, verweigerte Rothacker 1950 als Mitglied des Fachausschusses der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft jedoch die Unterstützung¹⁴. Rothacker hat damit der in seinem Werk angelegten historischen Semantik, die der Begriffsgeschichte hätte helfen können, aus dem Bannkreis der traditionellen Ideengeschichte herauszukommen, keinen Dienst erwiesen. Das Verhältnis von Leben und Begriff kommt auch in seinem Spätwerk über »paradoxe Spannungen«¹⁵ letztlich nicht hinaus. Eine »Logik der hermeneutischen Bedeutungsbildung« hätte seiner Kulturanthropologie zudem die notwendige methodologische Tiefenschärfe und humanitäre Weite geben können, die für die Begründung einer tatsächlichen »Menschheitswissenschaft« unverzichtbar ist. Es ist diese anthro-*logische* Unzulänglichkeit, die sich durch alle Brüche kontinuierlich durchhält und so die Rothackerrezeption erschwerte. Diese Aporien durchziehen allerdings die gesamte deutsche Tradition der Kulturanthropologie und geben den Problemen einer »Kulturstrukturlehre«¹⁶ bei Rothacker ihr paradigmatisches Gewicht. Sie förderten zuletzt das Ende dieser Denkrichtung unter dem Ansturm der analytischen und neomarxistischen Ansätze in den späten 1960er Jahren. Daran konnten auch die Bemühungen des späten Otto Friedrich Bollnow¹⁷ nichts mehr ändern, der sich im Anschluss an Misch um eine logische Fundierung bemühte. Erst in den letzten Jahren zeigen sich neue Ansätze zur Wiederaufnahme der Probleme und erste Lösungsversuche¹⁸.

Rothacker profiliert Begriffsgeschichte als Bedeutungslehre, die sich vor allem den anschaulichen Dimensionen der Sinn-genese zuwendet. Er hatte immer wieder auf die Bedeutung bildhafter Verdichtungen menschlicher Erfahrungen wie beispielsweise Metaphern hingewiesen. »*Metaphern hielt Erich Rothacker für eine eigene Art von Apriori*«¹⁹, wie sein letzter Assistent und Schüler Wilhelm Perpeet es

9 Ferdinand Fellmann: *Symbolischer Pragmatismus. Hermeneutik nach Dilthey*, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 20.

10 Ebd.

11 Jürgen Habermas: »Nachgeahmte Substantialität. Eine Auseinandersetzung mit Arnold Gehlens Ethik«, in: *Merkur* 24 (1970) 264, S. 313–327.

12 Georg Misch: *Der Aufbau der Logik auf dem Boden der Philosophie des Lebens. Göttinger Vorlesungen über Logik und Einleitung in die Theorie des Wissens* [1927/28; 1933/34], Freiburg/München 1994.

13 Josef König: *Der Begriff der Intuition*, Halle 1926; ders.: *Sein und Denken*, Halle 1937.

14 Michael Weingarten (Hg.): *Eine »andere« Hermeneutik. Georg Misch zum 70. Geburtstag – Festschrift aus dem Jahr 1948*, Bielefeld 2005, S. 12 f.

15 Rothacker: *Zur Genealogie des menschlichen Bewusstseins* (Anm. 2), S. 169 f.

16 Michael Landmann: *Der Mensch als Schöpfer und Geschöpf der Kultur*, München/Basel 1961, S. 208.

17 Otto Friedrich Bollnow: *Studien zur Hermeneutik*, 2 Bde., Freiburg/München 1982/83.

18 Dimitri Ginev: *Entre Anthropologie et Herméneutique*, Frankfurt a. M./Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford 2004; ders.: *Das hermeneutische Projekt Georg Mischs*, Wien 2012.

19 Wilhelm Perpeet: Vorbericht zu Erich Rothacker: *Das »Buch der Natur«. Materialien und Grundsätzliches zur Metapherngeschichte*, aus dem Nachlass herausgegeben und bearbeitet von Wilhelm Perpeet, Bouvier Verlag Herbert Grundmann, Bonn 1979, S. 8.

einmal formulierte. In kritischer Beunruhigung über eine reine »*Wortphilologie*«, wie sie Rothacker in einem Aufsatz Ernst Robert Curtius zur »Schrift- und Buchmetaphorik in der Weltliteratur« vorfand, waren so Arbeiten zur Metaphorologie entstanden, die Perpeet posthum unter dem Titel »*Buch der Natur*« zusammengestellt hatte. Rothacker favorisierte darin gegenüber Curtius eine »*Sinn- und Sachphilologie*«, »*Bedeutungsgeschichte*« statt »*Wortgeschichte*«²⁰. Es ging ihm gewissermaßen um eine Rehabilitierung der Materie, die auch bereits Hamann in seiner Polemik gegen Kant motivierte. Es war sein zentrales Anliegen, dem historisch-philologischen Verständnis der Menschheit eine Hermeneutik der affektnahen Ausdrucksformen unseres Menschseins zugrunde zu legen. Damit kommt das Bild als Zentraltopos der Rothackerschen Anthropologie in den Blick und zeigt die Aktualität seines Ansatzes. Im Zusammenhang mit der seit den 1990er Jahren stattfindende kognitionswissenschaftliche Diskussion über die piktorialen Repräsentationen²¹ ist zuweilen sogar von einem »*iconic*« bzw. »*imagic turn*« die Rede. Nun gibt aber gerade der Weg vom Bildentwurf, von der Anschauung zur Kultur insbesondere Erich Rothackers Ansatz im Kontext der Philosophischen Anthropologie sein spezifisches Gepräge. Seine »*Menschheitswissenschaft*« wurzelt im anschaulichen Erleben, das sich von den imagomotorischen Fähigkeiten bis zu den anschaulichen Sprachleistungen aufstufte.

Rothacker hat mit seiner Kulturanthropologie letztlich einen Versuch vorgelegt, den Gesamtaufbau von Kulturen aus dem Ineinandergreifen von »*Sinnlichkeit*« und »*Ideation*«, von »*Endlichkeit*« und »*Unendlichkeit*«, von »*Partikularismus*« und »*Universalismus*«²² zu begreifen. Das anthropologische Mensch-Umwelt-Verhältnis wird als geschichtliche »*Situation*« konkretisiert, als »*Lage*«, durch die der Mensch bzw. die menschlichen Gemeinschaften zu »*schöpferischen Antworten*« herausgefordert werden. Die auf Dauer gestellten schöpferischen Leistungen verdichten sich zur »*Haltungen*«, bezogen auf die historischen Gemeinschaften, zu »*Lebensstilen*«. Die treibende Kraft ist die »*interessenehmende*« Haltung oder »*Einstellung*«, die mit Hilfe der »*schöpferischen Einbildungskraft*« stilbildend auf neue Lagen reagiert²³. Die daraus abzuleitende Primordialität des leiblich fundierten Lokalkulturellen als »*interpretatio mundi*« scheint mir allein keinen hinreichenden plausiblen ideologiekritischen Verdacht gegen Rothacker zu begründen. Die Kritik am Logozentrismus und am abstrakten Universalismus der Moderne, der ja oftmals selbst nur ein universalisierter Partikularismus ist, kann nicht als Domäne faschistischer Ideologen betrachtet werden. Bedeutsamer scheint mir eher eine Kritik, die darauf abzielt, die prospektiven, u-topischen Dimensionen der menschlichen Phantasietätigkeit zu betonen, die Rothacker sträflich vernachlässigt. Rothackers Misstrauen gegen die Abstraktion sensibilisiert ihn für die anschauliche Dimension der Sprache, lässt ihn aber geradezu idiosynkratisch die emanzipatorischen Potentiale der nicht mehr an das (Pseudo-) Konkrete gebundenen Begriffsbildung vernachlässigen. Aufgrund seiner »*exzentrischen Positionalität*«²⁴ ist der Mensch topisches und u-topisches Wesen zugleich. D. h., auch wenn wir die Primordialität des Lokalkulturellen für die »*interpretatio mundi*« voraussetzen, meint Erkennen auch, »*zu allgemeinen Erfahrungen gelangen*«, heißt »*weltgliedernde Begriffe bilden*«²⁵, wie Michael Landmann es einmal formulierte. Gegenüber der Hervorhebung dieses distanzierenden Weltverhaltens betont Rothacker aber vor allem die Notwendigkeit eines authentischen Selbstausdrucks des Menschen, der ihn, um es in Paraphrase auf ein Wort von Habermas zu sagen, anfällig macht für »*nachgeahmte Substantialität*«. Hier, in den »*existentiellen Reduktionen*«²⁶ liegt das Einfallstor für den partikularistischen Universalismus, für das Absolute,

20 Rothacker: *Das Buch der Natur* (Anm. 19), S. 11

21 Klaus Sachs-Hombach: *Bilder im Geiste. Zur kognitiven und erkenntnistheoretischen Funktion piktorialer Repräsentationen*, Amsterdam/Atlanta 1995.

22 Erich Rothacker: *Probleme der Kulturanthropologie* [1934], Bonn 1988, S. 42 f.

23 Erich Rothacker: *Geschichtsphilosophie*, München/Berlin 1934.

24 Helmuth Plessner: *Die Stufen des Organischen und der Mensch* [1928], *Gesammelte Schriften* IV, Frankfurt a. M. 1981, S. 360 f.

25 Michael Landmann: *Was ist Philosophie?*, Bonn 1985, S. 265.

26 Rothacker: *Geschichtsphilosophie* (Anm. 23), S. 132 ff.

das letztendlich nicht das »Welträtsel des Historismus«²⁷ löst, sondern dazu führt, wie Hermann Wein formulierte, dass man auf diese Weise »die Partie von vornherein aufgabe«²⁸.

Rothackers kulturalanthropologische Semantik liefert nichtsdestotrotz einen wertvollen Beitrag zu einer Theorie der geschichtlichen Situationen und der Lebensstile. Im Rahmen seiner Kulturalanthropologie ist Rothackers Qualifizierung von Wirklichkeit als unmittelbares Erleben, das durch seine Emotionalität wesentlich unbestimmt ist, entscheidend. Bedeutungsbildung und Umweltforschung verbinden sich zu einer auf Ludwig Klages und Jakob von Uexküll zurückgehenden Biosemiotik, die einen Brückenschlag zwischen Natur- und Kulturwissenschaften ermöglicht. Rothacker fokussiert vor allem auf die leibnahen, affektiven Komponenten unseres Umweltbezugs. In Verbindung mit einem nichtreduktionistischen Handlungsbegriffs, der weder kausalistisch noch teleologisch angelegt ist, tritt die Darstellungsfunktion des Handelns, die in der Leiblichkeit des Menschen begründet liegt, in den Vordergrund. Für Rothackers Situationssemantik ist die affektnahe Bildproduktion also die entscheidende Form der Wirklichkeitserschließung. Rothacker hatte in den »*Schichten der Persönlichkeit*«, die selbst Adorno im New Yorker Exil noch als »*Kompendium der gesamten antimechanistischen Psychologie der Gegenwart*«²⁹ zu würdigen wusste, die biowissenschaftliche Grundlegung für eine Logik der schöpferischen Imagination geschaffen. Verstehen im Sinne Rothackers ist immer auf Sinngebilde eingestellt, die sich dem Erkennen nicht direkt erschließen. Das sichtbarmachende Moment ist hier die Perspektive, die Hinsicht, die Einstellung. Dem zu verstehenden Subjekt bleibt sie verborgen, sie ist weder mit seiner Befindlichkeit, noch mit der Intentionalität seines Bewusstseins identisch. Im Gegensatz zur kommunikationstheoretischen Auffassung stehen hier die situationsnahen Bedeutungen im Vordergrund. »Die Kommunikation wird damit der Konstitution von ungegenständlichem Sinn, der vorbegrifflichen Welterschließung untergeordnet«³⁰ Die poetische Rede umgreift so das begriffliche Denken, ist sein eigentliches Movens. Ferdinand Fellmann hat darauf verwiesen, dass man auf die Ebene des Bewusstseins zurückgehen muss, auf der die situationalen Bedeutungen reflektiert werden, wenn man den Sinn des Verstehens nicht als Ausdruck einer ominösen Seinsverbundenheit der Sprache interpretieren will. Fellmann favorisiert in diesem Zusammenhang eine semiotische Auffassung, die darauf abhebt, dass das Bewusstsein wesentlich zeichenvermittelt ist, also medialen Charakter besitzt.

Bedeutungen werden nicht durch ein »reines Denken«, sondern durch die Praxis des Lebens bestimmt. Um allerdings Handeln in Bewusstseinszustände umsetzen zu können, bedarf es eines nichtreduktionistischen Handlungsbegriffs, der weder kausalistisch noch teleologisch angelegt sein darf.³¹ Der hier in Frage kommende Handlungsbegriff wurde vor allem im Rahmen der deutschen Kulturalanthropologie im Anschluss an Wilhelm Dilthey entwickelt. Handlung wird hier in ihrer lebensweltlichen Verankerung betrachtet. Es geht weniger um das »Was« als vielmehr um das »Wie« einer Handlung. Dadurch tritt die Darstellungsfunktion des Handelns, die in der Leiblichkeit des Menschen begründet liegt, in den Vordergrund. Genau diese »symbolische Dimension des situationalen Verhaltens« ist nun von Erich Rothacker immer wieder beschrieben worden und stellt deshalb in der heutigen hermeneutischen Grundlagendiskussion eine Position dar, die keine ausreichende Berücksichtigung erfährt. Rothacker gehörte »zu den wenigen deutschen Philosophen [...], die nach Martin Heidegger die Interdependenzen von Sprache und Verhalten als philosophisches Problem ernst genommen haben«³² Durch ihn wurde ein Phänomenbereich

27 Rothacker: *Logik und Systematik* (Anm. 1), S. 107.

28 Hermann Wein: *Das Problem des Relativismus. Philosophie im Übergang zur Anthropologie*, Berlin 1950, S. 126.

29 Theodor W. Adorno: »Besprechung: Erich Rothacker, *Die Schichten der Persönlichkeit*«, in: *Zeitschrift für Sozialforschung* 7 (1938), S. 424.

30 Fellmann: *Symbolischer Pragmatismus* (Anm. 9), S. 14.

31 Vgl. Hans Joas: *Die Kreativität des Handelns*, Frankfurt a. M. 1996; Besonders interessant: Joas' Ausführungen zur deutschen Tradition der »Ausdrucksanthropologie« und deren Relevanz für eine soziologische Handlungstheorie, S. 113 ff.

32 Fellmann: *Symbolischer Pragmatismus* (Anm. 9), S. 19.

erschlossen, der für die Alternative zur Gadamer'schen traditionalistischen Texthermeneutik und zur Habermasschen Kommunikationstheorie grundlegend ist. Im Mittelpunkt stehen hier »die Äußerungsformen des wollenden und empfindenden Menschen.«³³ Rothacker hat vor allem »die bildhaft gesteuerten Verhaltensweisen, die den lebensweltlichen Erfahrungshorizont des Menschen ausmachen«³⁴ hermeneutisch erschlossen. In seinem Buch »Die Schichten der Persönlichkeit« (1938) ist es vor allem der der »Tiefenperson«³⁵ zuzuordnende bildliche Aspekt der seelischen Funktionen, der den humanspezifischen Weltzugang überhaupt erst ermöglicht. Die kognitive Dimension ist hier allein als Bestimmung unzureichend, da sie für den Menschen nur in ihren bildhaften Implikationen bedeutungsvoll ist. Rothacker erschließt auf diese Weise eine Fülle von Phänomenen im Beziehungsfeld von Affekt und Anschauung, die ansonsten nicht im Blickpunkt hermeneutischer Anstrengungen stehen. Er berücksichtigt alle Arten gestalthaft gegliederter Erfahrungen, so auch den ganzen Bereich der Stimmungen, der unterschiedliche Gefühlslandschaften beinhaltet, in denen Menschen sich orientieren und handeln.

Mit dieser Rückwendung von der Sprache zu den Bildern und deren pragmatischer Fundierung wird der dritte Weg einer Hermeneutik begründet, der letztlich von Dilthey intendiert war, aber in der Ontologisierung bei Gadamer und der kommunikationstheoretischen Weiterentwicklung bei Habermas verfehlt wird. Fellmann charakterisiert diese alternative Hermeneutik als eine nichtintentionale Theorie der Erfahrung. Es handelt sich um eine Bedeutungslehre, die den welterschließenden Funktionen der sprachlichen und nichtsprachlichen Ausdrucksformen nachgeht und insofern vor allem für die Geisteswissenschaften grundlegend ist. Von entscheidender Bedeutung ist in diesem Zusammenhang der Rückgang auf den Lebensweltbezug jedweden Handelns. Insofern »gehört [es] zu den Ironien der Geistesgeschichte, dass Rothackers Phänomenologie des verstehenden Verhaltens die von seinen Schülern Karl-Otto Apel und Jürgen Habermas vollzogene kommunikationstheoretische Wende der Hermeneutik nicht nachhaltig geprägt hat«³⁶. An dieser Stelle kann den Ursachen und Folgen einer Vernachlässigung bestimmter Einsichten der deutschen Kulturanthropologie nicht in der gebotenen Ausführlichkeit nachgegangen werden. Rothackers Theorie der Wirklichkeitskonstitution, die sich aus einer bestimmten Koordination dreier Regeln, d. h. der Sachlichkeit, der Logizität und der Bedeutsamkeit ergibt, bleibt problematisch. An dieser Stelle seien über die Gründe nur einige Vermutungen geäußert. Rothackers an Spengler orientierte Kulturmorphologie leidet an der nicht überzeugenden Verknüpfung eines überhistorischen Wissenschaftsverständnisses mit einer primär auf Relativierung abzielenden Historisierung der Denk- und Lebensformen. Das Fehlen einer ausgearbeiteten hermeneutischen Logik bzw. einer Logik der Imagination macht sich hier negativ geltend. Georg Misch (1878–1965), der sich zeitlebens um eine solche hermeneutische Logik bemühte, hat Spenglers Anliegen ebenfalls durchaus positiv gewürdigt und bereits kurz nach Erscheinen von dessen Hauptwerk, »Der Untergang des Abendlandes«, in einem Brief seine Wertschätzung zum Ausdruck gebracht³⁷. Er brachte Spenglers Werk in einen engen Zusammenhang mit seinen eigenen Bemühungen um eine Logik der Geisteswissenschaften. Er erkannte jedoch auch die problematischen Aspekte von Spenglers Konzeption. Misch betrachtet die Überwindung des Relativismus weiterhin »als die wesentliche Aufgabe bei den Versuchen, aus der Geschichte Philosophien zu entwickeln«³⁸

Gerade wenn das Anliegen einer hermeneutischen Kulturwissenschaft sich nicht in einer relativistischen Wissenssoziologie erschöpfen soll ist es wichtig, hinter den Gegensatz von Leben und Begriff,

33 Ebd.

34 Ebd., S. 20.

35 Erich Rothacker: *Die Schichten der Persönlichkeit* [1938], Bonn 51952, S. 3 f., 44 ff.

36 Fellmann: *Symbolischer Pragmatismus* (Anm. 9), S. 20.

37 Brief von Georg Misch an Oswald Spengler, Göttingen, 1.11.1918, in: Anton M. Koktanek (Hg.): *Oswald Spengler: Briefe. 1913–1936*, München 1963, S. 109 f.

38 Ebd.

alltäglicher Praxis und Wissenschaft, wie er vordergründig unsere gesellschaftliche Wirklichkeit bestimmt, zurückzugehen. Misch strebt auf dem Wege einer ›Besinnung‹ (Herder), die im Lebensverhalten selbst ursprünglich angelegt ist, nicht nur eine rationale Durchdringung und Aufklärung unserer Kulturwelten an, sondern darüber hinaus ist er bestrebt, die intuitiv aufzufassende, unergründliche »Lebendigkeit« mit diskursiv-rationaler »Gedankenmäßigkeit« zu verbinden³⁹. Sein Ziel ist die Erarbeitung einer umfassenden Theorie des Wissens. Wissen wird als rückwendig-produktiver Vollzug der Selbstaufklärung des Lebens begriffen. Es handelt sich insofern um ein Wissen, dass »die Unergründlichkeit des Lebens als verbindlich für die Theorie des Wissens selber«⁴⁰ anerkennt. Eine solche Theorie setzt allerdings voraus, der Philosophie einen zentraleren Stellenwert zuzubilligen, als Rothacker bereit war. Hier unterlag er doch gewissen positivistischen Verengungen. Der Grund lag wohl vor allem darin, dass er das mit der konkreten geisteswissenschaftlichen Arbeit verbundene Ende der Metaphysik nicht zum Anlass nahm, die damit fällige Transformation des Erfahrungsbegriffs genauer zu bestimmen. Er überschätzte die philosophische Bedeutung der ›Historischen Schule‹, deren implizite Philosophie er rekonstruieren wollte. Rothackers »philosophische Theorie vom Menschen«⁴¹ bleibt den perspektivisch angelegten »dogmatischen Denkformen«⁴², die letztlich auch den Einzelwissenschaften zugrundeliegen und aus deren Ergebnissen wiederum die allgemeine Kulturwissenschaft aufgebaut werden soll, allzu sehr verpflichtet. Rothackers rassentheoretische Indienstnahme des Stilbegriffs unterliegt so dem »geilen Drang aufs große Ganze« (Walter Benjamin). Anstelle der »existentiellen Reduktion«⁴³ wäre die ebenfalls bei ihm angelegte Logik der Phantasie zu entfalten gewesen, die Leben und Begriff in einen dynamischen Zusammenhang bringt.

39 Vgl. Georg Misch: *Lebensphilosophie und Phänomenologie. Eine Auseinandersetzung der Diltheyschen Richtung mit Heidegger und Husserl*, 1929/30, Nachdruck bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1967, S. 48 ff., S. 103 ff., S. 158 ff.

40 Ebd., S. 233.

41 Rothacker: *Probleme der Kulturanthropologie* (Anm. 22), S. 8.

42 Erich Rothacker: *Die dogmatische Denkform in den Geisteswissenschaften und das Problem des Historismus*, Wiesbaden 1954.

43 Rothacker: *Geschichtsphilosophie* (Anm. 23), S. 132 ff.

»Anthropological turns«?

Erich Rothacker, Ernst Cassirer und die Problematik der Wende zur Anthropologie. Thesen und Beobachtungen

Herbert Kopp-Oberstebrink

(1) Zur Problematik des Verhältnisses von Philosophischer Anthropologie und Begriffsgeschichte

(1.1)

Der Titel der Tagung lautet *Erich Rothacker und die Begriffsgeschichte* – ihr eigentliches Thema aber ist *Erich Rothacker, die Begriffsgeschichte und die Philosophische Anthropologie*. Tatsächlich handeln viele der Vorträge über Rothackers Anthropologie, und es scheint, auch im Lichte der bislang unveröffentlichten Dokumente,¹ als wäre dies das zentrale Thema: Rothackers Begriffsgeschichtsschreibung und die philosophische Anthropologie, genauer: die Frage nach dem Verhältnis von Begriffsgeschichte und Anthropologie.

(1.2)

Die Frage, einmal so zugespitzt, verlangt sogleich nach Erweiterung, und zwar mehrfacher: das begriffsgeschichtliche Projekt Rothackers steht *erstens* im Zusammenhang der Frage nach der Begründung der Geisteswissenschaften und ihrer Einheit. Insofern stellt sich die Frage nach der Verhältnisbestimmung von anthropologischem Ansatz und dem übergreifenden begriffsgeschichtlich-geistesgeschichtlichen Projekt. Konkurrieren in einem Oeuvre verschiedene Ansätze – und das ist für Rothackers Werk festzustellen –, so fragt sich *zweitens*, welche Funktion sie in werkgeschichtlicher Perspektive haben. Entsprechend ist im Falle Rothackers die Frage nach der Verhältnisbestimmung von philosophischer Anthropologie und Begriffsgeschichte zuzuspitzen zur Frage nach der *systematischen Funktion* des anthropologischen Ansatzes für die konkurrierenden, hier: begriffsgeschichtlichen und geistesgeschichtlichen Ansätze.

(1.3)

Dieser Fragestellung liegt – zunächst im Falle Rothackers – aber eine weitere Frage voraus: *welche* Anthropologie ist gemeint? Denn bei Rothacker scheinen mindestens zwei, möglicherweise sogar drei verschiedene Ansätze zu einer philosophischen Anthropologie im Spiele zu sein und – so die weitere These – in einem bislang nicht restlos aufgeklärten Verhältnis zueinander zu stehen: zum einen der kulturanthropologische Ansatz, wie er in den *Probleme[n] der Kulturanthropologie* (zuerst 1942) und der *Geschichts-*

1 Margarita Kranz: »Dokumente«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 54 (2012), S. 166–193.

philosophie (zuerst 1934) ausgebildet wird, zum anderen und dem ersteren durchaus entgegenstehend der Ansatz einer psychologischen Anthropologie in *Die Schichten der Persönlichkeit* (zuerst 1938). Es fragt sich also: welche Theorieformation gemeint ist, wenn von »Anthropologie« die Rede ist?

(1.4)

Diese Frage, die hier zunächst nur in Bezug auf Rothacker gestellt wurde, verschärft sich in historischer Hinsicht, wenn man auf die Fülle der Ansätze seit 1927/28 schaut, wenn man die verschiedenen, aus ganz heterogenen Denktraditionen und -schulen entstammenden Autoren betrachtet, die unter diesem Etikett publiziert haben: Löwith, Landmann, Jonas, Scheler, Plessner, um nur ganz wenige zu nennen. Sie verschärft sich aber auch unter systematischen Gesichtspunkten: Ist Anthropologie eine Disziplin, die Wesenbestände substanzialistisch fest schreibt – etwa im Sinne eines ihrer Gründungsväter, Max Scheler, der formulierte, dass philosophische Anthropologie an »einem neuen Bilde vom Wesensaufbau des Menschen« arbeite? Oder ist sie eine Disziplin, die versucht geschichtsoffene und kulturvariante Momente in invariante Wesenbestände einzutragen? Dabei bezeichnen die letzteren beiden systematischen Alternativen lediglich Extreme, zwischen denen sich die ganze Fülle philosophisch-anthropologischer Projekte auffächert. Die an solche Überlegungen anschließende These lautet: Philosophische Anthropologie ist nicht »eine Denkrichtung des 20. Jahrhunderts [Hvh. HKO]« – wie Joachim Fischer: *Philosophische Anthropologie* (2008) festgestellt – hat, die philosophische Anthropologie des vergangenen Jahrhunderts ist vielmehr nur im Plural zu erfassen und zu beschreiben, als »anthropological turns«, die ganz unterschiedliche Ausprägungen haben.

(1.5)

In welchem Verhältnis diese Vielzahl von Wendungen zur philosophischen Anthropologie zueinander stehen, ob es eine historische Logik ihres Verhältnisses zueinander gibt, ist nicht leicht zu bestimmen. Ein philosophie- und wissenschaftsgeschichtlicher Sachverhalt ist freilich zugrundezulegen: Die Initialzündung zur Philosophischen Anthropologie ging von den großen Entwürfen Max Schelers (1928) und Helmuth Plessners (1929) aus. Philosophische Anthropologie nach Scheler und Plessner schreiben hieß auch immer: sich mit deren Entwürfen auseinander setzen, sich im Verhältnis zu ihnen positionieren. Sie war immer auch ein Rezeptionsphänomen, Rezeption philosophischer Anthropologie im Medium der philosophischen Anthropologie – und genau das macht ihre Vielfalt aus.

(1.6)

Der Biologismus Schelers und Plessners, die Einsicht in die leiblich-biologische Fundiertheit des Menschen, blieb eine Provokation für die diesen nachfolgenden Ansätze – man könnte beinahe sagen: eine Art Kränkung, an der sich die am Ende der 1920er und während der 30er Jahre ausbreitenden Auseinandersetzungen mit der philosophischen Anthropologie regelrecht abarbeiteten (Heidegger etwa, in nicht-anthropologischer Absicht / Theodor Haering: *Philosophische Grundlegung der Anthropologie* (1929) / Joachim Ritter: *Sinn und Grenze der Lehre vom Menschen* (1933) / Max Horkheimer: *Bemerkungen zur philosophischen Anthropologie* (1935) / Werner Sombart: *Vom Menschen. Versuch einer geisteswissenschaftlichen Anthropologie* (1938)). Diese Auseinandersetzungen verstanden sich ihrerseits als philosophische Anthropologien, wie unausgearbeitet auch immer, oder, im Falle Heideggers, als Gegenteil und Substitut.

(1.7)

Die steile wissenschaftsgeschichtliche Karriere der Philosophischen Anthropologie verdankt sich auch einer Konstellation bestimmter systematischer Leistungen:

(1.7.1) Sie war *erstens* eine Antwort der Philosophie auf den Aufstieg der Biologie zur Leitdisziplin,

(1.7.2) sie besetzte und integrierte *zweitens* den spätestens seit der Wende zum 20. Jahrhundert ubiquitären Lebensbegriff und machte ihn zum Leitkonzept,

(1.7.3) sie schien *drittens* die Anbindung der Philosophie an die Forschung der Einzelwissenschaften zu garantieren, eine Tendenz, die seit der Verwissenschaftlichung der akademischen Philosophie im 19. Jahrhundert vorherrschend wurde.

(2) *Berührungspunkte der philosophischen Arbeiten Ernst Cassirers und Erich Rothackers*

Auf den ersten und zweiten Blick gibt es einen großen Bestand an Berührungspunkten des philosophiegeschichtlichen Hintergrundes zwischen Ernst Cassirer und dem 13 Jahre jüngeren Erich Rothacker. So entstammen bei dem Neukantianismus, wenn auch unterschiedlicher Spielarten: Cassirer dem Marburger Neukantianismus Hermann Cohens und Paul Natorps, Rothacker dem sogenannten »kritischen Realismus« seines Lehrers Heinrich Maier (vgl. dazu Köhnke: *Entstehung und Aufstieg des Neukantianismus*, 1986). Es lassen sich zahlreiche Affinitäten hinsichtlich wissenschaftlicher Interessen zwischen beiden feststellen, etwa das hohe Interesse an der Begründung der Einheit der Geisteswissenschaften, die Überwindung des Historismus als zentrales Motiv der eigenen Arbeit, die Hochschätzung Wölfflins und der Versuch, systematisch-historisch bipolare Strukturen zu etablieren und eine gesteigerte Neigung zur Diskussion der Methoden der Geisteswissenschaften. Schließlich wandten sich beide der philosophischen Anthropologie zu – doch hier hören die Gemeinsamkeiten auf, könnten die Anthropologien Cassirers und Rothackers doch kaum unterschiedlicher ausfallen.

(3) *Schwierigkeiten mit der philosophischen Anthropologie: Ernst Cassirer*

(3.1)

Ernst Cassirers Auseinandersetzungen mit der philosophischen Anthropologie sind von Anfang an durch Schwierigkeiten mit ihr gekennzeichnet. Seine teilweise sehr umfangreichen Vorlesungen zur Anthropologie aus der Exilszeit, die er mit der Vorlesung *Geschichte der philosophischen Anthropologie* 1939/40 in Göteborg beginnt und mit dem *Seminar on Symbolism and Philosophy of Language* 1941/42 in Yale fortsetzt, münden nicht ohne weiteres in den Entwurf einer philosophischen Anthropologie. Die ausgearbeitete Langfassung dieser Neueinsätze, der *Essay on Man. A Philosophical Anthropology* von 1942/43 erscheint nach zahlreichen Umarbeitungen schließlich unter dem Titel *An Essay on Man. An Introduction to a Philosophy of Human Culture*. Man muss im Anschluss an die grundlegende Arbeit von Gerald Hartung von einer regelrechten »Auflösung« der philosophischen Anthropologie »in der Kulturphilosophie« sprechen – und zwar einer Auflösung der philosophischen Anthropologie im Versuch, eine solche zu schreiben

(Hartung: *Das Maß des Menschen. Aporien der philosophischen Anthropologie und ihre Auflösung in der Kulturphilosophie Ernst Cassirers*, 2003).

(3.2)

Cassirers Schwierigkeiten mit der philosophischen Anthropologie resultieren *nicht* aus der Lebens- und Arbeitssituation des Exils, wie dies bei anderen seiner Projekte aus jener Zeit der Fall war, sie ergaben sich vielmehr aus systematisch-sachlichen Problemen. Ausgangssituation und Problemlage für Cassirers Kulturphilosophie war sein großer kulturphilosophischer Entwurf, die *Philosophie der symbolischen Formen* (1923–1929). Sie erlaubte das Verständnis des zur Kultur und ihren Gestaltungen kristallisierten Lebens – die Lebensvollzüge selber, die Unmittelbarkeit des Lebens dagegen blieben ihre dunkle Stelle. Letztere waren auf dem Boden der symbolischen Formen nicht thematisierbar – und zunächst freilich war das Erkenntnisinteresse ja auch gar nicht auf das Konzept des Lebens gerichtet.

(3.3)

Die anthropologische Frage Cassirers in seiner unveröffentlichten *Philosophical Anthropology* ist: »was ist der Mensch?« Aus der »Krise im Wissen des Menschen um sich selbst« wird die Vorgeschichte der philosophischen Anthropologie. Aufgelöst wird diese Krise in der Einsicht in das Wesen des Menschen als eines »animal symbolicum« – damit beginnen die vier Kapitel des *Essay on Man*, die der philosophischen Anthropologie im engeren Sinne, der Diskussion der Theorien Uexkülls und anderer einschlägiger Autoren gewidmet sind. Offenkundig ist hier die Strategie der doppelten Umfassung der anthropologischen Provokation Schelers und Plessners: Zum einen wird die biologistische Provokation in die Philosophiegeschichte seit den griechischen Anfängen eingebettet und zu *einem* Lösungsversuch in einer langen Geschichte von Lösungsversuchen auf die immerwährende Frage nach dem Menschen. Zum anderen ließ die systematische Auflösung der Frage in das prozessuale Moment der *Symbolisierung*, den Symbolakt, das tierische Fundament erträglich scheinen. Mit dem *animal symbolicum* schien vor allem ein Ausweg, eine Öffnung der substanzialisierenden Festschreibung auf eine biologische Basis des Menschen gefunden, denn die Symbolisierungsprozesse sind als offene konzipiert.

(3.4)

Die Kulturphilosophie des späten Cassirer ist eine Transformationsgestalt seiner philosophischen Anthropologie. Mit der Offenheit der Symbolisierung war das Tor zur Kultur und den einzelnen symbolischen Formen geöffnet, und der zweite Teil des *Essay on Man* ist denn auch überschrieben: »Man and Culture«. In ihm kommt die Geschichtlichkeit ins Spiel, denn die Kapitel dieses Teils sind eingeklammert von dem Leitmotiv, dass der Mensch die Geschichte kennen müsse, um sich selbst zu erkennen (»To know yourself know history«). Wollte man in dieser Schrumpfform philosophischer Anthropologie tatsächlich eine solche erkennen, so wäre sie allenfalls als eine offene zu charakterisieren. De facto hat sie sich zu einer Kulturphilosophie transformiert.

(3.5)

Ganz deutlich werden aber in werkgeschichtlicher Perspektive die Funktionen der Cassirerschen Bemühungen um eine philosophische Anthropologie: Sie sollte die Grenze zum Leben, zum Lebendigen, zu einer Dimension der Realität öffnen, die auf dem Boden von Cassirers erster Kulturphilosophie der Jahre 1923 bis 1929, der *Philosophie der symbolischen Formen*, nicht zu thematisieren war. Die Faktizität der biologischen Basis des Menschen war so nicht einzuholen, Thema der Philosophie war und ist aber der *ganze* Mensch. Die Versuche zu einer Philosophischen Anthropologie waren also Versuche, erneut die

Ganzheit des Menschen – also auch jenen Rest, der nicht in symbolischen Formen aufging – zu thematisieren, und damit zugleich dieses schwere innersystematische Defizit zu beheben.

(4) *Kulturanthropologie, psychologische Anthropologie: Rothackers Anthropologien*

(4.1)

Betrachtet man die Anthropologie Rothackers, so fällt sogleich deren von der Cassirerschen Anthropologie so ganz verschiedene Gestalt auf. Der *Kulturanthropologie* geht es gerade um die Festschreibung invarianter Elemente in der Basis des Menschen, wenn sie fragt: »Welche sind die *Wesenszüge* des Menschen [Hvh. HKO]?« Bereits die zentrale Antwort der *Kulturanthropologie*, die den Ansatz beim »Handeln« und der »Entscheidung« in die soliden, überdauernden Verfasstheiten der »Lage«, der »Haltung« und des »Stils« überführt, schreibt diese Substanzialisierung fest. Wohl sind auch kulturelle Prozesse und kulturell-geschichtliche Entwicklungen Thema des kulturanthropologischen Unternehmens Rothackers. Aber Frage nach den »Wesenszügen« macht deutlich, dass das Erkenntnisinteresse Rothackers um das »immer und notwendig« Innegehabte kreist, um die Zuschreibung von Gesetzmäßigkeiten, nach denen Kulturprozesse ablaufen. Rothacker spricht gar von »anthropologischen *Urgesetzen*« [Hvh. HKO]. Zu den »neu eingeführten Grundkategorien« gehört auch die »rassische *Uranlage* [Hvh. HKO]« – wobei im Zusammenhang der vorliegenden Thesen nicht die rassen-biologische Argumentation als solche von Belang ist, sondern das in ihr zum Ausdruck kommende Bestreben, zu letzten und zugleich ersten Beständen zu gelangen. Überall sollen letzte und erste Entitäten aufgesucht werden, um Kultur und Entstehung von Kultur zu verstehen.

(4.2)

Anders setzen *Die Schichten der Persönlichkeit* (1938) an – und enden beim selben Resultat der Suche nach einer letzten Entität. Hier werden in einen psychologisch-anthropologischen Ansatz biologische Begriffe verschiedenster Provenienz eingetragen (Georg Töpfers Vortrag geht darauf detailliert ein). Diese sollen die Kategorien der entwicklungstheoretischen Perspektive in der Persönlichkeit fundieren und sie universalisieren. Es scheint jedoch fraglich, ob die entlehnten Begriffe der Biologie eine solche Universalisierung zu leisten vermögen; vor allem aber hypostasiert und substanzialisiert das Schichtenmodell der Persönlichkeit die biologischen Konzepte zu überzeitlichen, invarianten Gesetzmäßigkeiten.

(5) *Die philosophischen Anthropologien Rothackers und Cassirers – Affinitäten und Funktionen*

(5.1)

Auch wenn es sich im Falle Rothackers um vollständig anders angelegte Modelle von philosophischer Anthropologie handelt als bei den philosophisch-anthropologischen Versuchen Cassirers, dem es überall um die Funktionen, die zugrundeliegenden Prozesse ging, so kommen doch beide Konzeptionen in grundlegenden Aspekten überein:

(5.1.1) Funktion der philosophischen Anthropologien ist zunächst die Hervorbringung einer ganzheitlichen theoretischen Konzeption vom Menschen, die andere systematische Ansätze zu integrieren vermag. So geht es der *Kulturanthropologie* Rothackers um das »Verständnis des ganzen Menschen«, für den anthropologisch-psychologischen Ansatz der *Schichten der Persönlichkeit* ist das Zentrum »die Ganzheit der Persönlichkeit«. Auch der anthropologische Versuch Cassirers fragt nach der Ganzheit des Menschen.

(5.1.2) Die grundlegende, alle anderen Kategorien fundierende Kategorie ist der Begriff des »Lebens« – er bildet das Basiskonzept aller, wie immer differenten Konfigurationen von philosophischer Anthropologie.

(5.1.3) Rothackers wie Cassirers Entwürfe zur Anthropologie antworten auf die anthropologisch-biologische Provokation, indem sie das biologische Fundament umfassen oder aufheben:

(5.1.3.a) im Falle von Rothackers *Schichten der Persönlichkeit* in ein Modell psychologischer Schichten der Persönlichkeit,

(5.1.3.b) im Falle von Rothackers *Kulturanthropologie* in die Gesetzmäßigkeiten von nicht-biologischen Konzepten wie Lebenshaltungen und Lebensstilen,

(5.1.3.c) im Falle von Cassirers anthropologischen Versuchen durch die Akzentverschiebung hin zu den kulturellen Symbolisierungsprozessen – was am Ende zum Scheitern des anthropologischen Ansatzes und seiner Aufhebung in der Kulturphilosophie führt.

(5.2)

Zur Ausgangsfrage nach der Leistung oder Funktion der Anthropologie für die Begriffsgeschichte: Rothackers Brief an Warburg – der noch vor den Ansätzen Rothackers zu einer Anthropologie verfasst wurde – sucht Begriffe nicht als Totes, Abstraktionen, Kristallisationen aufzufassen (für letzteres wäre eine lange philosophische Tradition namhaft zu machen), sondern metaphorisiert den Lebensbegriff zu dem von »geistigem Leben«. ² Damit fiele der Anthropologie die Funktion zu, dem »geistigen Leben« ein Fundament in re, ein Substrat zu verschaffen, das freilich kulturanthropologisch theoretisch rasch verlassen wird zugunsten der »Haltungen« oder »Stile«, zugunsten von Begriffen also, die die Signatur des Geistes tragen.

(5.3)

Das »Verständnis des ganzen Menschen« würde – vom Selbstverständnis der Philosophie als einer Theorieinstitution, die das Ganze oder Ganzheiten thematisiert und diese Thematisierung zu ihren spezifischen Leistungen rechnet, her gedacht – die Anthropologie in die Funktion rücken, eben jener philosophischen Sub- und Partikulardisziplin Begriffsgeschichte ein Fundament zu geben. Damit tritt sie in Konkurrenz zu dem anderen großen Integrationstheorem, der Begründung der Einheit der Geisteswissenschaften.

(5.4)

Im Falle Rothackers wie Cassirers tritt in werkgeschichtlicher Perspektive die philosophische Anthropologie an der historischen Stelle auf den Plan, an der das Projekt einer Begründung der Einheit der Geisteswissenschaften prekär wird und vom Scheitern bedroht ist.

² Ebd., S. 184.

Haltung, Stil, Typus, Kultur. Rothackers begriffsgeschichtlicher Entwurf einer nationalsozialistischen Kulturtheorie

Volker Böhnigk

1. Vorbemerkung

Die meisten Experten stellen es als widersprüchlich dar, jemand könne zugleich wissenschaftliche Prinzipien und nationalsozialistisches Gedankengut in einem Werk von Rang vereinigen, da die Prinzipien eine rationale Grundlage besäßen, während sich das nationalsozialistische Gedankengut aus einer irrationalen Ideologie speise. Der hohe Respekt, den Rothackers Philosophie unter den Fachphilosophen genoss, war zweifellos ein wichtiger Grund dafür, dass Rothacker nach 1945 wieder in den universitären Dienst übernommen worden ist, um der Universität Bonn zu einem neu zu gewinnenden Ansehen zu verhelfen. Und das, obwohl gegen ihn weit mehr belastendes Material seiner nationalsozialistischen ›Einlassungen‹ vorgelegt wurde als gegen viele andere Professoren und Dozenten, die suspendiert wurden. Auch in den Jahren nach der nationalsozialistischen Herrschaft sind Rothacker zahlreiche Ehrungen zuteil geworden, wie Festschriften und andere Würdigungen. Diese Ehrenbezeugungen deuten darauf hin, dass man in Rothackers Philosophie genau das erfüllt sah, was die meisten Wissenschaftler an Ansprüchen an eine wissenschaftliche Arbeit stellen. Hier wären zu nennen: Originalität, Problemrelevanz, historischer Bezug, saubere Argumentation, Folgerichtigkeit, Objektivität, Wahrhaftigkeit und Allgemeinheit.

Sollte sich also herausstellen, dass Rothackers Philosophie diese Kriterien erfüllt und zugleich ein ernst zu nehmender Beitrag zur Ausgestaltung der nationalsozialistischen Weltanschauung ist, dann ist es nicht einfach so, als ließe sich nationalsozialistisches Schrifttum stets durch gewisse politische Begriffe und Platitüden – z. B. in Form von Lobpreisungen des Führers Hitler oder der nationalsozialistischen Bewegung – entlarven. Vielmehr wird man feststellen können, dass auch subtile, fein verwobene Argumente in die nationalsozialistische Ideenwelt hineinführen, und zwar nach weithin von der wissenschaftlichen Gemeinschaft akzeptierten Maßstäben.

2. Haltung, Stil, Typus. Die Aufgaben einer zukünftigen Philosophie im NS-Staat

Wie im Alltagsdenken, in der Kunst, der Philosophie, Soziologie oder Psychologie, so wird auch in den Rassenlehren durch den Begriff des Typus einerseits zwischen einer bestimmten Menge von Merkmalen,

die einer Entität gemeinsam sind, und andererseits dem (konstruierten) Idealfall einer Entität, die alle, aber nur diese Merkmale besitzt, unterschieden. Typologien sind Abstraktionen, durch die versucht wird, konstruktiv eine gegebene Vielfalt in Einheiten so zu ordnen, dass sie eine zuverlässige Orientierung ermöglichen. Für eine Typologie ist nur relevant, *ob* ein Element, ein Atom oder Individuum der typologischen Erwartung entspricht oder nicht. Es ist völlig uninteressant, *warum* es ihr entspricht oder nicht. Die Typologie sagt, was etwas ist, lässt es zu oder scheidet es aus. Die Nationalsozialisten werden das typologische Verfahren hypostasieren, und sie werden dies auf der Grundlage ihrer Überzeugung tun, dass die Rassentheorien ein neues Bild des Menschen lehren. Charakteristisch für die Rassenlehren ist, dass sie von den äußeren gemeinsamen Merkmalen von Individuen, die zu einem Typus zusammengefasst werden, auf eine diesen Typen korrespondierende geistige Lage oder seelische Verfasstheit schließen.

Die Typenlehre beschränkt sich ausdrücklich auf die rassistisch-psychologische Untersuchung der Menschen. Der Nationalsozialist und Rassentheoretiker Ludwig F. Clauß, der maßgeblich die physiognomisch-mimische Methode entwickelte, unterscheidet unter anderem zwischen Erlösungs-, Darbietungs- oder Offenbarungstypen. Gelegentlich wird eine Typologie erstellt, die innerhalb einer Rasse Ähnlichkeitstypen differenziert, wie etwa bei dem nationalsozialistischen Philosophen und Psychologen Erich Jaensch.

Ich werde im Folgenden darlegen, dass der von Rothacker verwendete Typusbegriff als rassistisch-biologischer Terminus zu fassen ist und die mit ihm verbundenen deskriptiven und normativen Darstellungen der rassistisch-psychologischen Typenlehre entnommen sind. Damit gehe ich nun zur Darstellung der Begriffe Haltung, Stile, Typus über.

Den Ausdruck ›Kulturanthropologie‹ geprägt und diesem Zweig der Philosophie eine bestimmte Richtung gegeben zu haben, wird weitestgehend bis heute als die bedeutende, bleibende Leistung Rothackers anerkannt. Die Grundzüge der Kulturanthropologie Rothackers sind in einer Arbeit von 1934 festgehalten. Alle weiteren kulturanthropologischen Darstellungen Rothackers bauen hierauf auf. ›Kulturen als Lebensstile‹ ist dieser keineswegs umfangreiche Traktat betitelt, und dennoch verspricht er nicht mehr und nicht weniger, als den »Sinn der Gegenwart«¹ darzulegen. Ohne größere Umschweife setzt Rothacker gleich mit der »philosophischen Frage« ein, ob »Stilhaftigkeit einen letzten und eigentlich tragenden Wesenszug des kulturellen Lebens darstellt oder [...] Einheit des künstlerischen Stils nicht ihrerseits wieder Ausdruck eines noch tiefer gelagerten Charakterzuges sei.«²

Was genau ›Stil‹, ›Stilhaftigkeit‹, ›Einheit des künstlerischen Stils‹ bedeutet, bleibt der Intuition des Lesers überlassen. Später folgen Beispiele, wie der gotische Stil, der Stil der Renaissance³ oder der des »preußischen Stils«⁴, eine Stilform, die Rothacker ausführlicher beschäftigen wird.

Die in der philosophischen Frage aufgeworfene Alternative wird von Rothacker so entschieden, dass es einen grundlegenden Charakterzug gebe, der der Einheit des künstlerischen Stils Ausdruck verleiht. Diesen Charakterzug nennt Rothacker ›Haltung‹. Damit ist die erste Grundgegebenheit des menschlichen Lebens festgelegt: (1) »[E]ine Lebensäußerung [...] spricht] eine bestimmte Haltung aus [...] und Haltungen [...] sind] damit das letzte tragende Fundament, auf das hin kulturelle Äußerungen befragt werden [...] dürfen].«⁵

Bezüglich dieser Grundgegebenheit des menschlichen Lebens sind nun zwei aufeinander bezogene Seiten zu unterscheiden: (2) Haltungen besitzen »eine innere Seite, eine Gesinnungsseite, eine

1 Erich Rothacker: »Kulturen als Lebensstile«, in: *Bonner Mitteilungen*, hg. v. d. Gesellschaft von Freunden und Förderern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn u. d. Landwirtschaftlichen Hochschule zu Bonn-Poppelsdorf, Bonn (1934) 13, S. 1–8, hier S. 8.

2 Ebd., S. 2.

3 Ebd., S. 4.

4 Ebd., S. 3.

5 Ebd., S. 2.

Weltanschauungsseite«. ⁶ Und (3) Haltungen sind »als gelebte Weisen des Daseins [...] mit den Augen zu schauen [...] sie besitzen] ein Gesicht nach außen, dokumentieren [...] sich in einem Verhalten, das auch ein leibliches ist, und das sich von dieser Seite her mindestens fassen läßt«. ⁷

Die Idee, dass das äußere Erscheinungsbild des Menschen, von der Physiognomie bis zu seinen Handlungen, Ausdruck eines »innerlichen Kerns« ⁸ sei, dass sich dieser Kern anhand des Erscheinungsbildes nicht nur »erfassen« lässt, sondern (4) »das Charakteristische eben dies ist, dass in diesen, derart sichtbar werdenden Haltungen Leib und Seele, Tat und Gesinnung, Körperliches und Geistiges tatsächlich als eine Einheit sich darbieten« ⁹, diese Idee ist die grundlegende Annahme der physiognomisch-mimischen Methode, auf die Rothacker aufmerksam macht. ¹⁰

Nun haben wir zwar den Begriff für die Grundgegebenheit des menschlichen Lebens in der Hand, nämlich den Begriff der Haltung, aber noch keine präzise Vorstellung über dessen Gehalt.

Meine These ist, dass Rothackers Exposition der Begriffe ›Lebensstil‹ und ›Haltung‹ mit den Argumenten übereinstimmt, die der Rassenforscher Clauß zur Exposition seiner physiognomisch-mimischen Methode heranzieht.

Das Buch *Rasse und Seele* von Clauß ¹¹ setzt mit einem Methodenkapitel ein und gibt folgendes Verfahren an, nach dem die Rassenforschung betrieben werden soll: (5) »Was die Kunstwissenschaft in ihrem Felde tut, das tun wir entsprechend in unserem: wir scheiden die Lebensbilder der uns umgebenden Menschen nach den Stilen, von denen je ein solches Leben durchwaltet ist.« ¹²

Eine Ordnung in den verschiedenen Stilen zu schaffen, ist zunächst am phänomenal Gegebenen orientiert: »Wer sieht nicht, wie verschieden der Stil eines *gotischen* Domes von dem eines *barocken* Baues ist [...]«. ¹³ Besondere Schwierigkeiten, verschiedene Stile zu unterscheiden, ergeben sich daraus, dass Stile selten in reiner Form auftreten, sondern gemischt sind. Aber die Idee reiner Stile setzt bereits einen Satz von Prinzipien voraus, nach denen sich ein Stil als ›rein‹ klassifizieren lässt. Ein reiner Stil unterliegt einem »Stilgesetz«, wie Clauß sagt. ¹⁴

Nun mag, Clauß folgend, sowohl der gotische Dom als auch ein Mensch von einem Stil ›durchwaltet‹ sein. Da zwar der Mensch, aber nicht der Dom eine Seele hat, bezeichnet Clauß das Vorhandensein eines reinen Stilgesetzes beim Menschen auch als »reinen seelischen Stil« ¹⁵. Der seelische Vorgang eines anderen, das »seelische Erleben«, so die Terminologie von Clauß, lässt sich nicht sinnlich erfassen. Was wir sinnlich wahrnehmen können, ist »nur der Ausdruck, den die andere Seele zeigt an ihrem Leibe«. ¹⁶ Daher – hier begegnet uns die Idee der physiognomisch-mimischen Methode mit deutlicher Parallele zu Rothackers Bestimmung einer inneren (2) und äußeren (3) Haltung wieder – gilt folgender Grundsatz dieses Zweigs der Rassenforschung: (6) »Die Verschiedenheit des seelischen Stils [...], des Erlebensstiles, zeigt sich [...] im Ausdruck; und nur, sofern sie sich im Ausdruck zeigt, ist sie wahrnehmbar und der Forschung erfaßbar. Den Stil im Erleben der Seele des anderen erfassen wir nur durch den Stil des Ausdrucks.« ¹⁷

Es ist des Weiteren zu unterscheiden, welches Erlebnis ausgedrückt wird und in welchem Stil dies geschieht. Sind etwa Zorn, Freude, Hingebung oder Begehren solche Erlebnisse, so »gibt es nicht einen

6 Ebd., S. 3.

7 Ebd.

8 Vgl. ebd.

9 Ebd.

10 Vgl. ebd.

11 L. F. Clauß: *Rasse und Seele. Eine Einführung in die Gegenwart*, München 1926.

12 Ebd., S. 10.

13 Ebd.

14 Vgl. ebd., S. 11.

15 Vgl. ebd.

16 Ebd., S. 19.

17 Ebd.

›Ausdruck überhaupt‹, sondern nur einen stilbestimmten Ausdruck: sie lassen sich *auf nordisch* ausdrücken oder *auf negerisch* oder *auf mongolisch* oder in sonst einem Stile, aber nicht ohne Stil.«¹⁸

Diese Darstellung von Clauß, nun wieder mit den Rothackerschen Ausdrücken der inneren und äußeren Haltung parallel gesetzt, liest sich z. B. wie folgt: »Wenn man etwa emphatisch vom ›preußischen Stil [...] spricht, so stehen wir [...] vor einem Gesamtphänomen, das man ebenso gut mit Augen sehen wie moralisch und rein geistig nachverstehen kann. Man sieht diese Straffung, Zucht und Strenge, die Herbigkeit dieses Pflichtbewußtseins, das Unbeugsame der militärischen Disziplin [...] von einer sinnlichen Seite, wobei das Charakteristische eben dies ist, dass in diesen, derart sichtbar werdenden Haltungen Leib und Seele, Tat und Gesinnung, Körperliches und Geistiges tatsächlich als eine Einheit sich darbieten.«¹⁹

Um das elementare Vokabular der Claußschen Rassenlehre zu vervollständigen, bedarf es nun noch eines explanatorischen Schrittes. Das Nordische etwa ist nach Clauß ein reiner seelischer Stil, es unterliegt also nur einem (reinen) Stilgesetz, der nordische Mensch ist in diesem Sinne reinrassig. Dieser Zusammenhang wird wie folgt hergestellt: (7) »Ein Stilgesetz, das im Erleben einer Seele waltet und ihm seine besondere Gestalt verleiht, wollen wir *das Artgesetz* einer Seele nennen: kraft dieses Artgesetzes ist die Seele *geartet*. Je nachdem, ob eine Seele von diesem oder jenem Artgesetz durchherrscht ist, sagen wir, dass sie teilhabe an dieser oder jener *Artung*. Eine Seele kann in allem ihrem Erleben von einem einzigen Artgesetz bestimmt sein; eine solche Seele nennen wir [...] *rein-geartet*. [...] *Artung bedeutet uns: eine Einheit des Stiles*.«²⁰

Damit sind die elementaren Voraussetzungen der Claußschen Rassenlehre gegeben, und wir können hier zunächst die von Clauß bevorzugte Formulierung der Invariante menschlichen Lebens herausstellen: (8) »Das, was sich selber gleich bleibt in diesen allzeit möglichen Abwandlungen, in allem Wechselspiele des Wenn und So, das ist es, was die Artung oder die Rasse ausmacht: das in sich selber unwandelbare [Stil-]Gesetz.«²¹

Während Clauß die Verzeichnung von Lebensstilen als Teil seiner empirischen Forschung ansieht, setzt Rothacker bereits geordnete und ausdifferenzierte Lebensstile voraus. Der Lebensstil ist die Expression der Lebensäußerung eines jeden Einzelnen. Jeder Einzelne hat ein den Lebensstil prägendes »seelisches Erleben« (6) nach Clauß, bei Rothacker eine »innere Haltung« (2), und einen diesen Lebensstil prägenden »leiblichen Ausdruck«, einen »stilbestimmten Ausdruck« (6) nach Clauß, eine »äußere Haltung« (3) nach Rothacker. Die physiognomisch-mimische Methode in der Rassenlehre beschäftigt sich im Prinzip nur mit diesen beiden, soeben geschilderten Ebenen (weshalb nun Rothackers Hinweis (1) einleuchtet, »dass Haltungen das letzte tragende Fundament sind, auf das hin kulturelle Äußerungen befragt werden dürfen«). Darüber hinaus wird angenommen, dass seelisches Erleben/innere Haltung und stilbestimmter Ausdruck/äußere Haltung eine symbiotische Einheit bilden (4) und dass Rückschlüsse von der beobachtbaren Lebensäußerung des Einzelnen auf seine innere Verfasstheit nicht nur zulässig (3), sondern methodisch geboten sind (1), (6). Das Kernelement, das die physiognomisch-mimische Methode zu einer Rassenlehre macht, liegt unterhalb der beschriebenen Ebenen, und besteht in der Annahme, dass sowohl reine wie gemischte Rassen ihre jeweils eigene und typenbildende Expression haben (8). In dieser Rassenlehre geht es damit nicht um die Erkundung rassischer ›Merkmale‹, sondern um typisiert angenommene Phänomene. Dies ist die notwendige Voraussetzung dafür, dass die physiognomisch-mimische Methode überhaupt an der viel größeren Einheit der Lebensstile ansetzen kann. Zwar ist die Untersuchung des rassischen Einflusses auf den Lebensstil nicht Bestandteil der physiognomisch-mimischen Methode, sondern diese Untersuchung

18 Ebd., S. 20.

19 Rothacker: »Kulturen als Lebensstile« (Anm. 1), S. 3.

20 Clauß: *Rasse und Seele* (Anm. 11), S. 11 bzw. S. 17.

21 Ebd., S. 29.

gehört in den Bereich der rassistischen Typenlehre, wie sie etwa von Jaensch oder dem Nationalsozialisten und Rassenforscher Hans F. K. Günther betrieben wurde. Allerdings gehen die Ergebnisse der Typenlehre als Voraussetzung in die physiognomisch-mimische Methode ein. Um diesen rassistischen Einfluss kenntlich zu machen, spricht Clauß von einem (invarianten) Stilgesetz oder von Artung. Die ursächliche Verkettung von Rasse und Lebensstil sieht damit wie folgt aus: Die rassische Herkunft führt zu einem dieser Rasse entsprechenden, typischen seelischen Erleben, mit einem typischen (stilbestimmten) Ausdruck, und beide zusammen bilden im Zusammenschluss mit den Menschen gleicher rassistischer Herkunft den (rassistischen) Lebensstil oder einfach den ›Rassenstil‹.²²

Nun ist diese Verkettung zwar ursächlich, was aber nicht heißt, dass die rassische Herkunft das seelische Erleben und den stilbestimmten Ausdruck vollständig determiniert. Es bleibt also eine gewisse Varianz, in der z. B. geografische, erzieherische oder kulturelle Einflüsse zur Geltung kommen. (Die Varianzbreite wird von verschiedenen Rassentheoretikern unterschiedlich gewichtet.) Es ist gerade der Bereich der Erziehung und Kultur, in den Rothacker vorstößt, um mit seiner Variante einer Rassenlehre dem Nationalsozialismus zu einer weltanschaulichen Gestalt zu verhelfen.

Zunächst muss jedoch eine weitere Parallele zwischen dem Rothackerschen und dem Claußschen Ansatz behandelt werden. Sie zeigt, dass Rothacker die rassische Bedingtheit des Menschen voraussetzt. Damit wäre die vollständige Übereinstimmung der Rothackerschen Kulturanthropologie als Rassenlehre zur physiognomisch-mimischen Methode von Clauß nachgewiesen.

Gehen wir nochmals auf den Begriff der Haltung ein: »Und gerade wir in Deutschland, wo der *unbekannte Soldat nicht im Grabe liegt, sondern wieder Fleisch und Blut geworden ist* und als das Sinnbild eines unzerstörbar festen, einfachen, schlichten und geradezu deutschen Menschen *an unserer Spitze marschiert*, ja einen *neuen Mythos unserer Zeit nicht nur verkörpert, sondern zudem*, in der Idee des Sturmabteilungsmannes, den Mythos unserer Zeit geschaffen hat, *das symbolische Bild einer neuen politischen Haltung*, haben allen Anlaß, uns auf diese fundamentale kulturelle Bedeutung schlichter [...] menschlicher Haltungen zu besinnen.«²³

Die kulturelle Bedeutung, die Rothacker in der einfachen und schlichten Haltung erblickt, ist seine Vorstellung des neuen ›deutschen‹ Lebensstils, den er zuvor auch als ›archaisch‹ bezeichnet.²⁴ Diese Einfachheit und Schlichtheit in der Lebensäußerung (Rothacker führt noch etliche weitere Haltungen, wie Bodenständigkeit, Wurzelhaftigkeit, Erdnähe usw.²⁵ an) und die neue politische Haltung, die hierdurch sinnbildlich verkörpert wird, »ist zunächst nur Anlage, Keim, Möglichkeit. Das ist noch nicht ›Kultur‹ im umfassenden Sinne.«²⁶ Im Kontext der zitierten Verneigung Rothackers vor Hitler verwundern vielleicht die letzten beiden Feststellungen. Sollte dort etwa von der individuellen Anlage, dem individuellen Keim die Rede sein? Gar bezogen auf die Person Hitlers? Aber dann wäre die auf einen Einzelnen bezogene Feststellung, dass dies ›noch nicht Kultur ist‹, höchst trivial. Man kommt der Sache näher, wenn man das folgende Diktum Rothackers heranzieht: »Den Geist von Potsdam kann man sehen an den Menschen, die von ihm erfüllt sind. Ja, ich gehe noch weiter und sage: eine Geisteskultur, die nicht zu Gesicht und Haltung des einfachen Mannes paßt, gerade des nationalen Durchschnittstypus, an der ist etwas nicht in Ordnung.«²⁷

Der Hinweis auf den idealerweise anzustrebenden ›Typus‹ verrät nicht nur im hier verwendeten Sinne seine Herkunft aus der Rassenlehre, sondern der Begriff des Typus verweist gerade darauf, dass es – ganz

22 Vgl. L. F. Clauß: *Rasse und Seele. Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt*, 3. überarb. Aufl., München 1933.

23 Rothacker: »Kulturen als Lebensstile« (Anm. 1), S. 6. (Hvh. V. B.)

24 Vgl. ebd., S. 1.

25 Vgl. ebd.

26 Ebd., S. 6.

27 Ebd., S. 5 f.

im rassistisch-biologischen Sinne – um die *einheitliche* Ausgestaltung der Anlagen, Keime und Möglichkeiten geht. Dies wird sofort deutlicher, wenn Rothacker auf das Verhältnis von Typus, Haltung und Anlage zu sprechen kommt: »Gerade einen hervorragenden Durchschnittstypus, erzogen zu einer Haltung, welche die Vollendung und Blüte der besten in diesem Volke lebenden rassistischen Anlagen darstellt, braucht jedes Volk, um das zu sein, was es ist.«²⁸

Zweifellos verbindet Rothacker mit diesem hervorragenden Durchschnittstypus all die Qualitäten, die er bei Hitler oder im »preußischen Stil« – Einfachheit, Schlichtheit, Strenge, Herbigkeit, Unbeugsamkeit usw. – entdeckt zu haben glaubt. Somit soll dieser Durchschnittstypus einen Lebensstil (den deutschen Lebensstil) repräsentieren, womit nun die ursächliche Verkettung zwischen rassistischer Anlage und Kultur hergestellt wäre. Klar zum Ausdruck kommt dies, in der Fortsetzung des letzten Zitats: »Ich betone dabei ausdrücklich den körperlichen Typus, freilich einen durchgezüchteten, durch Erziehung und Drill und Festigung der Gesinnung zu dem, als was er erscheint, gewordenen und ertüchtigten. Denn einmal ist unser Blut ererbt. Aber was man emphatisch den Geist einer bestimmten Kultur nennt, das ist zudem etwas aus diesem Ererbten Herausgezüchtetes und Erzogenes, auch da klebt Blut dran [...] Also nochmals erkennen wir die elementaren, schon im Leiblichen sichtbaren Wurzeln des kulturellen Gesamtphänomens.«²⁹

Somit besteht nach Rothacker »[e]ine Kultur [...] aus den Höchstleistungen, die aus ihrem besten Rassenmaterial und ihren erfreulichsten Anlagen und Haltungen *herausgezüchtet* und *herausgearbeitet* worden sind.«³⁰

Nach diesen Betrachtungen möchte ich zu der einflussreichen Arbeit Rothackers, seiner *Geschichtsphilosophie* (1934), übergehen.

Mit Blick auf die *Geschichtsphilosophie* soll es hier vor allem darum gehen, zu zeigen, dass Rothackers geschichtsphilosophische Auffassung in einer Rassentheorie kulminiert.

Viele Äußerungen Rothackers lassen erkennen, dass er seine philosophischen Überlegungen eingebettet sehen möchte in einen Neuanfang der Philosophie, die dem neuen politischen Geschehen gleichwertig gegenübertritt. So ist denn auch seine *Geschichtsphilosophie* der »Entwurf einer neuen Lösung des geschichtsphilosophischen Problems«.³¹ Was aber ist dieses geschichtsphilosophische Problem? Und was lässt eine Lösung philosophischer Probleme erhoffen, die gleichzeitig dem neuen politischen Geschehen Rechnung tragen könnte?

In der *Geschichtsphilosophie* lesen wir, der »ererbte, dann ergriffene Lebensstil [...] schließt die ausschließliche Bejahung der jeweils diesem Lebensstile streng entsprechenden Welt als ein unentbehrliches Glied alles Menschseins in sich ein«.³² Diese universelle Beziehung zwischen der Welt, in der der Mensch lebt, und seinem Lebensstil ist das Resultat, bis zu dem Rothacker seine Untersuchung über Lebensstile vorangetrieben hat, und an dem die Diskussion fortgesetzt werden soll. Die Betonung der »ausschließlichen Bejahung« der einem Lebensstil entsprechenden Welt hat einige bedeutsame Konsequenzen im Hinblick auf die Entwicklung und Existenz von Kulturen (und erinnert sehr, in ihrer auf Rassen bezogenen Verdichtung, an Rosenbergs Kulturkreislehre). Denn diese Ausschließlichkeit führt, da sie keine Alternativen kennt, zu geschlossenen Kulturen, die allein darauf bedacht sind, ihre eigene Existenz zu sichern: »Eben hierüber entbrennen Lebenskämpfe. *Wir haben* nicht nur je unsere Welt, *wir behaupten* unsere Welt. Ja, wir sind bereit, um sie zu kämpfen. Wir werfen recht eigentlich *unsere Existenz in die Waagschale, wo es gilt, in der uns gemäßen Welt zu leben* und in keiner anderen.«³³

28 Rothacker: »Kulturen als Lebensstile« (Anm. 1), S. 5.

29 Ebd., Hvh. V. B.

30 Ebd., S. 7 f.

31 Ebd., S. 37.

32 Ebd., S. 109.

33 Ebd., S. 109.

Dieser Antipluralismus sich ausschließender Lebensstile und deren Reduktion auf einen existenziellen Daseinskampf veranlasst dann Rothacker zu dem Diktum, dass »die konkreten Menschheitscharaktere, die in physiognomisch ausgeprägten Kulturen vor uns liegen, [...] *erkämpft*«³⁴ sind.

Ist nun einerseits durch die Begriffe ›Haltung‹ und ›Lebensstil‹ der kulturanthropologische Gegenstand im Sinne der physiognomisch-mimischen Methode erfasst, und andererseits durch den existenziellen Kampf der Kulturen der geschichtliche Prozess von Aufstieg und Niedergang der Kulturen beschrieben, so ist nun nach den einzelnen Faktoren zu fragen, die das ›Erscheinungsbild‹ einer Kultur prägen. Wichtig ist dabei, zu berücksichtigen, dass Rothacker über Haltungen aussagte, sie seien die Grundgegebenheiten, nach denen seine Anthropologie fragt. Auch wenn Rothacker viele Einflüsse sieht, die das Erscheinungsbild einer Kultur prägen – weshalb soll eine Kultur »nicht zugleich nordisch, deutsch, protestantisch, bürgerlich, neuzeitlich [...] usw.«³⁵ bestimmt sein –, so zielt doch seine Theorie darauf ab, diese Einflüsse durch bestimmte materiale Faktoren zu erklären, die wiederum auf Haltungen reduziert werden. Die ersten beiden geschichtlichen Faktoren, die Rothacker behandelt, sind »Substanz« und »Lage«: (9) »Die Substantialität geschichtlicher Menschen ist ihre [...] Teilhabe an den *Haltungen* [...] ihrer Völker und Kulturen. Solange ich nicht *Distanz* nehme zu meiner Substanz, ›lebe ich aus ihr heraus.«³⁶ Und (10) »Wo unsere Substanz aber nicht (restlos) trägt, wo wir [...] im günstigsten Fall durch unser Gewissen, uns gezwungen sehen, uns ihr *gegenüber* zu stellen, da verwandelt sie sich in eine Lage.«³⁷

Entscheidend ist der von Rothacker in Klammern gesetzte Ausdruck in (10). ›Restlos‹ kann in diesem Zusammenhang nur bedeuten, dass auch da, wo sich eine Substanz in eine Lage verwandelt, wo also von mentalen Erlebnissen, Werten, Stimmungen, Emotionen die Rede ist³⁸, Substanz als prägendes Element nie fehlt. Deshalb lautet auch Rothackers Urteil folgerichtig: »Ein beträchtlicher Teil aller der Fälle, in denen von historischen Faktoren die Rede ist, betrifft, bis in die ökonomische Geschichtsbetrachtung hinein, Fragen des *Anteils* bestimmter *Haltungen* an der substantiellen Haltung [...] Wenn Cato ›als Römer‹ handelt, so heißt das, dass der römische Lebensstil [...] einen beherrschenden Anteil an seiner in dieser Handlung zum Ausdruck gelangenden Substanz besaß. Das ist das elementare Schema.«³⁹

Da Rothacker selbst seine Überlegungen für elementar hält, ist an dieser Stelle nur zu vermerken, dass hier Substanz selbst wieder als Haltung gedeutet wird, nämlich als substantielle Haltung, womit nichts anderes gesagt ist, als dass Substanz eine Expression hat. Daneben sind solche Haltungen zur Kenntnis zu nehmen, die, wenn man sie isoliert betrachtet, als nicht substantiell zu deuten sind, man denke hier etwa an individuelle Eigenarten, wie dass ich vor dem Frühstück einen Waldlauf mache o.ä. Von daher ist Rothackers Schema eine Erklärung von Haltungen aus substantiellen Haltungen: (11) »Was aufgewiesen wird, ist der Anteil einer bestimmten relativ isolierbaren Haltung an einer komplexen Synthese von Haltungen, die wir Substanz nennen.«⁴⁰ Zudem ist es eine Erklärung, die in dem Bereich des »Phänotypischen«⁴¹ bleibt, was nichts anderes bedeutet, als dass Rothacker sich immer noch streng im Rahmen der physiognomisch-mimischen Methode bewegt.

Der hier von Hegel übernommene Begriff der Substanz verweist auf den dauerhaften Zustand eines mit Gehalten erfüllten Subjekts. Es wird jetzt zu zeigen sein, dass ein solcher gehaltvoller, dauerhafter Zustand durch rassische Herkunft bedingt ist. Hier ist ein Unterkapitel der *Geschichtsphilosophie* wichtig, das den programmatischen Titel trägt: ›Die existentielle Reduktion. Rasse und Volksgeist‹.

34 Ebd., S. 111.

35 Ebd., S. 113.

36 Ebd., S. 115 f.

37 Ebd., S. 115.

38 Vgl. ebd., ferner S. 133 bzw. S. 139.

39 Ebd., S. 116.

40 Ebd., S. 117.

41 Ebd.

Der Begriff der existenziellen Reduktion leitet sich von Rothackers Überlegung zur Kulturkreistheorie ab, nach der ein Lebensstil einer Welt entspricht, die keine anderen Lebensstile zulässt und daher erkämpft, behauptet und entfaltet werden will. Es ist somit die Frage zu stellen, weshalb Rothacker eigentlich Lebensstile als geschlossene Gebilde deutet. Weshalb er eine Mischung von Lebensstilen oder eine Assimilation von Angehörigen einer Kultur an eine aus ihrer Sicht fremde Kultur offensichtlich weder für faktisch gegeben, gar für möglich noch für wünschenswert hält. Die erste richtungsentscheidende Antwort hierauf lautet, (12) »dass die *praktische* Ablösung des Handelnden von der rassisch fundierten und weltgeschichtlich erkämpften national-kulturellen Lebensform geistigen Selbstmord bedeutete.«⁴²

Diese Ausdrucksweise vom ›geistigen Selbstmord‹ hat nichts mit der landläufig ironischen Ausdrucksweise zu tun. ›Geistiger Selbstmord‹ ist hier wörtlich zu nehmen. Es hieße nämlich, den Handelnden – würde man ihn von seiner rassischen Fundierung loslösen – von seinen substanziellen Haltungen abzutrennen. Dann würde man jedoch über einen Menschen sprechen, dessen Handlungen überhaupt nur noch in einem sehr eingeschränkten Sinne verständlich wären. Was aber zu dieser Substanz des Handelnden gehört, so macht Rothacker klar, ist dessen rassistische Herkunft. Diese wiederum ist eine Invariante, die sich durch die verschiedensten Kulturmilieus durchhält. Da nach Rothacker alles für seine Invarianzthese spricht, kann er Fragen des rassistischen Assimilationsprozesses relativ rasch abhandeln: »[G]anz bedenklich und nur ein Zeugnis innerer Unkultur sind aber verbreitete Argumente, nach Europa verpflanzte Primitive hätten sich als fähig erwiesen, sich den ganzen Schatz unseres ›Wissens‹ und selbst Kenntnisse höherer Mathematik anzueignen.«⁴³

Rasse bedingt, determiniert aber nicht strikt kulturelle Leistungen. Hierzu sind noch weitere Maßnahmen vonnöten. Doch dass das geschichtliche Werden der Kulturen von ihrem rassistischen Bestand abhängt, dass hohe kulturelle Leistungen, wie sie von den Deutschen erbracht wurden, nur eine höherwertige Rasse zur Voraussetzung haben können, ist Bestandteil jeder nationalsozialistischen Rassentheorie.

Auf gar keinen Fall darf die gute Rasse [...] zu einer Unterschätzung der Zucht menschlicher Haltung und Erziehung [führen. Verschärft werden muß die] Forderung eugenisch guter Zucht durch die Forderung ebenso scharfer geistig-politischer-moralischer und kultureller Zucht [...] Die größten Gestalten des Lebens wie des Geistes werden also da zu finden sein, wo ein schöpferischer Einklang besteht zwischen rassisch Ererbtem, moralisch Erlebtem und erzieherisch Erlerntem, zwischen rassistischer ›Anlage‹ und einer geistigen Zielsetzung, welche sich als fruchtbar genug erweist, Formen höchsten Lebens aus dieser Anlage herauszuarbeiten. Und eben um solche Zielsetzung geht es den lebendigen Erscheinungen des rassistischen Elements der Kultur.⁴⁴

Halten wir also fest: (13) Das neue, zu bewältigende geschichtsphilosophische Problem lautet wie folgt: Kulturgeschichte ist ein Kampf zur Herausbildung autonomer Lebensstile. Da sich Kulturformen ihrer rassistischen Herkunft verdanken, ist dieser Geschichtsprozess im wesentlichen ein Rassenkampf. Und: (14) Die Lösung dieses Problems, die im Einklang mit der politischen Situation der Zeit zu stehen hat, lautet wie folgt: Soll dieser Kampf bestanden werden, die einmal gewonnene Autonomie der Lebensstile nicht wieder verloren werden, sollen gar hohe kulturelle Leistungen vollbracht werden, so muss auf der rassistisch gegebenen Grundlage mittels eugenischer und geistig-politischer-moralischer Zucht ein Menschentypus nach einem Vorbild geformt werden, von dem angenommen wird, dass dieser den Anforderungen der Zeit gewachsen ist.

42 Ebd., S. 140.

43 Ebd., S. 136.

44 Ebd., S. 138.

3. Kultur. Die Rechtfertigung der Totalisierung menschlichen Lebens im NS-Staat

Neben der *Geschichtsphilosophie* ist Rothackers Arbeit *Probleme der Kulturanthropologie* von 1942⁴⁵ höchst einschlägig. Wir werden uns diesbezüglich mit Rothackers Begriff der Hochkultur und seiner Idee auseinandersetzen, dass wahre Kulturen« nur solche sind, die einem einheitlichen Lebensstil gehorchen.⁴⁶

Rothacker führt den Begriff der Hochkultur durch ein Bild antiken olympischen Wettstreits ein: »Was wir sehen, ist zunächst ein herrliches Menschentum im Ringen um den Siegespreis seiner maß- und zuchtvollen Vollendung. Das ist unsere erste Gegebenheit: *Menschen* einer bestimmten Artung und einer bestimmten Weise, sich zu gebaren. Geformt nach einem bestimmten Stil. [...] Sie stehen vor uns in einem ganz unverwechselbaren *Stil*. Und nicht viel anders als in Platons Ideenlehre die vielen *Pferde*, die es gibt, ihrer Artung nach bezogen sind auf das *Urbild* des Pferdes [...], so haben die Massen der Zuschauer, ihrem Seinsstile nach, Teil an der im Stadion verkörperten reinen, ausgeprägten, vervollkommeneten, veredelten, ausgeformten, ausgezeugten, durchstilisierten Menschengestalt der Kämpfenden.«⁴⁷

Diese Ergötzung Rothackers am Heroischen, an der Artung des Menschen, deutet die Richtung an, in die er seine Untersuchung der Hochkulturen treiben möchte. Sie führt über den Weg eines rassistisch durchstilisierten, idealen Menschenbildes. Diesen Weg hat Rothacker bereits in seinen ›Grundlagen und Zielgedanken der nationalsozialistischen Kulturpolitik‹ (1933) vorgezeichnet: (15) »Kein Volk der Erde hat sich mit der Züchtung eines national farblosen Maschinenmenschen begnügt, sondern hat darum gerungen, aus seinem Menschenmaterial, seinem edelsten Erbe und den höchsten sittlichen und geistigen Erlebnissen, mit denen es im Laufe der Zeit begnadigt worden ist, ein ideales Menschenbild zu züchten, das seinen Adel in des Wortes edelster Bedeutung darstellte.«⁴⁸

Welches Menschenbild eine Kultur jeweils ausprägt, ist zunächst ein sekundäres Phänomen, hängt aber von der Artung, also der Rasse, ab. Dass sich aber eine Kultur nach einem Menschenbild durchzustilisieren trachtet, ist jedoch überhaupt das Kennzeichen einer Hochkultur, denn (16) »[n]ur durchstilisierte Kulturen sind Hochkulturen«.⁴⁹

Durch die enge Beziehung zwischen Artung (Rasse) und durchstilisierter Kultur wird der jeweils physiognomisch ausgeprägte Lebensstil ontologisch fundiert. Denn in »Lebensstilen antwortet der Mensch nicht nur mit einer Tat, sondern mit seinem Sein selbst«.⁵⁰ Aber nicht nur dies, sondern er ›reflektiert‹ dieses Sein und versucht so, seinen Seinsstil noch einmal mittels seiner Kulturwerke zu schaffen. »Wo dies der Fall ist, haben wir Hochkulturen vor uns. Die übrigen aber haben *nur* Dasein.«⁵¹

In den ›Grundlagen‹ bestimmt Rothacker die beiden Eckpfeiler, nämlich Erziehung und Bildung, die diese Reflexion in Gang setzen und so das kulturelle Niveau bestimmend beeinflussen. Zugleich wird die Kenngröße benannt, nach der sich erziehungs- und bildungspolitische Bestrebungen zur Formung eines Menschen zu richten haben: »Erziehungs- und Bildungsideale aufzustellen wäre ein billiges Geschäft und reiner Ausdruck der Laune und persönlichen Meinung, wenn solche Ziele nicht ihren Sinn und Maßstab besäßen in Prozessen, von denen man geradezu sagen darf, dass sie den Kern der Weltgeschichte bilden [...] Das Leben der Geschichte [...] vollzieht sich in den Völkern.«⁵²

45 Erich Rothacker: *Probleme der Kulturanthropologie*, zuerst erschienen in: N. Hartmann (Hg.): *Systematische Philosophie* (Deutsche Philosophie. Philosophische Gemeinschaftsarbeit deutscher Geisteswissenschaftler, hg. v. Ferdinand Weinhandl), Stuttgart/Berlin 1942, S. 55–198.

46 Vgl. ebd., S. 85.

47 Ebd., S. 71 f.

48 Erich Rothacker: »Die Grundlagen und Zielgedanken der nationalsozialistischen Kulturpolitik«, in: *Die Erziehung im nationalsozialistischen Staat. Vorträge, gehalten auf der Tagung des Pädagogisch-psychologischen Instituts in München* (1.–5. August 1933), Leipzig 1933, S. 15–37, hier S. 23.

49 Rothacker: *Probleme der Kulturanthropologie* (Anm. 45), S. 192.

50 Ebd., S. 70.

51 Erich Rothacker: »Vom Wesen der Kultur«, in: *Vierundzwanzigste Hauptversammlung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn am 8. November 1941*, S. 41–63, hier S. 51.

52 Rothacker: »Die Grundlagen und Zielgedanken der nationalsozialistischen Kulturpolitik« (Anm. 48), S. 19.

Damit ist kurz und knapp ein Teil der Aufgabe einer Geschichte kulturanthropologischer Forschung gestellt, die Rothacker in den folgenden Jahren – mit Unterstützung der Nationalsozialisten – einzulösen gedenkt.

Zu Rothackers Vorstellungen über Erziehung und Bildung gehört auch, in welchem Verhältnis beide zueinander zu stehen haben: (17) »Die Bildung darf sich [...] nie über Lebensgestaltung, über die durch Erziehung erformte Haltung erheben, über sie legen oder sich gar neben sie stellen, sondern sie muß eben deren Weltsicht zu größtem Reichtum entfalten, diese Haltung selbst begrifflich durchdringen und zu ihrer höchsten und reifsten Form bringen. Aus der Haltung muß sie die Gesinnung lesen, die Gesinnung auf ihre Sicht befragen und die Sicht zur Weltsicht entfalten.«⁵³

Hier ist nochmals kurz der Ansatz der physiognomisch-mimischen Methode umrissen: Innere Haltung drückt eine bestimmte Weltanschauung aus, während sich ihre äußere Seite mittels der physiognomisch-mimischen Methode ermitteln lässt. In (17) behauptet Rothacker damit nicht mehr und nicht weniger, als dass Bildung immer im Dienste der Weltanschauung zu stehen hat. Denn Haltung wird nach einem bestimmten Idealbild anezogen, herausgezüchtet. Erst dann greift die Bildung ein und hat sich innerhalb des Rahmens der stilisierten Haltung zu bewegen.

Ich halte diese sehr einfach gefasste Skizze für das Kernstück der Kulturanthropologie Rothackers. Sicherlich, die *Probleme der Kulturanthropologie* sparen nicht mit der Einführung zahlreicher Begriffe und etlicher Beispiele. Aber gerade letztere sind merkwürdig eindimensional. Sie sind nicht nur Abbilder der angeführten sehr einfachen Skizze, sondern stilisieren zugleich einen *kulturellen Heroismus*.

Unter der Fragestellung, was einer Einheit des Kulturstils entgegenstehen könnte, behandelt Rothacker die innerhalb einer Kultur vorzufindenden Kulturbereiche, von denen er annimmt, dass sie selbst »von eigener autonomer Gesetzlichkeit«⁵⁴ sind. Diese Strukturgesetze innerhalb der verschiedenen Kulturbereiche aufzuweisen, legt sich Rothacker als Aufgabe vor. Darüber hinaus erfahren wir, dass diese Kulturbereiche in Wechselwirkungen zueinander stehen. Wie wir uns dies vorzustellen haben, macht Rothacker an einem Beispiel der Kulturbereiche von germanischer Sippe und germanischer Gefolgschaft deutlich. Der Bereich der germanischen Sippe ist gekennzeichnet durch das »Recht der Blutrache, beherrscht vom Geist der Familie und mit ihm einem mütterlich weichen Element, einem Urverhältnis zur Mutter Erde«.⁵⁵

In diesem Bereich geht es um den Alltag, in ihm bilden Acker und Vieh, Haus und Hof usw. die Szenerie. »Aber der Krieg zwingt denselben Menschen eine völlig andere Haltung auf und bedarf in ganz anderem Maße als sonst [...] des Führers.«⁵⁶ In Sippe und Gefolgschaft »sehen wir zwei Lebenskreise sich überschneiden. Der der Gefolgschaft ist notwendig weiter als die Perspektive des einzelnen Gehöfts. Elastischer, momentaner. Dort in der Sippe herrscht die schläfrige Hergebrachtheit, hier der Befehl des Führers.«⁵⁷ »Der Befehl des Führers« dürfte keinen Zweifel aufkommen lassen, um wessen Befehle es geht. Wir werden jetzt sehen, dass es sich um Befehle des Kriegseinsatzes handelt, und feststellen, welches ideale Menschenbild sich durch den Krieg für Rothacker verwirklicht. Der in der Sippe »herrschenden Sitte stellt sich hier ein eigenes Gesetz und Recht gegenüber; dem vegetativen Gedanken, dem Säen und Ernten, einem pflegerischen Geist: Aufbruch, Marsch, Zucht, Sturm, Glanz, Kriegerehre. Ein weit persönlicheres Treueverhältnis von Mann zu Mann, eine geistigere, willensfestere Form der Hingabe, ein bündisches Fühlen, eine weit persönlichere entschlossene Art des Glaubens, ein neuer Maßstab der Bewährung, völlig neue Möglichkeiten eines Rangverhältnisses.«⁵⁸

53 Ebd., S. 20.

54 Ebd., S. 100.

55 Ebd., S. 101.

56 Ebd.

57 Rothacker: *Probleme der Kulturanthropologie* (Anm. 45), S. 101 f.

58 Ebd., S. 102.

Schon in den ›Grundlagen‹ hat Rothacker darauf hingewiesen, dass mit dem Nationalsozialismus die Zeit gekommen sei, sich nun einem neuen Menschenbild, einem heroischen Typus zuzuwenden:

[D]er Menschheitsschwärmer, der pazifistische Liberale, der bloße Schöngeist, der staats- und verantwortungslose Intellektuelle, der sogenannte »freischwebende« Intellektuelle der vergangenen Zeit, sie sind keineswegs bloß die Gegenbilder eines neuen politischen Bewußtseins, sondern sie sind nicht minder die Gegenbilder eines neuen nationalen Bewußtseins.⁵⁹

Denn, so ließe sich hier ergänzen,

[d]er völkische Staat muß [...] von der Voraussetzung ausgehen, dass ein zwar wissenschaftlich wenig gebildeter, aber körperlich gesunder Mensch mit gutem, festem Charakter, erfüllt von Entschlußfreudigkeit und Willenskraft, für die Volksgemeinschaft wertvoller ist als ein geistreicher Schwächling. Ein Volk von Gelehrten wird, wenn diese dabei körperlich degenerierte, willensschwache und feige Pazifisten sind, den Himmel nicht zu erobern, ja nicht einmal auf dieser Erde sich das Dasein zu sichern vermögen.⁶⁰

Rothackers Heroenkult tritt sowohl in seinen *Problemen der Kulturanthropologie* als auch in den ›Grundlagen‹ auf. Es gibt hier keine Differenzen, trotz des mittlerweile eingetretenen Kriegs. Im Gegenteil, man kann sogar sagen, dass durch den Krieg sein Schwärmen über den heroischen Typus – ausgedrückt in Worten über Glanz und Ehre, Treueverhältnis von Mann zu Mann und bündisches Fühlen usw. – noch zugenommen hat. Aber Rothacker ist mit seinem am Krieg gewonnenen idealen Menschenbild noch nicht fertig. Dieses Bild möchte er gleichsam in eine höhere Sphäre transzendieren, es über die Welt erheben. Und was läge (einem Nationalsozialisten) näher, als es als Ebenbild einer germanischen Gottheit anzusehen:

Nicht die Sippe, sondern die germanische Gefolgschaft eroberte schließlich die Welt, meint Naumann mit Recht, und weiter wird er Recht haben, wenn er nun Thor als den Geist der Sippe, als den Großbauern [...], Odin als den Geist der Gefolgschaft, des Führertums, des ruhmvollen, tapferen Lebens, der Waffen, des Sieges, des Reichtums schildert, der Fürstengunst und Dichtergabe, des Herren- und Heldentums.⁶¹

Was legt das Beispiel über die germanische Gefolgschaft bisher nahe? Die germanische Sippschaft ist ein Volk von Bauern. Ihr Leben kreist um Arbeit und Gehört, ist relativ autark, und Fragen des Lebens gehören bestimmten, eigentümlichen Gebräuchen und Sitten. Der Staat steht dieser Sippschaft mit eigenen Gesetzen und eigenem Recht gegenüber. Der Krieg bricht diese beiden Sphären auf. Der Führerstaat mit seinem germanischen Prinzip der Gefolgschaft durchdringt die viel engere Sphäre des bäuerlichen Lebens und führt, bedingt durch den Krieg, dieses Leben zu höheren ›Werten‹ von Treue, Hingabe, Glauben usw. Soll dieser beispielhaft geschilderte Prozess tatsächlich ein deskriptiver Nachweis für Rothackers oben getroffene Feststellung sein, in Wechselwirkung stehende autonome Kulturbereiche können durch bestimmte Ereignisse wie Krieg durchbrochen werden? Meine These ist: Rothackers Beispiel ist eine Stilisierung, die dazu dient, die private Sphäre in einen klaren Gegensatz zur öffentlichen Sphäre zu stellen. Ein Krieg kann im Extremfall, so wird nahegelegt, die private Sphäre zugunsten der öffentlichen

⁵⁹ Rothacker: »Die Grundlagen und Zielgedanken der nationalsozialistischen Kulturpolitik« (Anm. 48), S. 22.

⁶⁰ Adolf Hitler, 312.–316.1938: *Mein Kampf*. Zwei Bände in einem Band. Ungekürzte Ausg., München S. 452.

⁶¹ Rothacker: *Probleme der Kulturanthropologie* (Anm. 45), S. 102.

fast vollständig aufheben. Aber was interessiert Rothacker hieran? (18) »Staaten unter dem Druck des Krieges [...] stellen die reinsten Symbole des Lebens nach seiner Handlungsseite dar.«⁶²

Da alles Leben eine ständige Handlungsentscheidung ist, treten ›Werte‹ ständig als ›gelebte Werte‹ auf. Werte verschiedener Sphären – öffentliche vs. private – treten so in Konkurrenz miteinander. Diejenigen Werte, die aus dieser Konkurrenz als dominierend hervorgehen, prägen den Kulturstil.⁶³ Man kann sich leicht vorstellen, dass die dominierenden Werte, wenn sie erst einmal die anderen Sphären durchdrungen haben, endlich zu einer Einheit des Kulturstils führen. Denn dies war ja Ausgangspunkt der Frage Rothackers, was eine Einheit des Kulturstils – unter Voraussetzung autonomer Strukturen innerhalb einer Kultur – verhindert.

Die Idee der Aufhebung der privaten Sphäre zugunsten des Staates war bereits eine zentrale Forderung in Rothackers ›Grundlagen‹: »Und es hat natürlich einen tieferen philosophischen Sinn, dass sich heute [...] Begriffe wie Haltung, Lebensstil, Lebensform aufdrängen [...], wo das Rassische mit dem Gesinnungshaften, das Gesinnungshafte mit dem Geistigen, das Geistige mit dem Verantwortungsgefühl gegenüber der Bewahrung dieser Haltung in *der Wirklichkeit und damit mit Macht und Staat wieder ein unlösbares Bündnis eingegangen sind*.«⁶⁴ Dieses Bündnis von Haltung und Staat ist die Voraussetzung zur Verwirklichung des ›Ideals‹ (19) »eines allseitig durchformten Lebensstils, in dem man staatliche und kulturelle Formung gar nicht trennen kann.«⁶⁵

Dies ist Rothackers Forderung. In den *Problemen der Kulturanthropologie* stellt er die Sache so dar, als würde die Sphäre des Staates mit der Sphäre des Kulturellen eine organische, sich von selbst entwickelnde Verbindung eingehen. Von daher ist es eine Leugnung der Diktatur des nationalsozialistischen Staates, wenn er diesen Staat – unter dem Druck des Krieges – zu einem organismischen, handelnden Subjekt erhebt, das nun in eine als faktisch ausgelegte echte Konkurrenz zu den anderen ›gelebten Werten‹ anderer handelnder und entscheidender Subjekte tritt. Der Krieg dient Rothacker somit als post hoc-Begründung für die Rechtmäßigkeit, dass der nationalsozialistische Staatsapparat die Privatsphäre praktisch zu seinen Gunsten aufgehoben hat.

Gehen wir damit zur letzten Passage von Rothackers Beispiel über: (20)

*Wieder sehen wir hier das Widerspiel der beiden mächtigen Daseinstendenzen, deren Vereinigung den Lebensstil der modernen Völker und ganz besonders der nordischen begründet hat. [...] Im Volk lebt die naturhafte Seite, im Staat das jeweils größere Ganze, die jeweils umfassendere Form von Recht, Ordnung, Herrschaft, Tat, Macht, Pflicht, Planung, Männlichkeit, Pathos der Allgemeinheit, Herrlichkeit des öffentlichen Lebens. Nur aus dieser Spannung lässt sich würdigen und verstehen, worauf die ungeheure Kraft eines Volksstaates beruht: Bindung des universalen Prinzips an Blut, Boden, Sprache, Sitte des Volkstums und dennoch Erziehung der bodennahen und darum starken Kräfte desselben zu Gemeingeist und Opfersinn für das größere Ganze. [...] Hierin wird Ursprung, Sinn und Sonderstruktur des Staates in concreto anschaulich.*⁶⁶

Hier in (20) gibt Rothacker vor, ein allgemeines Entwicklungsgesetz aufgestellt zu haben, das den Prozess der Entstehung einer Einheit von Kulturstilen verständlich werden lassen soll. Oder kürzer: In (20) wird ein (scheinbares) Strukturprinzip der Entstehung von Volksstaaten formuliert.

62 Ebd., S. 104.

63 Vgl. ebd., S. 103.

64 Rothacker: »Die Grundlagen und Zielgedanken der nationalsozialistischen Kulturpolitik« (Anm. 48), S. 25.

65 Ebd., S. 26.

66 Rothacker: *Probleme der Kulturanthropologie* (Anm. 45), S. 103. Hvh. V. B.

Rothacker geht es hier um eine historisierende Rechtfertigung des allgegenwärtigen Präsens des Staates in jedem privaten Raum. Wie sonst käme man auf die Idee, das öffentliche Leben als ›herrlich‹ zu preisen und den Opfersinn für den Staat zu fordern. Rothackers Beispiel über germanische Gefolgschaft dient im ganzen und ganz allein dem Zweck, *den gegenwärtigen nationalsozialistischen totalen Staat philosophisch zu rechtfertigen*. Nur der totale Staat garantiert die weitestgehende Auflösung der privaten Sphäre und nur so lässt sich erreichen, dass dessen Bewohner, deren unbedingte Gefolgschaft angemahnt wird, zu einem einheitlichen Kulturstil durchgeformt werden können.

Ich fasse zusammen: Rothackers Kulturanthropologie, die man als seine genuine philosophische Leistung würdigt, ist selbst eine Stilisierung. Sie gibt sich als deskriptive Theorie, dient aber genau dem Gegenteil. Sie stilisiert heroische Kulturen, die sich nach idealisierten Menschentypen ausgeprägt haben. Wohl nicht umsonst wird die nordische Rasse als eine besonders leistungsfähige Rasse, ihr Menschenmaterial als bestens geeignet zur Stilisierung einer Hochkultur herausgestellt. Rothackers Idee einer Einheit des Kulturstils ist die Idee, einer auf nordischer Rasse sich gründenden totalen Kultur. Einer Kultur, in der der Staat die private Sphäre seiner Bürger vollkommen durchdrungen hat (17)–(19) und mit Mitteln von Zucht und eugenischer Auslese ein ideales Menschenbild zu formen trachtet (15). *Somit kondensiert Rothackers Kulturanthropologie zu einer normativen Kulturtheorie, die eine heroische, auf dem Volks- und Kulturwert der nordischen Rasse sich gründende Kultur beschwört* (16) und (20).

Fazit

Zentrale Begriffe, zentrale begriffsgeschichtliche Vorstellungen in der Philosophie Rothackers sind ohne nationalsozialistische Ideologie substanzlos. Die Annahme, man könne Elemente der Rothackerschen Philosophie ›retten‹, indem diese von ihrer nationalsozialistische Ideologie dekontaminiert würde, verfängt nicht.

Stil, Wirklichkeit, Umwelt, Tatsache. Eine Gegenüberstellung von Begriffen Erich Rothackers und Ludwig Flecks

Ernst Müller

1. Im gleichen Jahr wie Erich Rothackers *Geschichtsphilosophie* erschien bei Benno Schwabe, dem Baseler Verlag, der später Joachim Ritter mit dem *Historischen Wörterbuch der Philosophie* beauftragte, Ludwik Flecks *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* (1935). Dieses Buch, dessen Nachkriegsrezeption durch die Nazizeit verhindert war, wurde in den 1960er Jahren vom Verlag wegen fehlenden Absatzes makuliert. Heute ist es in der (begriffsgeschichtlich orientierten) Wissenschaftsgeschichte methodisch ›state of the art‹. Die frühe bundesdeutsche Begriffsgeschichtsforschung dagegen knüpfte mit Rothacker, Gadamer und Joachim Ritter an die Vorkriegstradition der deutschen Geisteswissenschaften an.

2. Rothacker (1888–1965) und Fleck (1896–1961) gehören ungefähr einer Generation an, doch ihre Biographien und geistig-politische Ausrichtung können gegensätzlicher kaum gedacht werden: zum einen der deutsche Philosoph, einer der maßgeblichen Vertreter der Geistesgeschichte, nach 1933 ehrgeiziger Nazi; zum anderen der polnisch-jüdische Naturwissenschaftler, nämlich Bakteriologe, dessen Untersuchungsparadigma die Syphiliserforschung (Wassermannreaktion) ist. Als Rothacker 1942 als Bonner Ordinarius seine *Deutsche Kulturanthropologie* veröffentlichte, ist Fleck bereits verhaftet, deportiert und zur Zwangsarbeit verpflichtet. Zur gleichen Zeit als 1944 Rothackers Aufsatz zur *Kriegswichtigkeit der Philosophie* erschien, sabotierte Fleck im KZ Buchenwald die Produktion eines Typhusimpfstoffes für die SS.

3. Vor diesem historisch-politischen Hintergrund soll im Folgenden der Versuch unternommen werden, die von Fleck wie Rothacker verwendeten Begriffe und Denkfiguren miteinander zu konfrontieren. Rothacker und Fleck teilen eine Reihe geistiger Quellen, Termini und auch Metaphern. Sie rezipieren die Wissenssoziologie (Max Scheler), den letztlich auf Wölfflin zurückgehenden Stilbegriff oder den Umweltbegriff Jakob von Uexkülls. Für beide sind Termini wie (Denk-)Stil, Wirklichkeit, Umwelt, Tatsache und Vergleich zentral. Fleck und Rothacker sehen um 1930 verwandte Krisenphänomene: Rothacker reflektiert (und verstärkt) vor allem die ›Krise des Historismus‹.¹ Er vertieft Diltheys Weltanschauungsrelativismus lebensphilosophisch und konstatiert den Zerfall der philosophischen Systeme in zersplitterte Einzelwissenschaften. Fleck sieht und radikalisiert – in Reflexion von Prozessen in der Physik und Bakteriologie

¹ Vgl. Otto G. Oexle: »Wirklichkeit« – »Krise der Wirklichkeit« – »Neue Wirklichkeit«. Deutungsmuster und Paradigmenkämpfe in der deutschen Wissenschaft vor und nach 1933«, in: Frank-Rutger Hausmann (Hg.): *Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945*, München 2002, S. 1–20.

sowie in Kritik der Idee einer Universalwissenschaft des *Wiener Kreises* – die *Krise der Wirklichkeit* (so der Titel seines Aufsatzes von 1929).²

4. Die diachrone Perspektive und die Begriffsgeschichte ist für beide eine der Methoden, diese Krisenprozesse zu erfassen und auf sie zu reagieren. Beide weiten die Begriffsgeschichte über das angestammte Gebiet der Philosophie hinaus aus. Rothacker geht es 1927/28 in seinem Projekt eines begriffsgeschichtlichen *Handbuchs kulturphilosophischer Grundbegriffe* sowohl um allgemein kulturelle wie auch um einzelwissenschaftliche Begriffe (die er damit an die Philosophie zurückbinden möchte): »Die ganze Arbeit philosophischer Klärung der Grundbegriffe verläuft im Sande, wenn es der Philosophie nicht gelingt, ihre Begriffe zu den Grundbegriffen der Einzelwissenschaften in eine lebendige Beziehung zu setzen.«³ Fleck ist einer der ersten, der die zeitgenössisch in den Geisteswissenschaften entstehende Begriffsgeschichte methodisch reflektiert auf die Naturwissenschaften bezieht sowie umgekehrt Denkfiguren der Naturwissenschaften auf die Begriffsgeschichte überträgt. Nach Fleck wirken das tradierte Wissen ebenso wie Prä- oder Urideen bei der Formierung eines Denkstils mit. »Die Urideen sind als entwicklungsgeschichtliche Anlagen zu betrachten und ihr Entstehen denksozial zu begründen.«⁴ Der aufklärerische Impetus des Naturwissenschaftlers wird deutlich, wenn Fleck die Gefahr des Gewesenen betont, falls dessen Bindung und Herkunft unbekannt bleibe.⁵ Bezogen auf die von ihm untersuchte Syphilis-Idee sind solche Prä- oder Urideen die diese Krankheit begleitende Vorstellung des vergifteten und verunreinigten Blutes oder der moralische Gedanke der Lustseuche. Fleck stellt diese Elemente nicht als zugrundeliegende Wahrheit heraus, sondern untersucht deren Transformationen. Die diachrone Untersuchung wissenschaftlicher Begriffe ist bei Fleck immer untrennbar mit der synchronen Perspektive verbunden. Im Grunde gibt es keine konstanten Semantiken von Begriffen, jede Verwendung verändert ihn. Begriffe sind kontextuell:

*Die stilbedingte Aura von Begriffen verändert sich, und mit ihr verändern sich die Anschauungen. Daher muß man vor allem die Aura der Begriffe untersuchen, ihre Stilfärbung, die sich im sprachlichen Gebrauch durch das Verwenden bestimmter Worte spiegelt, besonders wenn diese Worte metaphorisch verwendet werden. Erst das eröffnet den Weg zum Erforschen eines Denkstils einer Epoche.*⁶

Fleck kritisiert deswegen das abstrakte cartesianische Erkenntnissubjekt, das er »symbolische[s] epistemologische[s] Subjekt« nennt,⁷ weil ihm als drittes Beziehungsglied die soziale Bedingtheit des Denkens fehlt. Erkennen sei »weder passive Kontemplation noch Erwerb einzig möglicher Einsichten im fertig Gegebenen. Es ist ein tätiges, lebendiges Beziehungseingehen, ein Umformen und Umgeformt-

2 Eine wechselseitige Kenntnisnahme von Rothacker und Fleck ist nicht überliefert. Es gibt aber mittelbare Berührungspunkte. Rothacker verhandelt 1928 mit dem Vorsitzenden des Kuratoriums der Frankfurter Universität, dem Diplomaten Kurt Riezler, über die Einrichtung eines universitären Instituts, mit dem er vor allem sein ehrgeiziges Projekt eines begriffsgeschichtlichen Wörterbuches der Kulturphilosophie realisieren wollte. Derselbe Riezler, zugleich Honorarprofessor für Philosophie, hatte im Januarheft des gleichen Jahres 1928 in der Zeitschrift *Naturwissenschaften* einen Aufsatz »Die Krise der ›Wirklichkeit‹« veröffentlicht, der wiederum für Fleck zu einem ersten Anlass wurde, seine eigene konstruktivistische These von der »Krise der Wirklichkeit« in der gleichen renommierten Zeitschrift zu veröffentlichen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Rothacker, der sich auf diese Diskussion bezieht, auch Flecks Beitrag zur Kenntnis genommen hat.

3 Zit. nach Ralph Stöwer: *Erich Rothacker: sein Leben und seine Wissenschaft vom Menschen*, Göttingen 2012, S. 97, der, wie auch Guillaume Plas in seiner leider noch nicht in deutscher Übersetzung vorliegenden Dissertation (*L'historiste face à l'histoire La politique intellectuelle d'Erich Rothacker de la République de Weimar à l'après-guerre*, Université Paris-Sorbonne 2011) dieses Projekt untersucht hat. Plas behandelt auch Rothackers Versuch, sein kulturphilosophisches Wörterbuch zusammen mit der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg zu realisieren (S. 128–133). Im Erscheinen ist die von Margarita Kranz unternommene Dokumentation zum institutionellen Wirken Rothackers (*Archiv für Begriffsgeschichte* 54 [2012], S. 119–194).

4 Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, hg. v. Lothar Schäfer und Thomas Schnelle, Frankfurt a. M. 1980, S. 37.

5 Ebd., S. 31.

6 Ludwik Fleck: »Wissenschaft und Umwelt« [1939], in: ders.: *Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse*, hg. v. Sylwia Werner und Claus Zittel unter Mitarbeit von Frank Stahnisch, Berlin 2011, S. 327–339, hier S. 332.

7 Fleck: »Das Problem einer Theorie der Erkenntnis« [1936], in: ders.: *Denkstile und Tatsachen* (Anm. 6), S. 260–309, hier S. 260.

werden, kurz ein Schaffen. Weder dem ›Subjekt‹ noch dem ›Objekt‹ kommt selbständige Realität zu; jede Existenz beruht auf Wechselwirkung und ist relativ.«⁸

5. Der Begriff des Stils ist bei Rothacker und bei Fleck zentral. Doch schon die jeweiligen Komposita sagen viel über den Unterschied der gleichen Termini: Fleck spricht meist von Denkstil, Rothacker von Lebensstil. Für Rothacker gilt, was Claus Zittel als generelle Tendenz über den Stilbegriff der 20er Jahre geschrieben hat: »Der Stilbegriff bot sich offenbar als neue einheitsstiftende Kategorie an, um auf die neue Erfahrung pluraler Wirklichkeiten zu reagieren, die durch die allgemeine Naturalisierung und Historisierung des Denkens, Wissens und Erkennens vorbereitet worden war.«⁹ Der Begriff steht bei Rothacker in der Tradition von Untersuchungen zur Psychologie Weltanschauungen. Die Anwendung einer wissenssoziologischen Methode auf die Erkenntnistheorie lehnt Rothacker ab.

6. Fleck verwendet den Stilbegriff weder im Sinne von Weltanschauungen noch von anthropologischen Konstanten. Für Fleck ist der Denkstil an das Denkkollektiv gebunden, und ein Denkkollektiv ist immer vorhanden, wenn zwei oder mehr Menschen Gedanken austauschen. Stile entstehen durch historisch konkrete Wahrnehmung und Kommunikation in Denkkollektiven. Bei Fleck ist der Stilbegriff eine Mehrfachübersetzung zwischen Kunstwissenschaft (Riegl, Wölfflin, Panofsky), Wissenssoziologie (Mannheim, Scheler, Jerusalem), Gestaltpsychologie (Köhler, Metzger u. a.) und Epistemologie. Wenn Fleck den Denkstil als ›gerichtete Wahrnehmung‹, als Gestalt- oder Sinn-Sehen (auch als Resultat der Umwelt) bezeichnet, dann bewegt er sich im optischen Feld und ist am Beobachtungsparadigma naturwissenschaftlicher Experimente ausgerichtet.¹⁰ In *Zur Frage der Grundlagen der medizinischen Erkenntnis* (1935) zeigt Fleck, wie stilbedingt anatomische Beobachtungen sind, die eher Sinnbildern entsprechen. Fleck untersucht die Wahrnehmung nicht als Naturgesetz, sondern betont ihre kulturelle Determination.

7. Bei Rothacker bezieht sich der Stilbegriff auf Kulturen, er fasst darunter vor allem (individuell gedachte) ethnische Großsubjekte (Sippe, Clan, Stämme, Nationalstaat, Volk, Volksgeist, Kulturkreise, kulturelmorphologische Ganzheiten, Epoche). Wenn Rothacker von Hochstilisierung, Durchprägung, geprägter Form, Durchformung, Durchstilisierung im Kern immer schon gegebenen anthropologisch-kultureller, vor allem rassischer Einheiten (›ganz weniger Hochkulturen‹) spricht, dann wohnt dem Stil gleichsam ein normativer Ursprung inne. Mit dem Begriff des Lebensstils ist Rothackers großes Programm verbunden,

*sämtliche menschliche Weltanschauungen, Weltdeutungen und Antwortweisen, letztlich sämtliche Kategorien, Denkformen, Stilformen, Einstellungen, Begriffe, Bilder, Haltungen, Erlebnisweisen usw. in den Menschen und seine Uraktionen, Urreaktionen, Urerlebnisse als den Ursprung ihrer Notwendigkeit und Bedeutsamkeit zurückzuleiten: das Programm einer, die gesamte menschliche Welt umfassenden anthropologischen Reduktion, als Organon aller besonderen Reduktionen in besondere Haltungen und Lagen, unter der Leitidee des Satzes der Bedeutsamkeit.*¹¹

»Mit dem Ausdruck ›Reduktion‹ ist der Versuch der Historiker zu bezeichnen, das gegliederte und entfaltete Ganze einer Kultur oder Epoche auf Kerngebilde zurückzuführen, welche gewissermaßen das Skelett

8 Fleck: »Zur Krise der ›Wirklichkeit‹« [1929], in: ders.: Denkstile und Tatsachen (Anm. 6), S. 52–69, S. 54.

9 Claus Zittel: »Ludwig Fleck und der Stilbegriff in den Naturwissenschaften. Stil als wissenschaftshistorische, epistemologische und ästhetische Kategorie«, in: Horst Bredekamp/John M. Krois (Hg.): *Sehen und Handeln*, Berlin 2012, S. 171–205, hier S. 181.

10 Rothacker vergleicht die Aspektivität der Sprache und des mikroskopischen Sehens: »Dabei ist zunächst an die weltauerschließende Wirkung der Sprache überhaupt zu erinnern. Sie lehrt uns etwas bislang nicht Gesehenes mit einmal zu sehen. Analog etwa zur Artikulation des mikroskopischen Bildes durch geschultes Wissen um das zu Sehende artikuliert sich jede menschliche Umwelt durch augenöffnende Worte. Diese durch die Sprache hindurchgegangene Umwelt ist die, auf die der Mensch reagiert. Nur von ihr her kann sein Verhalten verständlich gemacht werden.« Erich Rothacker: *Schichten der Persönlichkeit*, Bonn 1940, S. 124.

11 Erich Rothacker: *Geschichtsphilosophie. Handbuch der Philosophie*, München o.J. [1934], S. 130.

des Ganzen darstellen. Ein wesentliches Hilfsmittel geisteswissenschaftlichen ›Verstehens‹.¹² Weltanschauungen, Weltbilder, Mythen sind nur Ableitungen. Kern oder ›Keim‹ eines Lebensstils ist ›Haltung‹.

8. Für Fleck sind Denkstile keine epochenübergreifenden ›geschlossenen Ganzheiten‹. Epocheneinheiten seien von Historikern überschätzt, wenn auch ›propagandafähig‹.¹³ Fleck stellt dagegen einzelne Denkgemeinschaften, die sich innerhalb einer Epoche in ihren Denkstilen überlagern. Seine Auffassung, wonach auch Rassen, Klassen, Nationen oder Generationen einen eigenen Denkstil bilden, korrigiert er, denn Denkstile sind an reale Kommunikation gebunden. Fleck untersucht plural koexistierende und kleinteilig gedachte (wissenschaftliche, politische, religiöse etc.) Denkkollektive und Denkstile, die sich zugleich sozial konstituieren. Er durchbricht damit großflächige Topographie, indem er beispielsweise noch das ›ärztliche Wissen‹ von naturwissenschaftlicher Erkenntnis unterscheidet. In Debatten mit der polnischen Philosophin Izydory Damska (1936/37) sowie insbesondere mit Tadeusz Bilikiewicz (1939) entwickelt Fleck den (auch auf Rothacker beziehbaren) Gedanken, dass der Stilbegriff gerade nicht dazu dienen solle, ästhetische oder intuitive Gemeinsamkeiten unterschiedlicher Kulturbereiche zu erschließen.¹⁴

9. Rothacker wie Fleck ist Relativismus vorgeworfen worden. In der Literatur zu Rothacker (auch in der Entnazifizierungsdiskussion) wurde vielfach die These vertreten, eine (philosophische) Ursache seiner Affinität zum Nazismus läge in seinem Relativismus und Perspektivismus. Als Heilmittel erschien dann die Denkfigur eines normativen Universalismus oder einer universalen Rationalität. Auch Fleck wurde zeitgenössisch nicht nur der Vorwurf des wissenschaftlichen Relativismus gemacht, tatsächlich wurde sogar versucht, seine Denkstiltheorie für die nazistische Rassentheorie zu vereinnahmen.¹⁵ Erstaunlicherweise hat Fleck, mit Vorwürfen konfrontiert, die ihm die Gefahr seiner relativistischen Auffassung verdeutlichen mussten, an der Bestreitung der Objektivität der Wirklichkeit und seiner Auffassung vom Denkstil festgehalten. In *Wissenschaft und Umwelt* reagiert Fleck auf die Relativismuskritik und auf die Frage der Abhängigkeit der Wissenschaft von ihrer Epoche und Umwelt: »Aus der Tatsache der soziologischen, gemeinschaftlichen Natur des Erkennens wurde zuerst die politische Parole eines sozialen, klassenbedingten Wissens gebildet, und dann schuf die gegnerische politische Richtung den National- und Rassegeist, um durch die Epochen einen weltanschaulichen Mythos weiterzuspinnen.«¹⁶ Offenbar war Fleck gerade der Auffassung, dass die Radikalität des historisch-konstruktivistischen Relativismus der vergleichend-historischen Epistemologie den von ihm behaupteten demokratischen Prinzipien der Wissenschaften korrespondiere. Gerade die Abstreitung von Referenz und Substantialität schützt dann davor, stark privilegierte Perspektiven zu akzeptieren. Wenn beispielsweise der Rassebegriff als kommunikativer und Denkstil geprägter, also selbst als historisch und kulturell erzeugter Effekt und nicht als ursprüngliche Gegebenheit (»Rasse als stilbildenden Faktor«, wie Kroh ganz im Sinne Rothackers schreibt) begriffen wird, dann ist mit einem solchen Begriff kaum Politik zu machen. Bezogen auf den Relativismus kann man einer Unterscheidung Mannheims folgen, der einen Relativismus als Ergebnis der Einzelwissenschaften von einem philosophischen Historismus (für ihn z. B. Max Scheler) unterscheidet, der doch

12 Erich Rothacker: »Probleme der Kulturanthropologie«, in: Ferdinand Weinhandl (Hg.): *Deutsche Philosophie*, Stuttgart/Berlin 1942, S. 55–198, hier S. 148.

13 Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (Anm. 4), S. 43.

14 »Intuitiv erschaute Analogien zwischen Denkstilen weist er zurück [...] Für ihn gibt es keine allgemeinen Diskursregeln, die alle Bereiche der Kultur und Gesellschaft gleichzeitig organisieren.« Zitiert: »Ludwik Fleck und der Stilbegriff in den Naturwissenschaften« (Anm. 9).

15 Der Pädagoge und Psychologe Oswald Kroh schreibt in einer Rezension, Fleck habe mit »der Vorurteilslosigkeit des wissenschaftlichen Denkens gründlicher aufräumt als es die allgemeine Erkenntnistheorie vermag«, nur müsse er die »Rasse als stilbildenden Faktor noch einbeziehen«. Oswald Kroh: (Rez.) »Ludwik Fleck, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache [...]«, in: *Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane*. I. Abteilung: *Zeitschrift für Psychologie* 18 (1936), S. 164. Zit. nach Johannes Fehr: »... the art of shaping a democratic reality and being directed by it ...« – philosophy of science in turbulent times«, in: *Studies in East European Thought* 64 (1–2) (2012), S. 81–89. Kroh, Schüler von Erich Rudolf Jaensch, war zunächst Professor für Psychologie in Tübingen, später in München und Berlin, ab 1940 Vorsitzender der Gesellschaft für Psychologie. Jaensch wird von Rothacker in den *Schichten der Persönlichkeit* mehrfach hervorgehoben und zitiert.

16 Fleck: »Wissenschaft und Umwelt«, in: ders.: *Denkstile und Tatsachen* (Anm. 6), S. 329.

eine »letzte dynamische Substrat« oder »Tendenz« zu erfassen suche.¹⁷ Genau solche, den Historismus überwindende Synthesen kritisiert Fleck in seiner Auseinandersetzung mit Bilikiewicz. So will Fleck jede ontologische Aussage über die ›Wirklichkeit‹ vermeiden und das Wort allein als ein grammatisches Objekt in den Sätzen über die Erkenntnistätigkeit benutzen.¹⁸ Für Fleck besteht die Gefahr des Relativismus nur da, wo erfahrungswissenschaftliche Erkenntnis durch metaphysische Theorie überschritten wird. Es macht deswegen schon einen entscheidenden Unterschied zu Rothacker aus, dass Fleck keine *philosophische* Kulturanthropologie, sondern eine ›allgemeine Soziologie des Denkens‹ oder historische Epistemologie betreibt. Fleck warnt deswegen vor den Folgen einer Eliminierung des wissenssoziologischen Ansatzes: »Wer aber dennoch das Denkkollektiv eliminiert, muß Werturteile und Glaubensdogmen in die Erkenntnislehre einführen und gelangt aus der allgemeinen vergleichenden Erkenntnistheorie in eine spezielle, dogmatische.«¹⁹ Ihn interessiert die Produktion neuen Wissens, nicht eine »auf eine generalisierende Wesenslehre vom Menschen aufgebaute Soziologie« und deren psychologischen Grundlagen.²⁰

10. Es sind gerade die Denkmotive, die Rothacker mit dem und gegen den Relativismus entwickelt, die auch die politisch brisanten Elemente seiner Theorie bedingen. Ralf Stöwer zeigt, wie Rothacker den Weltanschauungsrelativismus dezisionistisch in die Affirmation eines partikularen Patriotismus umschlagen lässt.²¹ Das, was Rothacker Urerfahrungen, Urformen des Handelns oder Bilder nennt, bleibt als Anthropologie seinem Historismus äußerlich. Dazu gehören offenbar auch kontingente lebensweltliche Prägungen und politisch relevante Haltungen, die bei Rothacker dem konservativ-preußischem Milieu entstammen und Anschlussmöglichkeiten an die NS-Ideologie boten. Rothackers Schüler Wilhelm Perpeet schreibt zutreffend, Rothacker habe 1934 in der Geschichtsphilosophie das Relativismusproblem der Historischen Schule kulturanthropologisch zu lösen versucht. Dabei verschiebt die Wendung zur Kulturanthropologie möglicherweise auch Rothackers ursprüngliches Begriffsgeschichtsprojekt. Das kulturphilosophische Wörterbuch war vor allem Ausdruck eines konsequenten Historismus, den Rothacker mit begriffsgeschichtlichen Mitteln überwinden wollte. In der *Geschichtsphilosophie* von 1934 wird aus dem historistischen Ansatz die Methode eines (letztlich ahistorischen) Reduktionismus:

Man kann in der Stoffwelt der Dichtung, tiefer noch in allen Formen ihrer Stoffbeseelung das Fortleben der mythischen Phantasie spüren, man sieht durch sie, wie durch kirchliche Kulte und Riten, die magischen Vorformen hindurchleuchten; bis in die Spätformen der Wissenschaft hinein das kategori-ale Gefüge des unüberwindlichen ›natürlichen Weltbildes‹; aber die eigentliche Fundgrube für diese Betrachtungsweise ist vor allem die Etymologie und insbesondere die Analyse von Bildern und Metaphern. Da im Erkennen normaliter das Unbekannte auf das Bekannte zurückgeführt wird, da Erkennen ein Wiedererkennen von etwas bereits Bekanntem ist, so brauchen wir nur immer weiter zurück-zufragen, was als bekannt vorausgesetzt wird, um schließlich auf eine immer tiefere Schicht der fundamentalen Bedeutsamkeiten des Weltbildes zu stoßen. Die ganze metaphysische Terminologie ist mit solchen symbolischen Ausdrücken für Urformen des Handelns, Urerlebnissen, Urerfahrungen angefüllt. Nicht minder aber der psychologische, geisteswissenschaftliche und selbst der technische Wortschatz.²²

17 Karl Mannheim: »Historismus« (1924), in: ders.: *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*, hg. und eingeleitet von Kurt H. Wolff, Berlin/Neuwied 1964, S. 246–307, hier S. 299. – Für den Hinweis auf Mannheim danke ich Guillaume Plas (vgl. seinen Beitrag in diesem Heft).

18 Fleck: »Antwort auf die Bemerkung von Tadeusz Bilikiewicz« [1939], in: ders.: *Denkstile und Tatsachen* (Anm. 6), S. 353–359, hier S. 353.

19 Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (Anm. 4), S. 57.

20 Fleck: »Antwort auf die Bemerkung von Tadeusz Bilikiewicz« [1939], in: ders.: *Denkstile und Tatsachen* (Anm. 6), S. 339.

21 Stöwer: *Erich Rothacker* (Anm. 3), S. 93 f.

22 Rothacker: *Geschichtsphilosophie* (Anm. 11), S. 123 f.

11. Fleck kritisiert eine zu große Hochachtung der Geisteswissenschaftler vor naturwissenschaftlichen Tatsachen.²³ Er bestreitet zwar keineswegs den allgemeingültigen Charakter naturwissenschaftlicher Erkenntnis. Doch die Verbindlichkeit und Allgemeingültigkeit liegt nicht in ihrer Referenz auf eine unveränderliche Wirklichkeit oder positivistisch feststellbaren Tatsachen. Für Fleck entstehen wissenschaftliche Tatsachen in Abhängigkeit vom Denkstil. Unter einer wissenschaftlichen Tatsache versteht Fleck solche Wahrnehmungen, die denkstilgebunden als Zwang, als unmittelbar zu erlebende ›Gestalt‹ erfahren werden. Fleck schützt sein Denkstilkonzept vor einem kognitiven Relativismus, weil für ihn die in einer Zeit existierende Wahrheit tatsächlich immer nur eine, selbst durch den Denkstil determinierte ist. Die Verbindlichkeit besteht für Fleck in der Anerkennung des modernen naturwissenschaftlichen Stils selbst: damit ist die Offenheit der Erkenntnis, die Bestreitung des Privilegs früheren Wissens, das ›Postulat vom Maximum der Erfahrung‹, die demokratische Organisationsform u. a. gemeint.²⁴ Als hätte Fleck Rothacker gelesen, heißt es: »Um den Unterschied zu bewerten, vergleiche man die entgegengesetzte Stellung eines dogmatischen Wissens, das als abgeschlossen gilt. Auch das ist ein demokratischer Zug naturwissenschaftlichen Denkstiles, der früherem Wissen jeden Vorzug und jedes Privilegium vor neuem bestreitet.«²⁵

12. Wesentliche Kategorien sind bei Rothacker Setzungen, die selbst keine Historisierung erfahren. Die ›Wirklichkeit‹ ist für ihn unberührbar durch menschliche Meinungen und Dogmen etc. In seiner Nachkriegsschrift über die *Die dogmatische Denkform* heißt es über ›Tatsachen‹ (sowie über die Logik): »An den auf diese Weise festgestellten Fakten hat der Relativismus seine Grenze. Die gegenteilige Meinung zahlreicher positivistischer Relativisten wie ihrer rationalistischen Gegner beruhen auf Selbsttäuschung und Irrtum.«²⁶ Schon in der *Deutschen Kulturanthropologie* hatte Rothacker geschrieben: »Für die Erkenntnis besteht hier somit kein ›Relativismus‹. Diesem ist durch den ›Satz der Sachlichkeit‹ vorgebeugt.«²⁷ Im Unterschied zu Fleck entzieht Rothacker ›Tatsachen‹ und ›Wirklichkeit‹ dem Historismus und Relativismus. Sieht man, dass Bedeutsamkeit eine, wenn nicht die wesentliche Figur für Rothackers Begriffsgeschichte ist, so wird hier ihre Grenze deutlich. Neben den Naturwissenschaften sollen gerade auch ideologisch relevante Ideologieformen (Rechtsdenken, Pädagogik u. a.) in ihrem dogmatischen Bestand bewahrt werden.

13. Der Naturwissenschaftler Fleck hat die Wissenssoziologie, der Philosoph Rothacker auch die Lebenswissenschaften im Blick (s. der Beitrag von Georg Toepfer). Beide arbeiten an der Grenze zwischen Biologie und Gesellschaft/Kultur, wobei eine gegenläufige Prägung gleicher Begriffsworte konstatiert werden kann: während Fleck aus der Biologie stammende Begriffe wissenssoziologisch fasst, fundiert Rothacker in seinem ontologischen Schichtenmodell kulturelle Verhältnisse biologisch und anthropologisch (und in diesem Zuge auch rassistisch). Flecks historisch-komparative Epistemologie ist dadurch gekennzeichnet, dass er das, was später unter den drei Kulturen gefasst wurde (Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaft) grenzüberschreitend thematisiert. (»In der Naturwissenschaft gibt es gleichwie in der Kunst und im Leben keine andere Naturtreue als die Kulturtreue.«²⁸) Fleck entwickelt seine Theorie zwar vor allem zur Untersuchung der Naturwissenschaften (Bakteriologie), er bezieht sie selbst aber auch auf andere Denkstile. Interessant sind dabei die Kategorien, die der Bakteriologe Fleck vom biologischen, medizinischen und Evolutionsdiskurs in seine Epistemologie überträgt. Fleck verwendet statt ›Begriffsgeschichte‹ fast immer das sonst eher auf die Natur bezogene Kompositum ›Begriffsentwicklung‹, er kann

23 Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (Anm. 4), S. 65.

24 Vgl. Fehr: »... the art of shaping a democratic reality« (Anm. 15).

25 Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (Anm. 4), S. 189 (Fußnote 28).

26 Erich Rothacker: »Die dogmatische Denkform in den Geisteswissenschaften und das Problem des Historismus«, in: *Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse 6* (1954), S. 243–296 (5–58), hier S. 279 (41).

27 Rothacker: »Probleme der Kulturanthropologie« (Anm. 12), S. 173.

28 Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (Anm. 4), S. 48.

von Urideen als ›Anlagen‹ und ›Keimen‹ sowie von »Mutationen des Denkstiles« sprechen. Damit vollzieht er keine einfache Übertragung naturwissenschaftlicher Paradigmen auf kulturelle oder gesellschaftliche Phänomene. Die Kategorien der Naturwissenschaften werden bei Fleck immer auch wissenssoziologisch und historisch ›dekonstruiert‹.

14. Wesentlich ist bei Rothacker und Fleck der (letztlich in der Biologie geadelte) Umweltbegriff. Rothacker beruft sich mit seiner Bedeutungslehre wesentlich auf Johann Jakob von Uexküll. Hatten Max Scheler und Helmuth Plessner die Übertragung der Uexküllschen Umweltbegriff vom Tier auf den Menschen abgelehnt, so überträgt Rothacker die verhaltensbiologische Theorie auf den Menschen.

Was, auf Tier und Mensch gleichermaßen beziehbar, Verhalten hieß und was beim Tier durch Bauplan, Funktionskreis und Trieb bestimmt war, hieß uns beim Menschen: Haltung, Lebensstil und Würde des Soseins. [...] Wenn wir aber seitdem Weltbilder als gelebte, d. h. als durch Bauplan und Lebenshaltung bestimmte, erkannten, so sind wir nunmehr in der Lage, ebenso aus Weltbildern auf Lebenshaltungen als die Ursprungsorte aller Bedeutsamkeiten zurückzuschließen.²⁹

Jeder Kultur als Lebensstil entspricht nur eine Umwelt.³⁰ Fleck verwendet einen bereits soziologisch verstandenen Begriff von Umwelt, er geht aber auch auf Uexkülls Umweltbegriff ein und bezieht ihn nicht nur auf die Biologie, sondern auch auf die menschliche Erkenntnis. Zu Uexkülls Gedanken, dass es für Biologen zwar ebenso viele Welten als Subjekte gäbe, das Universum aus Subjekten mit ihren Umwelten aber durch Funktionskreise zu einem planvollen Ganzen verbunden sei, fragt Fleck:

Also doch ein Universum und planvolles Ganzes, das nicht subjektiv ist? Abgesehen von vielen Sätzen der Uexküllschen Umweltlehre, die nicht annehmbar sind: es fehlt seiner Auflösung das richtige Bewerten des sozialen Faktors der Erkenntnis. Auch kann man der Einteilung in Merk- und Wirkwelt nicht beistimmen, da sie praktisch unhaltbar ist und in unnütze Metaphysik führt. Geschieht irgendein ›Merken‹ nur passiv, ohne jedes ›Wirken‹ und vice versa? Kann ein ›Wirken‹ und dessen Effekt anders beurteilt werden als durch ein ›Merken‹?³¹

Flecks wissenssoziologischer Ansatz durchkreuzt den Substantialismus naturwissenschaftlich-biologischer Begriffe. Bei ihm bilden Vorwissen, Sprache und Techniken die Umwelt, die also selbst schon eine kulturelle Formung und ein Perspektiv für die Konstituierung dessen ist, was wir Wirklichkeit nennen.

15. An der Einschränkung des ›Satzes der Bedeutsamkeit‹, der den Kern von Rothackers Begriffsgeschichtstheorie ausmacht, wird deutlich, warum er auch in begriffsgeschichtlicher Hinsicht die zwei Kulturen letztlich reproduziert. Diesem Satz setzt er, bezogen auf die Wissenschaften, den ›Satz der Sachlichkeit‹ entgegen. ›Bedeutsamkeit‹ gibt es für Rothacker nur im Bereich der sog. Kultur, die Wissenschaften zerstören sie durch ihr relationales und quantifizierendes Herangehen. Deswegen spielt Begriffsgeschichte hier keine Rolle. Rothacker bezieht das Problem der ein- und ausblendenden ›Bedeutsamkeit‹ nur ausnahmsweise und im Falle des Irrtums auf die Naturwissenschaften und ihre Geschichte (etwa auf den Darwinismus, in dessen Folge die Mendelschen Gesetze aus dem Blick gerieten). Für Fleck ist die Versachlichung dagegen selbst ein Denkstil wie er umgekehrt auch in den Naturwissenschaften eine »kollektive Erkenntnisstimmung« und »gerichtete Denkbereitschaft, um etwas Neues zu erblicken«,

²⁹ Rothacker: *Geschichtsphilosophie* (Anm. 11), S. 101.

³⁰ Rothacker: »Probleme der Kulturanthropologie« (Anm. 12), S. 157.

³¹ Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (Anm. 4), S. 138 (Fußnote 6).

erkennt.³² Das hat durchaus Ähnlichkeit mit Rothackers Begriff der ›Bedeutsamkeit‹ (oder was bei ihm synonym Aufforderungscharakter, Stimmungscharakter, emotionale Färbung heißt), wird aber eben auch auf die Naturwissenschaften übertragen.

16. Fazit: Anfang der dreißiger Jahre gab es in verschiedenen Wissensgebieten Ansätze einer konsequenteren und innovativeren Begriffsgeschichte. Das trifft in der Geschichtswissenschaft auf den nach Israel emigrierten Richard Koebner ebenso wie auf die Annales-Schule zu, in der Kulturwissenschaft auf Walter Benjamin, in der Wissenschaftsgeschichte – neben Fleck – auf Gaston Bachelard, George Canguilhem, aber auch auf Edgar Wind, bei dem sich ein weit gefasster interdisziplinärer und begriffsgeschichtlicher Ansatz findet und dessen Hamburger Habilitationsschrift von 1930 Rothacker sogar hätte zur Kenntnis nehmen können. Diese Traditionen wurden durch den deutschen Faschismus unterbrochen. Die frühe bundesdeutsche Begriffsgeschichtsforschung knüpfte – und da ist es im Einzelnen weniger wichtig, ob sie eher von Rothacker, Gadamer oder Ritter ausgeht – an die durch die Nazizeit gebrochene Vorkriegstradition der deutschen Geisteswissenschaften und Historiographie an. Ludwik Fleck (und auch alle anderen Genannten) werden erst sehr verspätet rezipiert. Der Abbruch eines innovativeren begriffsgeschichtlichen Ansatzes betrifft aber sogar Rothacker selbst: das ursprüngliche Projekt der kulturphilosophischen Begriffsgeschichte wird von ihm überformt oder ersetzt durch eine normativ geprägte Methode des kulturalanthropologischen Reduktionismus. Nach 1945 ändert sich sein Gesamtkonzept nicht grundsätzlich, aber Rothacker lässt die historisierenden Teile (einschließlich der Begriffsgeschichte) wieder hervortreten. Doch auch wenn Rothacker nach 1945 formal auf das Wörterbuch-Projekt der 1920er Jahre zurückzugreifen scheint, so reflektieren sich in den späteren Ansätzen die dazwischen liegenden zwölf Jahre (Verlust der interdisziplinären Bezüge zugunsten der Philosophie im engeren Sinne, methodische Reduktion auf eine philosophische Hermeneutik des u. a.).

32 Fleck: »Wissenschaft und Umwelt«, in: ders.: *Denkstile und Tatsachen* (Anm. 6), S. 330 f. »Der Begriff eines gefühlsfreien Denkens hat keinen Sinn.« Ebd., S. 67.

Biologische Konzepte in Erich Rothackers Anthropologie

Georg Toepfer

I. Einleitung

Biologen gehören in den Schriften Erich Rothackers zu den viel zitierten Autoren. Darunter befinden sich die Hauptvertreter des Holismus in Deutschland, der Begründer der biologischen Systemtheorie, sowie die Väter der Philosophischen Anthropologie und der Vergleichenden Verhaltensforschung.¹ Auffallend ist allerdings das Fehlen von Evolutionsbiologen. Es erscheint kaum ein Bezug auf Darwin oder Haeckel, geschweige denn auf die zeitgenössischen Gründerväter der Synthetischen Theorie der Evolution, und daneben auch nicht auf experimentell in der Genetik oder Entwicklungsbiologie verankerte Biologen. Kennzeichnend für die Biologierezeption Rothackers ist eine auf Individuen zentrierte Sicht biologischer Theorien. Die großen Revolutionen der Biologie in der Genetik und Evolutionsbiologie, die auf anderen Untersuchungsebenen beruhen, nämlich der subindividuellen Ebene der Gene und der supraindividuellen Ebene der Populationen, kommen damit nicht in den Blick.

In einigen Passagen äußert sich Rothacker sogar ausdrücklich kritisch zum theoretischen Ansatz der Evolutionstheorie. So referiert er 1942 zustimmend den Botaniker Karl von Goebel: »Die Natur schaffe nicht wie ein Handwerker, sondern wie ein Künstler, weit hinaus über die Bedürfnisse der Zweckmäßigkeit. Der Darwinismus betrachte die Natur aus einem Armeleutestandpunkt. Also: Formenspiel, Lebensschwungkraft, Mannigfaltigkeit, Phantasie Reichum des Lebens, nicht nur Utilität und erzwungene Anpassung.«² Eine Motivation für diese Ablehnung des strengen Funktionalismus der evolutionsbiologischen Perspektive könnte bei Rothacker darin liegen, dass er sich um eine Verankerung der höheren psychischen Schicht des »Spielsystems« im Menschen in der organischen Natur bemüht; das nicht bloß Nützliche, sondern Spielerische müsste danach bereits in der außermenschlichen Natur angelegt sein.

Den zentrale Referenzpunkt bilden für Rothacker solche Biologen, die sich mit der Konstitution der Anschauungswelt befassen haben, angefangen mit Karl Ernst von Baer und seinem Gedankenexperiment zur Anschauungswelt des Menschen: In einem um den Faktor Tausend verkürzten oder verlängerten Leben, in dem die Rhythmen der Natur, wie der Wechsel von Tag und Nacht oder der Jahreszeiten ganz anders erscheinen würden, würde der Mensch eine ganz andere Konstitution seiner Welt vornehmen als

1 Zu den am meisten zitierten Autoren gehören Karl Ernst von Baer, 1792–1876, Jakob von Uexküll, 1864–1944, Frederik Buytendijk, 1887–1974, Wolfgang Köhler, 1887–1967, Friedrich Alverdes, 1889–1952, Helmuth Plessner, 1892–1985, Adolf Meyer-Abich, 1893–1971, Ludwig von Bertalanffy, 1901–1972 und Konrad Lorenz, 1903–1989.

2 Erich Rothacker: »Biologische Funktionssysteme als Fundamente der Persönlichkeit«, in: *Deutschlands Erneuerung* 26 (1942), S. 480–486, hier S. 485.

in seiner jetzigen Erfahrungswelt. Rothacker schließt daraus auf das enge Verhältnis von Wahrnehmungs- und Ordnungskategorien der Welt: Es »hängt die erlebte Gestalt, in der uns die Wirklichkeit erscheint, von angeborenen biologischen Maßstäben ab«.³

Vergleichbar zu anderen anthropologischen Ansätzen der 1920er und 30er Jahre ist auch Rothackers Anthropologie um den Anschluss der Bestimmung des spezifisch Menschlichen an das allgemein Organische bemüht. So baut er nicht wenige Grundbegriffe seiner Anthropologie auf biologischen Begriffen auf. Er zielt damit auf eine Verankerung der Anthropologie in der Biologie. Zur Verhältnisbestimmung bevorzugt Rothacker das Bild einer Schichtung, um auf dieser Weise die anhaltende Wirksamkeit der unteren Schichten auch in den Leistungen der höheren zum Ausdruck zu bringen.

Drei Konzepte, die Rothacker aus der Biologie entlehnt und für die Anthropologie fruchtbar machen möchte, sind *Ganzheit*, *Rhythmik* und *Freiheit*: Terminologisch im Anschluss an Helmuth Plessner⁴ (und indirekt an Hans Driesch⁵) spricht Rothacker von der *Ganzheit der Formen* bei Tieren: Tiere hätten eine »geschlossene Form« und davon abgeleitet bestehe eine Ganzheit der Persönlichkeit: »Die Ganzheit der Persönlichkeit ist im Lebendigen gerade auf seiner elementarsten Stufe schon angelegt«.⁶ In Bezug auf die *Rhythmik* der Lebensprozess dient Rothacker die Atmung als Grundmodell für einen »Kreisprozeß mit rhythmischem Wechsel von Spannung und Lösung«.⁷ Und auch *Freiheit* sieht Rothacker in den nicht-menschlichen Lebewesen angelegt. Nach seiner Ansicht liege »bereits im tiefsten Unterbau des Lebens eine Urform und Vorahnung der ›Wahlhandlung: [...] in jeder echten vitalen Reaktion steckt bereits eine Vorform der ›Entscheidung««.⁸ Neben diesen zeigt sich noch in vielen anderen Begriffen der Versuch eines Anschlusses der Anthropologie an die Biologie. Und auch umgekehrt hat Rothackers anthropologisches Interesse eine Rückwirkung auf sein Bild der Biologie, insofern bestimmte Bereiche der Biologie ausgeblendet werden, z. B. die Evolutionstheorie.

Zur genaueren Bestimmung des Verhältnisses von biologischen und außerbiologischen Aspekten in der Konstitution menschlicher Personen sind drei Konzepte zentral für Rothacker. Dies sind die Begriffe der *Umwelt*, der *Schichtung* und der *Distanz*. Alle drei beschreiben in ihrer ursprünglichen Bedeutung räumliche Verhältnisse.

II. Umwelt

Mit seinem Konzept von Umwelt schließt Rothacker unmittelbar an die Umweltlehre Jakob von Uexkülls an. Nach dieser Lehre besteht eine unmittelbare Korrelation der »Merkwelt« eines Organismus, d. h. der durch die artspezifische Ausstattung mit Sinnesorganen hervorgebrachten Wahrnehmungen, und seiner »Wirkwelt«, d. h. der aktiven Bezugnahme auf die Außenwelt. Von Uexküll geht damit von einer Konstitution einer jeweiligen Umwelt ausgehend von dem spezifischen Bauplan eines Organismus aus: »der Bauplan schafft in weiten Grenzen selbsttätig die Umwelt des Tieres«.⁹ Aufgrund dieser engen Korrespondenz von Organismus und Umwelt sieht von Uexküll diese auch als einen Teil des Organismus an: »Die Umwelt, wie sie sich in der Gegenwelt des Tieres spiegelt, ist immer ein Teil des Tieres selbst, durch seine Organisation

3 Erich Rothacker: *Zur Genealogie des menschlichen Bewusstseins*, hg. v. Wilhelm Perpeet, Bonn 1966, S. 149.

4 Helmuth Plessner: *Die Stufen des Organischen und der Mensch* (1928), Berlin 1975, S. 218, 220.

5 Hans Driesch: »Die Physiologie der tierischen Form«, in: *Ergebnisse der Physiologie* 5 (1906), S. 1–107, hier S. 66; vgl. ders.: *Analytische Theorie der organischen Entwicklung*, Leipzig 1894, S. 106.

6 Erich Rothacker: *Die Schichten der Persönlichkeit* (1938), Bonn 1952, S. 110.

7 Ebd., S. 115; vgl. Erich Rothacker: »Rhythmus in Natur und Geist«, in: *Studium Generale* 2 (1949) 3, S. 161–166.

8 Rothacker: *Die Schichten der Persönlichkeit* (Anm. 6), S. 107.

9 Jakob von Uexküll: *Umwelt und Innenwelt der Tiere*, Berlin 1909, S. 5.

aufgebaut und verarbeitet zu einem unauflöselichen Ganzen mit dem Tiere selbst.«¹⁰ Ausgehend von dieser Umweltlehre – die einen engen Begriff der Umwelt begründet, insofern nur die im Bauplan eines Organismus repräsentierten Teile und Faktoren seiner Umgebung darin enthalten sind – entwickelt von Uexküll eine »Bedeutungslehre«. Bedeutungen erhalten die Objekte der Wahrnehmungswelt eines Organismus, weil er auf diese in seinen Lebensäußerungen funktional bezogen ist. Im organismischen Verhalten – von Uexküll spricht ebenso wie die frühen Ethologen von den »Handlungen« der Tiere – wird den Objekten ihrer Umwelt eine Bedeutung verliehen, weil sie für die Zwecke des Organismus benutzt und im Zuge dessen als nützlich oder schädlich eingeordnet werden. Nach von Uexküll »prägt jede Handlung, die aus Merken und Wirken besteht, dem bedeutungslosen Objekt ihre Bedeutung auf und macht es dadurch zum subjektbezogenen Bedeutungsträger in der jeweiligen Umwelt.«¹¹

Analog zu dieser primär für Tiere entwickelten Umwelt- und Bedeutungslehre konzipiert Rothacker eine enge Verschränkung von Individuum und Erfahrungswelt auch beim Menschen. Es bestehe eine »mannigfache Bindung [des Individuums] ins umweltliche Naturgeschehen«¹², ein »zu Lebensgewohnheiten streng korrelatives ›Milieu«¹³. Die gleichen Dinge der Umgebung könnten daher aus einer anderen Perspektive der Nutzung jeweils ganz anders erscheinen. In einem bekannten Beispiel erläutert er dies anhand des Waldes, der für einen Förster, Jäger, Wanderer und Dichter jeweils etwas anderes sei.¹⁴ Rothacker bemerkt auch, dass die Umwelt eines Menschen, ebenso wie dies von Uexküll für Tiere behauptet, als Teil seiner Person verstanden werden könnte: Für uns Menschen gelte, dass »unser Eigentum in sehr verschiedenen Tiefengraden zur Substanz unserer Gesamtpersönlichkeit dazugezählt« werden könne.¹⁵

Ebenso wie bei Tieren konstituiert sich für Rothacker auch die spezifische Welt eines Menschen durch seinen jeweiligen Umgang mit den Dingen. Eine Weltsicht erwachse aus dem praktischen Umgang mit den Dingen. Die Kategorien der Anschauung seien dabei in der vorwissenschaftlichen, alltäglichen Wahrnehmung verwurzelt: »die Welt, in der ein Mensch lebt, steht in einer strengen Wechselbeziehung zu seinem Sein. Dieses Sein, das historisch Lebensstil heißt, charakterisiert sich als ein Inbegriff von Interessen, Trieben, Vorlieben, Fragerichtungen, welche je eine bestimmte Auswahl unter möglichen Welten treffen.«¹⁶ An anderer Stelle heißt es: »›Welt« ist der Inbegriff alles dessen, was jeweils und jemals einer Lebens- und Sprachgemeinschaft zu konstituiertem, anschaulichem Bewußtsein gelangte: ein Inbegriff erlebter und bewährter Erscheinungen«¹⁷; Welt sei »Inbegriff der für einen Organismus bzw. seine Gattung bzw. die Gesellschaft, in der er lebt, relevanten Sinnkonstitution«¹⁸. Als zentral für die Konstitution einer Welt streicht Rothacker immer wieder den praktischen Umgang mit den Dingen heraus: »Es ist primär kein Reflektieren auf einen begrifflich analysierten, diskursiv gedachten Sachverhalt, in welchem uns Welt begegnet, sondern ein praktisches Handhaben.«¹⁹ In diesem Zusammenhang verweist er auf die ähnlich gelagerte Auffassung Martin Heideggers.

Als Spezifikum des Menschen erscheint Rothacker die zentrale Rolle der Sprache für die Entwicklung seiner Welt: »Das Wort öffnet [...] die Sache. [...] [Das] ›Gegebene« wird gegeben, indem es aufgeschlossen wurde durch seine Konstituierung, Erdeutung und Erstaltung im Wort«²⁰; »der Wortschatz einer [...] Sprache (langue) [ist] der eigentliche Repräsentant menschlichen Erlebens und menschlicher Lebensweise

10 Ebd., S 196.

11 Jakob von Uexküll: »Bedeutungslehre« (1940), in: ders.: *Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Bedeutungslehre*, Hamburg 1956, S. 110.

12 Rothacker: *Die Schichten der Persönlichkeit* (Anm. 6), S. 44.

13 Ebd., S. 46.

14 Ebd., S. 50.

15 Ebd., S. 46.

16 Erich Rothacker: *Geschichtsphilosophie*, München 1934, S. 108 f.

17 Rothacker: *Zur Genealogie des menschlichen Bewusstseins* (Anm. 3), S. 42.

18 Ebd., S. 142.

19 Erich Rothacker: *Philosophische Anthropologie*, Bonn 21966, Bd. 1, S. 149.

20 Rothacker: *Zur Genealogie des menschlichen Bewusstseins* (Anm. 3), S. 160 f.

in einem«²¹. Rothacker spricht auch von dem jeweiligem Lebensstil oder der jeweiligen Lebensweise, die durch Sprache konstituiert würden. Die Relativität der Erfahrung hänge an der *Jeweiligkeit* der Sprache. Erschlossen und systematisch aufgearbeitet würden die weltanschaulichen Einstellungen über Wörterbücher: »Was an d[...]er ›gelebten‹ und mit Selbstverständlichkeit erlebten und bewußt gewordenen Welt [...] besonders beachtlich ist, ist dies, daß sie heute noch selbst in wissenschaftlichen Kreisen das ›alltägliche Leben‹ nicht zu beherrschen aufgehört hat. [...] Die methodisch solide Quelle dieser vorwissenschaftlichen Welten bilden also Wörterbücher und Grammatiken«.²² Um die auch in der modernen Welt immer noch wirksamen vorwissenschaftlichen sprachlichen Kategorien, die diese menschliche Welt konstituieren, wissenschaftlich zu erschließen, sei der Ansatz der Begriffsgeschichte unumgänglich. Es besteht nach Rothacker also ein unmittelbarer Zusammenhang von Anthropologie und Begriffsgeschichte.

Gegen Max Schelers und Arnold Gehlens These, nach der der Mensch im Gegensatz zu den Tieren keine *Umwelt*, sondern aufgrund seiner Distanzierungsfähigkeit eine *Welt* habe, behauptet Rothacker ausdrücklich: »der Mensch hat sowohl Distanz als Umwelt, er lebt trotz seiner Fähigkeit zur Vergegenständlichung der Dinge und trotz seiner Drangbefreiung in einer Umwelt«.²³ Denn auch dem Menschen sei seine Wirklichkeit immer nur perspektivisch gegeben. Ablehnend verhält sich Rothacker daher auch gegenüber Schelers Terminus ›natürliche Weltansicht‹, weil dieser eine kulturinvariante Konstanz eines vorwissenschaftlichen Weltbildes implizieren würde.²⁴ Auch in diesem Punkt zeigt sich also die für Rothacker typische Homogenität in der Beschreibung des Verhältnisses zwischen Individuum und Umwelt bei Mensch und Tier: Nicht anders als Tiere verfügen danach auch Menschen über eine Welt mit nur begrenzter Reichweite und Gültigkeit. Während sich die Begrenzung bei Tieren aus ihrem Körperbauplan, insbesondere ihrer sinnesphysiologischen Ausstattung ergebe, sei sie beim Menschen durch die stets nur kulturell relativ gültigen und im Zusammenhang mit einer bestimmten Praxis entwickelten sprachlichen Grundkategorien gegeben.

Diese Betonung der Abhängigkeit menschlicher Weltbilder von Kultur und Sprache ist der Vorstellung einer biologischen Determination durch Erbe und Rasse direkt entgegen gerichtet. Rothacker spricht von einer »Übertrumpfung aller bloß biologischen Gesichtspunkte durch Forderungen ebenso scharfer geistig-politisch-moralischer und kultureller Zucht«.²⁵

III. Schichten

Rothacker wählt das Bild der Schichtung zur Beschreibung und Analyse des Verhältnisses von biologischen und außerbiologischen Aspekten der Persönlichkeit, um auf diese Weise das Fortbestehen der basalen Faktoren bei gleichzeitigem Hinzutreten neuer Faktoren zum Ausdruck zu bringen. Es liegt nach Rothacker im Aufbau der Persönlichkeit also keine Substitution von biologischen Aspekten durch außerbiologische vor, sondern eine Addition zusätzlicher Elemente zu den durchgehend bestehenden biologischen. So formuliert er in den *Schichten der Persönlichkeit*: »das Neuhirn steht zum Stammhirn weniger in der Beziehung des Ersetzens als in der des Ergänzens, Überdachens. Das Neue tritt zu dem Alten hinzu, wie ein zweites und drittes Stockwerk zum ersten Stockwerk. Das Alte bleibt darunter, ja daneben erhalten. [...] [Es] spielt sich hier eine interne Überschichtung älterer Schichten durch jüngere Schichten ab; bei

21 Ebd., S. 42.

22 Ebd., S. 69 f.

23 Rothacker: *Philosophische Anthropologie* (Anm. 19), S. 62.

24 Rothacker: *Zur Genealogie des menschlichen Bewusstseins* (Anm. 3), S. 69 f.

25 Rothacker: *Geschichtsphilosophie* (Anm. 16), S. 138.

weitgehender Erhaltung der alten«. ²⁶ Die Aktivitäten der unteren Schichten sind demnach dauerhaft vorhanden, die der oberen dagegen nur zeitweise: »praktisch leben die Menschen aus ihrer Tiefenperson heraus, und die geschlossene Folge ihrer Verhaltungen ist in bestimmter Auswahl, intermittierend und inselhaft durchsetzt und überbaut von Verhaltungen, zu deren Kontrolle und Steuerung die Sonderfunktion der Bewußtheit oder Wachheit aufgerufen ist«. ²⁷

In der Abgrenzung der Schichten voneinander ist Rothackers Lehre zu den Schichten der Persönlichkeit durch andere seit Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelte Schichtentheorien beeinflusst. ²⁸ Zu diesen gehören u. a. William Sterns Einteilung von 1906, in der vier Schichten unterschieden werden: (1) *psychische Inhalte*, zu denen er Empfindungen, Vorstellungen und Gefühle rechnet, (2) *psychische Akte*, die durch das Bewusstsein des eigenen Handelns konstituiert werden, (3) *psychische Dispositionen*, die Dauerbeschaffenheiten der Persönlichkeit wie Intelligenz und Gemüt betreffen, sowie (4) das *Ich* als integrierende Instanz. ²⁹ Eine andere, einflussreiche Stufenlehre, auf die Rothacker verweist, die aber nicht auf Schichten der Persönlichkeit beschränkt ist, stammt von Nicolai Hartmann, der seit den 1920er Jahren die vier Schichten des *Anorganischen*, *Organischen*, *Seelischen* und *Geistigen* unterscheidet. ³⁰ In terminologischer Hinsicht ist für Rothacker die Differenzierung zwischen *Tiefenperson* und *Kortikalperson* wichtig, die Friedrich Kraus 1926 einführt. ³¹ Und schließlich erscheint zeitgleich zu Rothackers Monografie zu den *Schichten der Persönlichkeit* (1938) Philipp Lersch's *Aufbau des Charakters*, in dem differenziert wird zwischen den drei Schichten des *Lebensgrundes* (biologische Lebensfunktionen), des *endothymen Grundes* (Erlebnisse) und des *personellen Oberbaus* (mit dem Willen und den noetischen Fähigkeiten). ³²

In einer ersten Einteilung unterscheidet Rothacker ebenso wie Kraus zwischen zwei Schichten; er nennt diese *Tiefenperson* und *Personenschicht*. Die Tiefenperson, die er auch mit dem Es und dem Unbewussten in Verbindung bringt und als »Vitalschicht« und »Seelische Seite« kennzeichnet, betrifft die emotional-instinkthaften Aspekte des Lebens: »Triebe und Triebfedern, Dränge, Bedürfnisse und Süchte, Stimmungen, emotionale Wallungen und Affekte [sind] das Kernstück des Lebens der Tiefenperson«. ³³ Dazu zählen: »fließendes Leben, Erleben, Ausdruck und Eindruck, Wechsel des Lebensrhythmus, Schlaf, Stimmung, Bild, Mythos, Symbol, Schau, Gepacktwerden, Ergriffenwerden, Erschüttertsein, Versunkensein, Erleiden, Erfahren, Tiefe, Leidenschaft, Wahrheitsliebe, Schönheitsdurst, Pathos, Herz, weiblich-mütterliches Fühlen, Gebären, Selbsthingabe, Aufopferung, Unterbewußtheit, Bios«. ³⁴

Die Tiefenperson unterteilt Rothacker in drei Abteilungen, nämlich (1) »das Tier in uns« ³⁵, das die emotionalen Regungen umfasst, die der Mensch mit den Tieren gemeinsam hat und die auf gleiche Weise geordnet werden können, insbesondere in die folgenden Kategorien: »Furcht, Ekel, Neugier, Staunen, Ärger, Zorn, Kampflust, Grausamkeit, Fügsamkeit, Fürsorglichkeit, Selbstbehauptung, Sympathie, Liebe, Zärtlichkeit, Scham, Sprödigkeit, Koketterie, Gefallsucht, Eifersucht, Hunger, Appetit, Geselligkeit, Anschlußbedürftigkeit, Machtbedürfnis, Wanderlust, Freude an Bewegung, Tätigkeit, Besitz, Spiel, Unterhaltung, Selbstdarstellung, Nachahmung usw.« ³⁶; (2) »das Kind in uns« ³⁷, das das »Spielsystem« betrifft; und (3) »die beseelte Tiefenperson« mit der »ausschließlich menschlichen emotionalen Schicht«, zu der u. a.

26 Rothacker: *Die Schichten der Persönlichkeit* (Anm. 6), S. 4.

27 Ebd., S. 11 f.

28 Vgl. Ralph Stöwer: *Erich Rothacker. Sein Leben und seine Wissenschaft vom Menschen*, Göttingen 2011, S. 255–270.

29 William Stern: *Person und Sache*, Bd. 1. Ableitung und Grundlehre, Leipzig 1906.

30 Nicolai Hartmann: »Kategoriale Gesetze«, in: *Philosophischer Anzeiger* 1 (2) (1926), S. 201–266, hier S. 212–214.

31 Friedrich Kraus: *Die allgemeine und spezielle Pathologie der Person*, Besonderer Teil 1. Tiefenperson, Leipzig 1926.

32 Philipp Lersch: *Der Aufbau des Charakters*, Leipzig 1938.

33 Rothacker: *Die Schichten der Persönlichkeit* (Anm. 6), S. 26.

34 Ebd., S. 16.

35 Ebd., S. 11.

36 Ebd., S. 27 f.

37 Ebd., S. 77.

gehören die Welt »des Lebensgefühles, der Heiterkeit, Lustigkeit, Traurigkeit (Schwermut), des Mißmutes (Verdrossenheit), des Selbstgefühles, der Freude, Trauer, Erwartung, Hoffnung, Resignation, Verzweiflung, Furcht und Angst, aller Formen menschlichen Mitgefühls, der ästhetischen, religiösen und noetischen Gefühlsakte und aller höheren Strebungen«³⁸.

Die Personschicht, Ichschicht oder der Charakter einer Person ist nach Rothacker dagegen »ein durch gesellschaftliche Erziehung, Widerstandserfahrung und Selbsterziehung gefestigtes System von Reaktionsweisen, Übungen und Gewohnheiten«.³⁹ Sie ist die handlungsleitende Kontrollinstanz, die »geistige Seite« mit folgenden Aspekten: »zwecksetzender Wille, Intellekt, Kopf, Bewußtsein, Akt, reines Denken, Abstraktion Konstruktion, männliche Aktivität, Tat, Handlung, Naturbeherrschung, Technik, Rationalität, Logos, Leistung, Zivilisation, Erfassen, Behaupten, Urteilen, Selbsterhaltung, Egoismus«.⁴⁰

Das Verhältnis der beiden grundlegenden Schichten beschreibt Rothacker im Bild von Reiter und Pferd⁴¹ (ebenso wie zuvor bereits Sigmund Freud⁴², auf den Rothacker aber in diesem Zusammenhang nicht und auch sonst kaum verweist, auch wenn er seine Terminologie von *Es* und *Ich* verwendet). Anders als Freud betont Rothacker das aufeinander abgestimmte und harmonische Miteinander der Schichten, nicht ihren Wettstreit und Konflikt.

Insgesamt leistet die Schichtenlehre bei Rothacker eine Integration vieler heterogener Theorieansätze der Zeit, etwa der Entwicklungspsychologie, der Persönlichkeitstypenlehre oder der Kulturpsychologie.⁴³

IV. Distanz

Eine nähere Bestimmung und Veranschaulichung erfährt die Schichtenlehre bei Rothacker in Bezug auf die oberste Schicht, die den Menschen von den Tieren unterscheidet und deren Verhältnis zu den unteren Schichten er mit dem Begriff der Distanz charakterisiert. Diesen Begriff übernimmt er dabei aus der Anthropologie seiner Zeit, insbesondere wohl von Scheler (1928).⁴⁴ Bei Rothacker heißt es 1934: »die für den Menschen konstitutive Fähigkeit [ist], Distanz zu den Dingen zu halten und damit die Welt des Umgangs, die uns, wie dem Tier, dicht auf dem Leib sitzt, zu vergegenständlichen, in gegliederten Gestalten und ausgedehnten Horizonten zu überschauen«.⁴⁵ Rothacker macht später eine Polarität auf von »animalisch-eshafter Drangnähe« und »ichhafter, objektivierender Distanz« und er formuliert die Gleichung »Mensch : Tier = Distanz : Drang«.⁴⁶

Insofern die menschliche Distanzierungsfähigkeit die Aussetzung des tierischen Drangs darstellt, liegt in ihr selbst ein Außerkraftsetzen der Verhältnisse auf den niederen Schichten. Als eine Ergänzung und nicht Ersetzung der niederen Schichten kann die Distanz beim Menschen damit nur insofern verstanden werden, als der Mensch sich nicht immer distanziert verhält. Für sich genommen beschreibt Rothacker die menschliche Distanz aber durchaus als eine Negation der tierisch-naturhaften Einstellungen: Distanz leiste

38 Ebd., S. 76 f.

39 Ebd., S. 11.

40 Ebd., S. 16.

41 Ebd., S. 15, 41.

42 Sigmund Freud: »Das Ich und das Es« (1923), in: *Studienausgabe*, Bd. 3, Frankfurt a. M. 2000, S. 273–330, hier S. 294; ders.: »Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse« (1933), in: *Gesammelte Werke*, Bd. 15, Frankfurt a. M. 1999, S. 1–208, hier S. 83.

43 Vgl. Stöwer: *Erich Rothacker* (Anm. 28), S. 284 ff.

44 Max Scheler: *Die Stellung des Menschen im Kosmos* (1928), Bonn 1991, S. 40; vgl. Georg Toepfer, »Distanz«, in: *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte* 1 (Juni 2012), S. 1–24.

45 Rothacker: *Geschichtsphilosophie* (Anm. 16), S. 99.

46 Rothacker: *Die Schichten der Persönlichkeit* (Anm. 6), S. 59.

die »Befreiung des Organismus aus der Nahgebundenheit und Unmittelbarkeit der Sinneseindrücke«⁴⁷; sie sei im Anschluss an Scheler negativ zu charakterisieren als die »existentielle (besser vitale) Entbundenheit, Freiheit, Ablösbarkeit vom Banne, vom Drucke, von der Abhängigkeit vom Organischen«⁴⁸.

Das zentrale Verfahren des Distanzierens besteht nach Rothacker in der Konstitution von Gegenständen und in der Auflösung der Einheitlichkeit einer Situation, der »Situationsgestalt«, die »zerbrochen« und in einzelne gedanklich fixierte Momente analysiert wird.⁴⁹ Die Fähigkeit zur Distanz gipfelt in dem Formulieren und Sich-Gegenüberstellen von Ideen und idealen Forderungen, dem Vermögen zur »Transzendenz«.⁵⁰

V. Fazit

Rothackers Ansatz ist durch das Bemühen um Anschluss an empirische Arbeiten von Biologen und Psychologen gekennzeichnet. Er leistet eine Synthese ihrer Konzepte zu integrativen theoretischen Modellen. Diese wendet er auf philosophisch grundlegende Fragen nach der Konstitution von Subjektivität und Weltbildern an.

Die Bezüge zur Biologie und die spezielle Form seiner Anthropologie dienen Rothacker nicht zur Entwicklung eines universalistischen Menschenbildes, sondern zur Rechtfertigung eines lebenswelt- und sprachzentrierten Relativismus nach dem Muster der uexküllschen Umwelthehre.

Die Fähigkeit zur Distanzierung von den unmittelbaren Antrieben und zur Entwicklung eines eigenen, auf unabhängig von der Natur gesetzten Ideen basierenden Orientierungsrahmens weist dem Menschen nach Rothacker eine besondere Stellung im Verhältnis zu Tieren zu. Aufgrund des Schichtenmodells der Psyche und der Abhängigkeit der höheren Schichten von den tieferen ist die menschliche Distanzierungsfähigkeit aber (anders als der »Geist« bei Scheler) von begrenzter Potenz: »Der Mensch handelt [...] als Ichbegabter weiter in der Welt der durch sein Es aufgeschlossenen Bedeutsamkeiten. Sein Handeln bleibt praktisch an die Es-geborene Anschauung gebunden«.⁵¹

47 Ebd., S. 64.

48 Ebd., S. 58.

49 Erich Rothacker: *Philosophische Anthropologie* (Anm. 19), Bd. 1, S. 149, S. 117.

50 Ebd., S. 138.

51 Rothacker: *Die Schichten der Persönlichkeit* (Anm. 6), S. 109.

Zwei Briefe von Erich Auerbach an Erich Rothacker

Carlo zum Gedenken

Martin Tremel

Von den Schreiben, die Erich Rothacker und der Romanist Erich Auerbach (1892–1957) gewechselt haben, sind insgesamt siebenundzwanzig – achtzehn Briefe und neun Postkarten – erhalten. Sie stammen alle aus dem Zeitraum vom 1925 bis 1933 und von der Hand Auerbachs. Die Schreiben befinden sich im literarischen Nachlass von Rothacker an der Universitätsbibliothek Bonn und sind zu wissenschaftlichen Zwecken ohne Umstände einsehbar.¹

Dass von der Gegenseite nichts erhalten ist, die Schreiben Rothackers vielmehr als verschollen gelten müssen, ist so bedauerlich wie eigentlich wenig verwunderlich. War Auerbach auch ein großer Briefschreiber, so hat er doch selbst nur wenige der an ihn ergangenen Schreiben überhaupt aufbewahrt. So ist etwa aus dem Briefwechsel mit Walter Benjamin nur ein einziger Brief erhalten, den dieser an Auerbach richtete – und selbst dieser stammt aus unbekanntem Besitz –, während immerhin fünf von Auerbach verfasste Schreiben an Benjamin überliefert sind. Den Grund dafür wird man in Auerbachs seit 1933 unsicherer Existenzweise finden, war er doch nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 und den Nürnberger Gesetzen 1935 in Deutschland wie alle Juden sonst auch im akademischen Betrieb unerwünscht. Immerhin gelang es ihm, im Sommer 1936 auf den durch Leo Spitzers Weggang in die USA vakanten Lehrstuhl an der Universität Istanbul zu gelangen. Dort konnte Auerbach überleben und während des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs akademisch »überwintern«, aber es waren weder Ort noch Zeit, die eigene, wenn auch umfangreiche Korrespondenz aufzubewahren, zu sammeln oder mitzunehmen. Nachdem er sich in den USA etablieren und wieder sicher leben konnte, bewahrte Auerbach auch die an ihn gesandten Briefe getreulich auf, etwa die von Siegfried Kracauer verfassten. Es ist die Rettung des eigenen Kopfs vorrangiger als der Erhalt der an einen selbst ergangenen Texte, mögen die Verfasser auch illustre sein.

Nachfolgend sind der erste und der letzte der siebenundzwanzig in Bonn erhaltenen Schreiben kommentiert wiedergegeben. Der erhaltene Briefwechsel wird von Martin Vialon im Rahmen der von ihm verantworteten Ausgabe von Auerbachs Briefen 1922–1957 erscheinen. Dem soll nicht vorgegriffen werden. Der nachstehend abgedruckte Brief 1 ist bisher unpubliziert, Brief 2 ist aus Anlass von Auerbachs fünf-

¹ Für die Erlaubnis zur Einsichtnahme in den Nachlass von Erich Rothacker und die vor Ort erhaltene Hilfe danke ich Michael Herkenhoff und Christine Weidlich von den Sonderbeständen der Universitätsbibliothek Bonn. Gedankt sei Clemens Auerbach (s. A.), der Karlheinz Barck und mir seinerzeit die Erlaubnis zum Abdruck von unveröffentlichten Texten seines Vaters erteilte.

zigstem Todestag zusammen mit anderen in englischer Übersetzung veröffentlicht worden.² Erst nach Auerbachs Habilitation bei Spitzer in Marburg 1929 hat sich ein Briefwechsel auch auf institutioneller Augenhöhe eingestellt, ab da benutzt dieser dann die Anrede »Lieber Herr Rothacker«.

Die möglichst knapp gehaltenen Erläuterungen zu einzelnen Briefstellen finden sich im direkten Anschluss an den jeweiligen Brief, ihr Bezug wird über Lemmata hergestellt.

Brief 1

[Sils Maria,] 29. 6. [19]25

Sehr verehrter Herr Professor,

Entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie noch einmal wegen meines Courier-Aufsatzes bemühe: die Aussichten ihn noch in diesem Jahre passend unterzubringen sind gering, und wenn er doch erst später erscheinen soll, so wäre mir die Vierteljahrsschrift doch das Liebste. Ich lasse ihn jetzt in Berlin abschreiben und will Ihnen dann eine Kopie zugehen lassen: bitte werfen Sie doch so bald als möglich einen Blick hinein und schreiben Sie mir, ob Sie ihn brauchen können. Das Thema ist im Wesentlichen der Ursprung des modernen Bedarfsstils, wie ihn die Zeitungen verwenden: seine spätantiken (rhetorischen und eklogischen) und seine romantischen Elemente; Courier ist nur Exempel. Da ich voraussichtlich noch einige Monate verreist bin, so er bitte ich Ihre Antwort p. adr. Justizrat Mankiewitz, Berlin W 15, Kurfürstendamm 29.

Mit vielem Dank für Ihre vergangene und zukünftige Liebenswürdigkeit, und bestem Gruss

Ihr sehr ergebener
Erich Auerbach

Sils Maria] Auerbach verbrachte mit seiner Frau Marie den Sommer wiederholt in diesem Schweizer Ferienort, dem Ziel großbürgerlicher Gäste. Dort sind sie auch dem Ehepaar Rothacker begegnet, möglicherweise hat man sich dort auch überhaupt erst kennen gelernt.

Courier-Aufsatzes] Erich Auerbach: »Paul-Louis Courier«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 4 (1926), S. 514–547, die erste Publikation Auerbachs seit 1922. Viele der Schreiben Auerbachs kreisen um Rothackers Tätigkeit als einer der beiden Herausgeber der Vierteljahrsschrift, in der er mehrere Beiträge veröffentlichen konnte.

Courier] Paul-Louis Courier (1772–1825), frz. politischer Schriftsteller und Verfasser von Pamphleten, Gegner der Restauration.

Mankiewitz] Der Justizrat Georg Mankiewitz war Auerbachs Schwiegervater. Auerbachs wohnten bald bei ihm und seiner Frau Anna um die Ecke am Kurfürstendamm und in der Nachbarschaft der Fasanenstrasse.

2 Vgl. Erich Auerbach: »Scholarship in Times of Extremes: Letters of Erich Auerbach (1933–46), on the Fiftieth Anniversary of His Death«, eingel. u. übers. v. Martin Elsky, Martin Vialon u. Robert Stein, in: *Publications of the Modern Language Association of America* 122 (2007), S. 742–762, hier S. 745 u. 758.

Brief 2

Marburg, 29. 1. [19]33

Lieber Herr Rothacker,

Anbei die Arbeit von Krauss; sie musste, wie sich herausstellte, erst noch einmal abgeschrieben werden, sonst hätten Sie sie schon vor einigen Tagen erhalten. Wäre es Ihnen möglich sie sehr bald durchzulesen und mir Bescheid zu geben? Wir haben uns nämlich, einen Tag bevor Ihre Karte eintraf, an eine andere Zs gewandt – auch diese will die Arbeit sehen; da wir aber die Vj bei weitem vorziehen, will ich möglichst die andere Antwort aufschieben bis ich von Ihnen Bescheid habe.

Ich hoffe im Mai nach Bonn zu kommen, um in der Danteges. zu sprechen, und würde mich sehr freuen Sie dann sprechen zu können. Ich habe einiges auf dem Herzen. Sie kennen mich zumindest aus meinen Arbeiten genügend um zu wissen dass ich die Beweggründe zu Ihrer politischen Stellungnahme verstehen kann. Aber es würde mich doch sehr schmerzen, gerade weil Sie mich und einige meinesgleichen kennen, gerade weil ich Ihrer Einsicht zum guten Teil meine wissenschaftliche Existenz verdanke, wenn Sie mir das Recht ein Deutscher zu sein absprechen wollten. Das hätte ich gern mündlich geklärt.

Herzlichen Gruss

Ihr

Auerbach.

Arbeit von Krauss] Werner Krauss: »Deutschland als Thema der französischen Literatur«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 11 (1933), S. 445–463. Es handelt sich um den Abdruck von Krauss' Probevorlesung vom 29. Februar 1932 an der Universität Marburg im Rahmen seiner Habilitation für romanische Sprachen. Werner Krauss (1900–1976) war Auerbachs Assistent in Marbach und Vertreter seines Lehrstuhls seit 1935. 1942 als Mitglied der Widerstandsgruppe Schulze-Boysen/Harnack verhaftet, überlebte er den Nationalsozialismus. Seit 1947 Professor für Romanische Philologie in Leipzig und seit 1956 an der Akademie der Wissenschaften der DDR etabliert, war Krauss sowohl als einer der großen intellektuellen Anreger als auch als antifaschistischer Widerstandskämpfer in der DDR hoch geehrt.

Zs] Zeitschrift

Vj] Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, begründet von Paul Kluckhohn und Erich Rothacker, erschien erstmals 1923.

Danteges.] Die deutsche Dantegesellschaft wurde 1865 gegründet und ist die älteste aller Vereinigungen, die die Erforschung von Dantes Leben und Werk zum Ziel haben. Walter Goetz (1867–1958), seit 1915 Professor für Kultur- und Universalgeschichte an der Universität Leipzig, der für die Weimarer Republik eintrat und dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstand, leitete die Dantegesellschaft von 1927 bis 1949.

Ihrer politischen Stellungnahme] Rothacker hatte vor den Reichstagswahlen im Sommer 1932 Partei für die Nationalsozialisten ergriffen und mit anderen Professoren einen Wahlauftritt für Hitler unterzeichnet. Wurde er auch erst am 1. Mai 1933 Mitglied der NSDAP, so trat er doch schon am 12. November 1932 in den Nationalsozialistischen Lehrerbund ein. Zugleich engagierte er sich verstärkt in hochschulpolitischen Fragestellungen und hielt etwa im Juli 1932 einen Radiovortrag über Neue Wege des Hochschulwesens, in dem er beklagte, dass die nationale Ausrichtung der Universitäten zu sehr vernachlässigt sei. Auerbach mag dies und anderes zur Kenntnis gekommen sein. Die tatsächlichen Einlassungen Rothackers mit den Nationalsozialisten erfolgten freilich erst nach deren Machtergreifung am 30. Januar 1933. Der vorliegende Brief ist am Tag davor verfasst, und der in ihm vorgetragene Wunsch nach einer Aussprache zwischen einem christlichen und einem jüdischen Deutschen war schon am nächsten Tag obsolet geworden.

Begriffsgeschichte in der Geschichtswissenschaft. Otto Brunner und die *Geschichtlichen Grundbegriffe*¹

Reinhard Blänkner

I. Das wissenschaftliche Werk Otto Brunners: Rezeption und Wirkung

Das wissenschaftliche Werk Brunners (1898–1982) ist wegen dessen zeitweiliger Nähe zum Nationalsozialismus bis heute umstritten. Allerdings haben sich die Phalanxen verschoben. Die früher von Brunner-Apologeten verfochtene These, Brunner habe mit dem Nationalsozialismus in keiner Beziehung gestanden und sein wissenschaftliches Werk der 1930/1940er Jahre sei lediglich dem konservativ-nationaldeutschen Geist der sog. »gesamtdeutschen Geschichtsauffassung« verpflichtet, ist durch die jüngere einschlägige Forschung widerlegt. Es lohnt daher nicht, auf diese Exkulpationsversuche hier näher einzugehen.

Von nachhaltiger, bis heute reichender Wirkung ist dagegen die umgekehrte Behauptung, Brunner sei »ein radikaler Nazi« gewesen und dies in verkappter Form auch nach 1945 geblieben. Die Speerspitze dieser Argumentation stellt die Behauptung von Hans-Ulrich Wehler dar, Brunner habe, im Unterschied zu dessen Historikerkollegen Theodor Schieder und Werner Conze, denen Wehler politische und wissenschaftliche »glaubwürdige Lernbereitschaft und reflexive Lernfähigkeit nach der Zäsur 1945« attestiert, seine Fragestellung und Auffassungen »nach 1945 nie korrigiert«.²

Ob diese massive These in der Sache plausibel begründet werden kann, soll hier zunächst offenbleiben, wenngleich ich dies nachdrücklich bestreite. Überraschender ist, dass Wehler nicht ansatzweise versucht, sachliche Argumente für seine Behauptung anzuführen, über die sich dann immerhin streiten ließe. Seine These beruht stattdessen im Wesentlichen auf Ressentiment. »Vollmundige Attacken« und »verblüffende Unkenntnis« hatte Wehler zuvor Götz Aly vorgeworfen,³ um dessen Kritik an dem in die NS-Wissenschaftsorganisation verstrickten Theodor Schieder (Wehlers Doktorvater) abzuwehren. Im Falle Brunners schlägt Wehlers Polemik gegen ihn selbst zurück: »Vollmundige Attacken« und »verblüffende Unkenntnis« des Brunnerschen Gesamtwerks charakterisieren seine Kritik.

Eine besondere Pointe erhält Wehlers Kritik zudem durch dessen nachdrückliche Berufung auf Hans Rosenberg, den er als einen der Gründerväter der westdeutschen Sozialgeschichtsschreibung gegen

1 Geringfügig überarbeitete und um wenige Anmerkungen ergänzte Fassung meines Vortrags auf dem Workshop *Erich Rothacker und die Begriffsgeschichte*, ZfL, Berlin, 22./23. Oktober 2012. Der mündliche Vortragsduktus wurde beibehalten.

2 Vgl. Hans-Ulrich Wehler: »Nationalsozialismus und Historiker«, in: Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle (Hg.): *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 1999, S. 306–339, insbes. S. 328 u. 334; ders.: »Interview mit Hans-Ulrich Wehler«, in: Rüdiger Hohls/Konrad H. Jarausch (Hg.): *Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus*, München 2000, S. 240–266, insbes. S. 258.

3 Vgl. Wehler: »Nationalsozialismus und Historiker« (Anm. 2), S. 307.

Brunner auszuspielen versucht. Ausgerechnet der als sog. »Halbjude« eingestufte, 1935 vor den Nazis in die USA geflohene Rosenberg (1904–1988), dem Brunners Verstrickungen in den Nationalsozialismus selbstverständlich bekannt waren, hat diesen jedoch im Jahre 1972 als den »allerbedeutendste[n] Historiker unseres Jahrhunderts«⁴ bezeichnet. Ob dieses Urteil des liberalen Brunner-Kritikers, der Rosenberg ohne Zweifel war, heute noch Bestand hat, darf bezweifelt werden. Immerhin weist es darauf hin, dass wir es bei Brunner mit einem herausragenden Historiker und politischen Gelehrten zu tun haben, dem mit dem intellektuell dürftigen Argument »einmal Nazi – immer Nazi« nicht beizukommen ist.

Das Problem, das sich bei dem Versuch einer Deutung des Brunnerschen Gesamtwerks stellt, ist dasselbe wie bei vielen anderen seiner Generation, die Frage nämlich nach Kontinuitäten und Brüchen über das Jahr 1945 hinweg. Bereits diese Schwelle greift allerdings zu kurz, denn tatsächlich ist zunächst einmal nicht danach zu fragen, ob und wie Brunner sich nach 1945 vom Nationalsozialismus distanziert, sondern ob und wie er sich im Vorfeld von 1933/1938 auf ihn zubewegt. Es sind also drei Perioden und zwei Schwellen, die mit Blick auf diese Generation von Gelehrten – und dies gilt nicht zuletzt für Brunner ebenso wie für Rothacker –, unterschieden werden müssen: zunächst das Werk vor 1933 bzw. 1938 (»Anschluss« Österreichs ans Deutsche Reich); sodann die Frage nach den Motiven und Umständen, die Brunner auf die Seite des Nationalsozialismus geführt haben sowie die Intensität und das Ausmaß seiner politischen Verstrickung; und schließlich die Frage, ob, und wenn ja, wie Brunner sich nach 1945 kritisch zu seinem wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Engagement während der NS-Zeit verhält. Hierauf näher einzugehen, ist in der Kürze der Zeit nicht möglich. Ich muss es hier bei dem Hinweis auf meine an anderen Orten dargelegte und untermauerte allgemeine These belassen, dass sich das wissenschaftliche Gesamtwerk ebenso wie Brunners politische Haltungen tatsächlich nach diesem Periodenmuster sortieren lassen.⁵ Und dies trifft exemplarisch auch auf Brunners »Begriffsgeschichte« bzw. präziser im Plural formuliert: auf seine »Begriffsgeschichten« zu.

II. Krise der Wirklichkeit – Historizität der politisch-sozialen Begriffe

Brunners Interesse an der Begriffsgeschichte fügt sich auf den ersten Blick in den breiten Strom der akademischen und intellektuellen Strömung ein, die H. G. Meier in seinem einschlägigen Artikel im Band 1 des *Historischen Wörterbuch(s) der Philosophie* (1971) darlegt hat. Im Unterschied aber zu Rothacker lag Brunners motivierender Ausgangspunkt hierfür nicht – jedenfalls nicht vorrangig – in einer Erneuerung der Logik und Systematik der Geisteswissenschaften, wenngleich er bereits als junger Historiker in den 1920er und frühen 1930er Jahren hieran durchaus Interesse zeigte. Brunners Ausgangspunkt lag vielmehr in dem, was sich mit den Stichworten »Krise der Moderne«, »Krise der Wirklichkeit« oder »Krise der europäischen Wissenschaften« (Husserl) umschreiben lässt.

Hintergrund hierfür war zunächst der Zusammenbruch des Habsburgischen Kaisertums als Ergebnis des Ersten Weltkriegs und die Frage nach der politischen Zukunft des neu gegründeten Staates Österreich: Eigenständigkeit bzw. Unabhängigkeit oder Anschluss ans Deutsche Reich? Sodann die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit politisch-sozialer Gesellschaft. Hiermit knüpfte Brunner an die allgemeine

4 »Brief von Hans Rosenberg an Dietrich Gerhard v. 11.7.1972« (BAK N 1376/46), zit. n. Thomas Etzemüller: *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 2001, S. 82.

5 S. Reinhard Blänkner: »Von der ›Staatsbildung‹ zur ›Volkwerdung‹. Otto Brunners alteuropäischer Perspektivenwechsel der Verfassungshistorie im Kontext völkischen Geschichtsdenkens«, in: Luise Schorn-Schütte (Hg.): *Alteuropa oder Frühe Moderne. Deutungsmuster aus dem Krisenbewußtsein der Weimarer Republik für das 16.–18. Jahrhundert in Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft*, Berlin 1999, S. 87–135; ders.: »Nach der Volksgeschichte. Otto Brunners Konzept einer europäischen Sozialgeschichte«, in: Manfred Hettling (Hg.): *Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit*, Göttingen 2004, S. 326–366.

Problemstellung der Soziologie um 1900 an, wie sie Georg Simmel klassisch formuliert hatte (»Wie ist Gesellschaft möglich?«) und u. a. von Hellmuth Plessner in seiner gegen den sozialen Radikalismus von rechts und links gerichteten Schrift *Grenzen der Gemeinschaft* (1924) aufgenommen wurde. Brunners allgemeine Problemstellung lässt sich in der Frage zusammenfassen: Wie ist politisch-soziale Ordnung möglich? Auf diese Frage, die als roter Faden sein gesamtes Werk durchzieht, hat Brunner zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Antworten gegeben, unter denen die der (nationalsozialistischen) »Volks-Gemeinschaft« und der post-totalitären »offenen«, nach seiner eigenen Option politisch konservativen »Gesellschaft« die prominentesten sind.

Die Krise der Ordnung nach 1918 hat Brunner als Krise der Begriffe und Kategorien, mit denen die Wirklichkeit erfasst und beschrieben werden sollen, reflektiert. Sein eigenes Feld als Historiker, insbesondere als Mediävist und Frühneuzeitler, war dabei das Problem der Anwendbarkeit von modernen Begriffen auf vor-moderne politisch-soziale Ordnungen. Dies führte ihn direkt auf das Problem der »Verfassung«, juristisch und sozialtheoretisch als Synonym für »Ordnung« und historisch als Verfassungsgeschichte. Seine Kritik entzündete sich vor allem an der deutschen Verfassungsgeschichtsschreibung des Mittelalters seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, der er vorwarf, mit modernen Begriffen das Mittelalter zu beschreiben und dabei systematisch »Scheinprobleme« zu produzieren. Dies betrifft, so Brunner, nicht nur den modernen Verfassungsbegriff, sondern auch andere Kategorien und Kategorienpaare wie etwa die Unterscheidung zwischen »Verfassung« und »Verwaltung«, die Trennung zwischen »Staat und Gesellschaft« u. a., die allesamt ungeeignet seien, die mittelalterliche Wirklichkeit angemessen zu erfassen. Brunners methodische Alternative hierzu war, wie er wiederholt und nachdrücklich betonte, die Verwendung einer »quellennahen« bzw. »quellengemäßen« Begriffssprache, die dazu führte, dass er den Begriff »Staat« durch den des »Landes« ersetzte und diesen funktional in Beziehung zu den Sphären des »Hauses« und der »Herrschaft« setzte.

In Anlehnung an Carl Schmitt, dessen Schriften seit den späten 1920er Jahren, beginnend mit der *Verfassungslehre* (1928) und dem *Begriff des Politischen* (1932) Brunners Arbeiten bis zu seinem großen Buch, seinem 1939 erschienenen Hauptwerk *Land und Herrschaft* durchziehen, versteht er diese Begriffe als »konkrete Ordnungsbegriffe«, mit deren Hilfe er zu einer Strukturanalyse der mittelalterlichen politisch-sozialen Welt vorzudringen versucht. Wichtig, und über Schmitt hinausgehend, ist dabei Brunners begriffliche Unterscheidung zwischen moderner »Konstitution« und mittelalterlicher »Verfassung«.

Dies alles und vor allem Brunners eigene Deutung des Mittelalters ist verschiedentlich in der historischen Forschung kritisch gewürdigt worden und darum hier nicht erneut oder weitergehend darzulegen. Hervorzuheben sind jedoch aus meiner Sicht zwei Aspekte.

Erstens: Methodisch geht es Brunner nicht um eine Historisierung der Begriffe im Sinne einer entwicklungsgeschichtlichen Herleitung, sondern vielmehr um den Aufweis ihrer jeweiligen Historizität (ich spreche hier ausdrücklich nicht von »Geschichtlichkeit«, als die »Historizität« sich ja übersetzen ließe, denn dies wäre generell, vor allem aber im Kontext der 1920/30er Jahre missverständlich und geradezu irreführend, insofern »Geschichtlichkeit« in den an Dilthey anschließenden Debatten und Kritiken als ontologisches Apriori bzw. ontologisches Existential im Sinne Heideggers oder Rudolf Bultmanns verstanden wird). Dieser ideen- oder entwicklungsgeschichtlichen Art der Historisierung bzw. des Historismus, aber ebenso auch Max Webers Methode der begrifflichen Idealtypenbildung galt Brunners scharfe Polemik, wenn er sich gegen den, wie er schrieb, »Schlendrian scheinbar allgemeingültiger Begriffe« wandte. Zweitens: Wissenschaftlicher Methodenwandel ist eher selten das Ergebnis innerwissenschaftlicher Innovationsimpulse, sondern, hierauf hat Koselleck in einem wichtigen Aufsatz hingewiesen, Teil des

lebensweltlichen Erfahrungswechsels.⁶ Dies gilt auch für Brunner, dessen Sensibilität gegenüber der Historizität politisch-sozialer Begriffe ausgelöst wurde durch die im allgemeinsten Sinn Krise der politisch-sozialen »Integration« (Rudolf Smend). Es ist ein Teil seiner Zeitdiagnostik, wenn Brunner in seinem auf dem Erfurter Historikertag 1937 gehaltenen Vortrag *Politik und Wirtschaft in den deutschen Territorien des Mittelalters* abschließend sagt:

Was in dieser Wirklichkeit um uns geschieht, kann auch die Historie nicht übersehen. Wir erleben heute einen wissenschaftlichen Prozeß, der die Grundbegriffe der Staatswissenschaften im weitesten Sinn einer tiefgreifenden Umformung unterwirft. Angesichts der neuen Wirklichkeit versinken vor uns die Begriffe einer Zeit, die den Anspruch erhob, an ihren Grundkategorien jede geschichtliche Wirklichkeit zu messen. [...] Worum es heute geht, ist eine Revision der Grundbegriffe. Unerträglich ist der Zustand, daß Begriffe, die einer toten Wirklichkeit entstammen, noch immer die wesentlichen Maßstäbe und Fragestellungen für eine Zeit bestimmen, deren innerer Bau durchaus anderer Art gewesen ist. Die Forderung kann gar nicht radikal genug formuliert werden. Gerade die selbstverständlichen Begriffe sind uns problematisch geworden [...].⁷

Es geht hier, wie bereits gesagt, nicht darum, Brunners alternative »konkrete Ordnungsbegriffe« wie »Volk«, »Reich«, »Land« oder seinen historiografischen Leitbegriff der »Volksgeschichte« näher unter ideologiekritischen Aspekten zu beleuchten. Begriffe übrigens, die er, entgegen anderslautenden und auf Unkenntnis beruhenden Behauptungen nach 1945 sehr wohl und verschiedentlich kritisch reflektiert hat. Hier geht es lediglich um die methodischen Aspekte der Begriffsgeschichte sowie um den Zusammenhang von Methodenwandel und Erfahrungswechsel. Gerade im Falle Brunners lässt sich die Spannung zwischen methodischer Innovation und fragwürdiger politischer Form aufzeigen, die Koselleck mit dem Satz resümierte, »daß auch politisch bedingte Erkenntnisinteressen zu theoretisch und methodisch neuen Einsichten führen können, die ihre Ausgangslage überdauern.«⁸

Hierzu gehört auch Brunners gegen die soziologische Methode der Idealtypenbildung gerichteter Hinweis auf den Zusammenhang von Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte. In der Soziologie hat prominent Niklas Luhmann, der verschiedentlich auf Brunner positiv Bezug nimmt, diesen Hinweis mit der Hervorhebung der »Selbstbeschreibung« als Teil des sozialen Systems sowie ausführlich in seinen drei Bänden über *Gesellschaftsstruktur und Semantik* aufgenommen.

III. Von der »Revision der Grundbegriffe« zu den »Geschichtlichen Grundbegriffen«. Kontinuität und Problemverschiebung

Wenn von den *Geschichtliche(n) Grundbegriffe(n). Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland* die Rede ist, wird vor allem in jüngster Zeit der herausragende Anteil von Reinhart Koselleck am Zustandekommen dieses achtbändigen, zwischen 1972–1997 erschienenen Werks hervorgehoben. Nicht zu Unrecht, denn auf Koselleck lastete nach dem Tod der beiden anderen Mitherausgeber Brunner

6 Vgl. Reinhart Koselleck: »Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze« (1988), in: ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt a. M. 2000, S. 27–77.

7 Otto Brunner: »Politik und Wirtschaft in den deutschen Territorien des Mittelalters«, in: *Vergangenheit und Gegenwart. Zeitschrift für Geschichtsunterricht und politische Erziehung* 27 (1937), S. 404–422, hier S. 421 f.

8 Reinhart Koselleck: »Sozialgeschichte und Begriffsgeschichte«, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.): *Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang*, Bd. 1, Göttingen 1986, S. 89–109, hier S. 108, Anm. 4.

und Werner Conze die alleinige Verantwortung als Herausgeber. Dass sich dabei Kosellecks ursprüngliche Intentionen und Fragestellungen aus der Anfangszeit des Lexikon verändert haben und sein eigentliches Ziel in einer Theorie historischer Zeiten lag, ist verschiedentlich zu Recht gesagt worden und soll uns hier zunächst nicht weiter interessieren.⁹

Fragwürdige Kehrseite des aktuellen Koselleck-Hypes ist allerdings, dass dabei der Beitrag Brunners an den *Geschichtlichen Grundbegriffen* aus dem Blick gerät. Dabei ist zunächst festzuhalten, dass Brunner sich organisatorisch tatsächlich kaum an der Herausgabe des Lexikons beteiligt hat; diese Arbeit lag in den Händen von Werner Conze und später eben von Koselleck. Auch hat Brunner nur einen einzigen Artikel, den Artikel »Feudalismus«, zu dem Lexikon beigesteuert. Der Anteil, dem Brunner zugerechnet wird, liegt, überblickt man die einschlägige Forschungsliteratur, lediglich in der generellen Anregung für die Herausgabe eines historisch-begriffsgeschichtlichen Lexikons, die auf Brunners *volks-geschichtliche* Arbeiten bis 1945 zurückgeführt wird. Als Beleg hierfür wird zumeist auf die Kontinuität des Ausdrucks »Grundbegriffe« hingewiesen – von der 1937 geforderten *Revision der Grundbegriffe* zu den *Geschichtlichen Grundbegriffen*, und daraus wird zugleich auf die ideologische Kontinuität der Brunnerschen Begriffsgeschichte geschlossen, die Brunner allerdings durch *terminologische Camouflage* (Chr. Dipper), etwa durch den Austausch von *Volk* zu *Struktur* bzw. von *Volksgeschichte* zu *Strukturgeschichte* in der 4. Auflage von *Land und Herrschaft* (1958) zu kaschieren versucht habe.

Dass der Gebrauch des Terminus »Grundbegriff(e)« keine Brunnersche Eigenheit und schon gar nicht ein bevorzugter Terminus der völkisch-nationalsozialistischen Wissenschaftssprache war, muss unter Hinweis auf Rudolf Eucken, Heinrich Wölfflin, Max Weber, Erich Rothacker u. a. andere nicht näher dargelegt werden. Diese ideologische Kontinuität insinuiierende Behauptung ist abwegig. Und auf die sachlich plausible Begründung nicht bloß terminologischen, sondern begrifflichen Austausches etwa von »Volk« durch »Struktur« bin ich an anderer Stelle ausführlich eingegangen und muss dies darum hier nicht wiederholen.¹⁰ Einzuziehen aber ist auf die generelle These einer Kontinuität der Brunnerschen Begriffsgeschichte zwischen den 1930er und den 1950/60er Jahren, die ausführlich James van Horn Melton, der auch eine englische Herausgabe von *Land und Herrschaft* besorgt hat, 1996 in seinem Aufsatz *Otto Brunner and the Ideological Origins of Begriffsgeschichte* dargelegt hat.¹¹ Gegenüber den erwähnten und, wie schon gesagt, auf weitgehender Unkenntnis beruhenden Polemiken ist dieser Aufsatz wohlthuend sachlich formuliert, zugleich jedoch soweit entschärft, dass die Pointe der Brunnerschen Problemverschiebung der Begriffsgeschichte übersehen wird und gar nicht in den Blick gerät. Anstelle einer ausführlichen, freundschaftlich-kritischen Diskussion des Argumentationsgangs von James Melton komme ich stattdessen mit Blick auf die knapp bemessene Vortragszeit direkt zu Sache.

In seinem programmatischen Aufsatz *Moderner Verfassungsbegriff und mittelalterlicher Verfassungsbegriff* (1939) zitiert Brunner Carl Schmitt, der 1928 in der Einleitung zu seiner *Verfassungslehre* geschrieben hatte:

»Damals im 19. Jahrhundert, als die heute noch vorgebrachten Definitionen vom Gesetz und anderen wichtigen Begriffen entstanden, handelte es sich um die Integrierung einer bestimmten sozialen Schicht, nämlich des gebildeten und besitzenden Bürgertums, in einem bestimmten, damals bestehenden Staat, nämlich die mehr oder weniger absolute Monarchie. Heute, bei völlig veränderter Sachlage, verlieren jene Formulierungen ihren Inhalt. Man wird mir erwidern, daß auch die Begriffe und Unter-

⁹ S. hierzu Christof Dipper: »Die ›Geschichtlichen Grundbegriffe‹. Von der Begriffsgeschichte zur Theorie historischer Zeiten« (2000), in: Hans Joas/Peter Vogt (Hg.): *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Frankfurt a. M. 2011, S. 288–316.

¹⁰ Siehe Blänkner: *Nach der Volksgeschichte* (Anm. 5).

¹¹ Deutsche Übersetzung jetzt James van Horn Melton: »Otto Brunner und die ideologischen Ursprünge der Begriffsgeschichte«, in: Joas/Vogt (Hg.): *Begriffene Geschichte* (Anm. 9), S. 123–137.

scheidungen meiner Arbeit von der Zeitlage bedingt sind. Aber dann wäre es ein Vorteil, wenn sie wenigstens in der Gegenwart ständen und nicht eine längst entschwundenen Situation voraussetzten. Heute« – so Brunner kommentierend – »ist auch jene Gegenwart, von der Schmitt vor 10 Jahren noch sprechen konnte, völlig entschwunden.«¹²

Genau dies aber war 1945 erneut der Fall. Das Dramatische an dieser neuen »Situation« war für Brunner (u. a.), dass diese nicht lediglich aus der politisch-militärischen Niederlage des nationalsozialistischen Deutschlands resultierte. Tatsächlich war die »deutsche Katastrophe« weit- und tiefgreifender, denn sie bedeutete den Zusammenbruch der Idee der totalitär-homogenistischen Volksgemeinschaft, die die bürgerlich-liberale Trennung von »Staat und Gesellschaft« und damit die in den 1920/30er Jahren vielbeschworene »Krise der Wirklichkeit« hatte überwinden sollen. Mit dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes war klar, dass deren Antworten auf die »Krise der Wirklichkeit« in den Abgrund geführt hatten. Das Ordnungsproblem der modernen Gesellschaft war also nicht gelöst, sondern ganz im Gegenteil: die völkischen Antworten und der Nationalsozialismus waren selbst Teil des sich nunmehr verschärfenden Problems geworden.

James Melton und mit ihm andere haben die These vertreten, dass Brunner (u. a.) auf diesen Zusammenbruch mit der Abwendung vom völkisch-deutschen zu einem europäischen Denken reagiert habe. Diese These ist jedoch unzutreffend. Die Europa-Wendung erfolgte bereits innerhalb der nationalsozialistischen politischen Strategien und Denkbewegungen spätestens seit Anfang der 1940er Jahre und fand ihren terminologischen Ausdruck in dem Konzept eines Neuen Europas bzw. »Neu-Europa«, das in der nationalsozialistischen intellektuellen Elite der SS und des RSHA im Umfeld von Alfred Six formuliert wurde. Brunner selbst hat noch im WS 1944/45 eine Vorlesung über das Neue Europa gehalten.

Als Reaktion auf den völkischen Utopieverlust und den Zusammenbruch des im Werden begriffenen »Neu-Europas« vollzieht Brunner nun eine erstaunliche Wendung zu dem, was er im Anschluss an Jakob Burckhardt »Alteuropa« nennt. Alteuropa ist der Versuch einer post-totalitären Traditionsvergewisserung nach dem neu-europäisch-völkischen Utopieverlust und bezeichnet die historische Großepoche »von Homer bis Goethe«. Brunner hat dieses neue historische Konzept in zahlreichen Aufsätzen, vor allem aber in seinem zweiten Hauptwerk *Adeliges Landleben und europäischer Geist* (1949) ausführlich dargelegt. »Alteuropa« wird hier der »Modernen Welt« bzw. der Modernen »Gesellschaft« gegenüber gestellt, und bezeichnenderweise ist dies auch der Titel der Brunner-FS zum 65. Geburtstag 1963: *Alteuropa und die moderne Gesellschaft*.

Zwischen Alteuropa und der modernen Gesellschaft verortet Brunner, ähnlich wie Hans Freyer und Arnold Gehlen, eine historische »Zeitschwelle« des Übergangs um 1800. Koselleck hat sie später spontan und okkasionell »Sattelzeit« genannt. Dieses von Brunner entworfene Konzept des Dreischritts »Alteuropa – Schwellenzeit – Moderne Gesellschaft« liegt den *Geschichtliche(n) Grundbegriffe(n)* zugrunde. Alle Artikel dieses Lexikons sind nach diesem Muster aufgebaut. Vor diesem Hintergrund wäre auch die jüngere Debatte über die vermeintlich Kosellecksche »Theorie« der »Sattelzeit« kritisch zu beleuchten, die in mehrfacher Hinsicht schief und in Unkenntnis bzw. Ignorierung des Alteuropa-Konzepts geführt wird. Ohne Brunners Alteuropa ist aber weder die »Sattelzeit« noch das Lexikon *Geschichtliche Grundbegriffe* denkbar.

¹² Otto Brunner: »Moderner Verfassungsbegriff und mittelalterliche Verfassungsgeschichte«, in: *Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung*, XIV. Erg.-Bd., Innsbruck 1939, S. 513–528, hier S. 527 f.

IV. Brunner und Rothacker

Die konzeptuellen Verbindungen zwischen den *Geschichtlichen Grundbegriffen* und den Anfängen des *Historische(n) Wörterbuch(s) der Philosophie*, soweit sie Erich Rothacker betreffen, liegen noch weitgehend im Dunkeln. Dass es diese Verbindungen gab, dürfte indes durch den persönlichen Kontakt zwischen Brunner und Rothacker außer Zweifel stehen. Wie der Katalog der Brunnerschen Bibliothek dokumentiert, war Brunner mit den Rothackerschen Schriften seit den 1920er Jahren vertraut. In persönlichen Kontakt, der auch durch die beiderseitige Briefkorrespondenz belegt ist, traten beide spätestens mit Brunners Aufnahme in die 1949 gegründete Mainzer Akademie der Wissenschaften und Literatur im Jahre 1954. Seit 1957 war Brunner Mitherausgeber der seit demselben Jahr erschienenen Reihe *Historische Forschungen im Auftrage der Historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften und Literatur* in Mainz. Im selben Jahr hielt Brunner dort seinen forschungsgeschichtlich einflussreich gewordenen Vortrag »Feudalismus. Ein Beitrag zur Begriffsgeschichte«,¹³ auf den er bei seinem späteren einschlägigen Artikel für die *Geschichtliche(n) Grundbegriffe* zurückgreifen konnte. Das gemeinsame Interesse an der Begriffsgeschichte besaß seinen Ort jedoch nicht nur in der Mainzer Akademie. Unter Brunners Präsidentschaft der Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften in Hamburg fand im Oktober 1959 eine Tagung zum Thema *Sprache und Wissenschaft* statt, auf der Rothacker einen Vortrag über »Die Sprache der Geisteswissenschaften« hielt.¹⁴

13 Otto Brunner: »Feudalismus. Ein Beitrag zur Begriffsgeschichte«, in: *Abhandlungen der Akademie de Wissenschaften und Literatur, geistes- und sozialwissenschaftliche Klasse* 10 (1958), S. 5–39.

14 Siehe Erich Rothacker: »Die Sprache der Geisteswissenschaften«, in: *Sprache und Wissenschaft*, Göttingen 1960, S. 121–136.

Überholt oder unzeitgemäß? Erich Rothackers Nichtrezeption in der deutschen Philosophie der unmittelbaren Nachkriegszeit

Guillaume Plas

Im Geleitwort zu Ralph Stöwers Bonner Dissertation von 2009 *Erich Rothacker. Sein Leben und seine Wissenschaft vom Menschen* erklärt der Psychologie-Historiker Georg Rudinger über den Stand der Rothacker-Forschung: »Was in Sachen Rothacker vor allem zu tun bleibt, ist eine intensivere Geschichte seiner Rezeption«; und er fügt folgende These hinzu: »Die Geschichte der Nichtrezeption ist hier ähnlich interessant wie die der Rezeption.«¹ Mein Beitrag greift diese zweite Aussage auf und zeigt erstens, inwiefern tatsächlich von einer Nichtrezeption Rothackers gesprochen werden kann, und zweitens, was diese Nichtrezeption über das deutsche theoretische Feld der unmittelbaren Nachkriegszeit und über die Position Rothackers innerhalb desselben offenbart.²

Von Nichtrezeption wird hier in dem Sinne gesprochen, dass eine solche gegenüber Rothacker bewusst vollzogen wurde – im Unterschied zu einer »klassischen« mangelnden Rezeption, die nicht von einer bewussten Ablehnung, sondern von einem bloßen Übersehen herrührt. Rothacker dagegen war als eine der bekanntesten (wenn auch nicht der anerkanntesten) Figuren des deutschen theoretischen Feldes der Nachkriegszeit viel zu präsent, um übersehen zu werden. Nicht minder bekannt waren seine Leitthesen – zumal nach dem Sichtbarkeitszuwachs, den ihm sein überaus mediatisiertes Engagement zugunsten des Hitler-Regimes ab 1933 beschert hatte. Dass diese Leitthesen nach 1945 nicht oder nur wenig berücksichtigt wurden, muss deshalb auf Gründe hin untersucht werden.³

1 Georg Rudinger: »Geleitwort«, in: Ralph Stöwer (Hg.): *Erich Rothacker. Sein Leben und seine Wissenschaft vom Menschen*, Göttingen 2012, S. 7–8, hier S. 8.

2 Dementsprechend ist die Absicht folgenden Beitrags mitnichten die Rehabilitierung Rothackers als einen vermeintlich heute noch relevanten oder auch nur damals zu Unrecht ignorierten Autor: Die Differenzierung zwischen Überholtheit und Unzeitgemäßheit, auf der meine Darstellung beruht, zielt vielmehr darauf ab, anhand des Fallbeispiels der Nichtrezeption Rothackers die eigentümliche ideologische Determiniertheit einer Zeitspanne der deutschen Philosophiegeschichte zu beleuchten, die gemeinhin als eine Rückkehr zur reinen Wissenschaft nach einer Phase der Durchideologisierung betrachtet wird.

3 Auf zwei Einwände sei hier bereits eingegangen, die scheinbar der Ansicht widersprechen, von der hier ausgegangen wird – nämlich einer schwachen Rezeption Rothackers in der unmittelbaren Nachkriegszeit: Dass – erstens – er zu dieser Zeit institutionell wieder bestens positioniert war, sagt selbstredend nichts über seine Rezeption aus. Es ist vielmehr ein Grundzug seiner Position innerhalb des deutschen akademischen und philosophischen Feldes seit der Mitte der 20er Jahre, dass er stets eine prominente Machtposition innehatte bei verhältnismäßig schwacher Rücksichtnahme seiner Thesen. Man braucht nur an die überaus abschätzigen Äußerungen eines Benjamin oder eines Heidegger diesbezüglich zu denken, um sich davon zu überzeugen. In dieser Hinsicht bildete in seiner Karriere einzig die NS-Phase eine Ausnahme – nach 1945 kehrte Rothacker zu seiner gewohnten strukturellen Position einer omnipräsenten, obgleich kaum zustimmend und produktiv rezipierten Figur der deutschen Philosophie zurück. Der Fall der *Schichten der Persönlichkeit*, die nach dem Krieg in der Tat etliche Male wieder aufgelegte psychologische Schrift von 1938, ist – zweitens – als Gegenbeleg zur hier vertretenen Ansicht ebenso wenig aussagekräftig, aus zwei Gründen: Zum einen, weil es sich hier um eine Schrift handelt, die zwar in der Psychologie, weniger allerdings in der Philosophie rezipiert wurde; zum anderen erklärt sich ihr verlegerischer Erfolg zu gutem Teil aus der Tatsache, dass sie die Pflicht-Lektüre der Bonner Psychologie-Studenten war, zu denen, Äußerungen ehemaliger Studenten zufolge, die damaligen Bonner Philosophie-Studenten unter Rothackers doppelter Lehrstuhlbesetzung ebenso zuzurechnen sind. Solch ein (sozusagen institutionell gesichertes) glückliches Schicksal wurde den anderen, ihrerseits rein philosophischen Publikationen Rothackers nicht beschert; dementsprechend wurden sie auch weniger häufig neu aufgelegt. Im Übrigen wird hier nicht bestritten, dass Rothackers Thesen von seinen Fachgenossen zur Kenntnis genommen, sondern dass sie von diesen zustimmend angenommen und produktiv verarbeitet wurden.

Der Faktor der ideologisch-politischen Beladenheit seiner Schriften, die nach 1945 nur teilweise weggelassen wurde, ist aus heutiger Sicht sicherlich der nächstliegende. Doch diese retrospektive Perspektive trägt etwas. Missachtet wird dabei, dass das intellektuelle Klima der 50er Jahre eines der »asymmetrischen Diskretion« war (nach Hermann Lübbes bekannter Wendung), und dass dementsprechend Rothackers politisches Engagement in der Zeit ab 1933 seinen Kollegen zwar durchaus gegenwärtig blieb, hinsichtlich der Kriterien seiner Rezeption jedoch offensichtlich nicht an vorderster Stelle stand. Das belegt schon die Tatsache, dass der ehemalige Entlassene und Emigrant Helmuth Plessner Rothacker nach dem Krieg öffentlich und demonstrativ als »seinen Freund« bezeichnen konnte, ungeachtet sogar der ziemlich offen antisemitischen Briefe, die Rothacker ihm zur genau gleichen Zeit schrieb.⁴ Die wichtigste Koordinate seiner Rezeption (wobei »wichtigste« freilich keineswegs mit »einzige« gleichzusetzen ist⁵) scheint vielmehr darin bestanden zu haben, dass sein zutiefst historistisches Denken wissenschaftlich unangebracht erschien zu einer Zeit, in der man sich vielmehr – und nicht zuletzt im Milieu der deutschen akademischen Philosophie – nach einem »Wiederaufbau« sehnte.⁶ Dementsprechend wurden historistische Positionen ob ihres Relativismus zu den »Katastrophenphilosophie[n]« gerechnet und als solche abgelehnt.⁷ »[S]o kann ich nicht verschweigen«, bekundete exemplarisch Eduard Spranger anlässlich seiner Schlussrede auf dem Vierten Deutschen Kongress für Philosophie 1954, »daß ich eine wachsende Sehnsucht in mir trage nach dem alten Fragesatz: ›Wie sind allgemeingiltige [sic] Urteile möglich?‹« Rothacker hingegen fühlte sich von solchen universalistischen Sehnsüchten nie angezogen und beteuerte nach dem Zweiten Weltkrieg stets, dass das Aufgeben des Historismus keinesfalls eine Bedingung für den Wiederaufbau darstelle. »Wennschon so pathetisch von Krise gesprochen werden soll«, erklärte er gewohnt trocken in einem Brief an Hermann Noack 1962 bezüglich der vermeintlich anhaltenden »Krise des Historismus«, »dann ist der Traditionsbruch des Kopernikanismus eine weit kritischere Krise als alle Historismen. Man hat sich das so angewöhnt, gerade bei den Historismen in Tränen auszubrechen.«⁸

Tatsächlich beruhte die Lektüre Rothackers als Relativist, wie sie in der hier beobachteten Zeit vollzogen wurde, zum großen Teil auf einem Missverständnis bezüglich seines Historismus: Nicht etwa weil er kein Historist gewesen wäre, sondern weil man bei solch einer Deutung außer Acht lässt, dass die Historisten aus den 20er Jahren (zu denen Rothacker ja gehörte) sich gerade nicht als Relativisten verstanden, sondern stets darum bemüht waren, die historistischen Wunden, die sie geschlagen hatten, selbst zu heilen. Dies hat Karl Mannheim in seinem »Historismus«-Aufsatz von 1924 sehr deutlich zu bedenken gegeben;⁹ Rothacker ist auf ähnliche Weise stets bemüht gewesen, die historistische Relativität allen Wissens zu betonen (seine eigenen Thesen ausgenommen – darin liegt m.E. das eigentliche Problem seines Historismus) und zugleich ein Moment von Objektivität zu retten. Diesen Spagat vollzog er etwa anhand der Kategorie des »Aspekts«, anhand derer er subjektiv bedingte und dennoch objektiv gültige Teilseiten der Wirklichkeit benannte.¹⁰

4 Vgl. den Brief Rothackers an Plessner vom 31. August 1959, in: Nachlass Rothacker, ULB Bonn.

5 Sicherlich hat nämlich Rothackers Mangel an philosophischer Originalität hierbei auch eine Rolle gespielt: Rezeptionsgeschichten, wie historische Phänomene allgemein, lassen sich ohnehin nur höchst selten monokausal erklären. Dass der Faktor der ideologischen Unzeitgemäßheit jedoch wichtiger als dieser andere Faktor war, belegt allerdings ex negativo die weiter unten angeschnittene verstärkte Berücksichtigung einiger seiner Thesen seitens der darauffolgenden Forschergeneration.

6 Eduard Spranger: »Schlußwort«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 9 (1955), S. 409–417, hier S. 415.

7 Ebd. 411.

8 Brief vom 25. Juli 1962, in: Nachlass Rothacker, ULB Bonn.

9 Vgl. Karl Mannheim: »Historismus« (1924), in: K. M.: *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*, hg. und eingeleitet von Kurt H. Wolff, Berlin/Neuwied 1964, S. 246–307, hier S. 299: »Vielen scheint der Relativismus mit dem Historismus dermaßen verwachsen zu sein, daß sie in dem letzteren geradezu eine aus dem Allwerden der Geschichte gefolgerte Lehre von der Relativität und der Maßstablosigkeit allen Handelns und Entscheidens erblicken. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß dies nur die Philosophie eines ungeläuterten, nicht zu Ende gedachten Historismus sein kann.«

10 Vgl. etwa Erich Rothacker: *Philosophische Anthropologie*, Bonn 1964, S. 108.

Dieser Versuch, trotz allem Historismus einen Rest von Objektivität zu gewährleisten, wurde nach 1945 von den meisten Fachkollegen Rothackers ignoriert, die allzu schnell Historismus mit Relativismus gleichsetzten. Karl-Otto Apel – einer der prominent gewordenen ehemaligen Doktoranden Rothackers – war hingegen einer der seltenen Autoren, die diesen Sachverhalt zumindest eine Zeit lang richtig gesehen haben. So konnte er 1955 von »der außerordentlichen Fruchtbarkeit gerade der Einsichten des ›Historismus‹ auch noch für unsere Zeit«¹¹ sprechen; denn, erklärte er 1962:

Das Beunruhigende des Historismus liegt ja nicht, wie oft in völliger Verdunklung des Wesentlichen suggeriert wird, in der Unsicherheit der geisteswissenschaftlichen Methoden [...]: was auf Perspektiven und Standpunkte reduziert ist, kann sich ja logisch gar nicht mehr widersprechen, beunruhigt also den Wissenschaftler gerade nicht mehr.¹²

Hier spricht Apel sozusagen noch völlig »Rothackerisch«; später, und spätestens ab den frühen 70er Jahren, wird er ganz im Gegenteil den »Historismus-Relativismus unserer akademischen Lehrer« verurteilen¹³ – mithin Historismus interessanterweise gegen seine eigenen früheren Warnungen mit Relativismus grundsätzlich gleichsetzen.

Nun durchzog dieser tiefe theoretische, ja theorieethische Graben zwischen Historismus und Universalismus bereits fast alle Bereiche der wissenschaftlichen Rezeption Rothackers in der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Dies ist zunächst der Fall im Bereich der philosophischen Anthropologie, Rothackers damaliges Hauptbeschäftigungsfeld. In dieser Disziplin wird seine Nichtrezeption in der scharfen Ablehnung seiner – historistischen – Leitthese der zumeist zentrischen Positionalität des Menschen und der dementsprechend unausweichlichen engen Korrelativität von Subjekt und Weltwahrnehmung sichtbar. Bereits 1948 hatte Theodor Litt solche Nichtberücksichtigung der menschlichen Fähigkeit zur geistigen Distanznahme von der jeweiligen Umwelt bezeichnenderweise weniger argumentativ widerlegt denn als ethisch nicht vertretbar, weil der Öffnung zum Fremden nicht genug Raum zusprechend, verworfen.¹⁴ 1950, anlässlich des Dritten Deutschen Kongresses für Philosophie und vor allem dessen Symposiums über »Das Umweltproblem«, ist diese überwiegend theorieextern bedingte Isolierung Rothackers noch besser zu beobachten. Auf Rothackers Darstellung seiner Thesen reagierten – außer Konrad Lorenz, bezeichnenderweise der einzige Nicht-Philosoph der Gesprächsrunde – alle Anwesenden ablehnend. Die Argumente aber, die zur Unterstützung der Gegenthese, nämlich der exzentrischen Positionalität als menschliches Charakteristikum, etwa von Helmut Plessner angeführt wurden, sind besonders erhellend: Ähnlich wie Litt, nur ohne die Explizierung des Kontextes der unmittelbaren Vergangenheit, hielt Plessner Rothackers Ansicht entgegen, dass den Menschen »auf das Niveau umweltgebundenen Lebens« zu verorten ihn »degradieren« hieße, während seine (Plessners) These Raum für »ein Verstehen fremder Kulturen über die eigene hinaus, ein Verstehen fremder Sprachen, fremder Einrichtungen, Sitten und Ausdrucksformen« schaffe. Dass die theoretische Auseinandersetzung dergestalt von einem ethisch-anthropologischen Beweggrund überlagert wurde, wird auch daran deutlich, dass eine stärkere Berücksichtigung von Rothackers These der zunächst

11 Karl-Otto Apel: »Die beiden Phasen der Phänomenologie in ihrer Auswirkung auf das philosophische Vorverständnis von Sprache und Dichtung in der Gegenwart« (1955), in: K.-O. A.: *Transformation der Philosophie*, Bd.1: *Sprachanalytik, Semiotik, Hermeneutik*, Frankfurt a. M. 1976, S. 79–105, hier S. 83.

12 Karl-Otto Apel: »Kann es ein wissenschaftliches ›Weltbild‹ überhaupt geben? Die theoretische Wissenschaft der Gegenwart in erkenntnisanthropologischer Sicht«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 16 (1962), S. 26–57, hier S. 37.

13 Karl-Otto Apel: »Zurück zur Normalität? Oder könnten wir aus der nationalen Katastrophe etwas Besonderes gelernt haben? Das Problem des (welt-)geschichtlichen Übergangs zur postkonventionellen Moral in spezifisch deutscher Sicht«, in: *Forum für Philosophie Bad Homburg: Zerstörung des moralischen Selbstbewußtseins: Chance oder Gefährdung? Praktische Philosophie in Deutschland nach dem Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 1988, S. 91–142, hier S. 122.

14 Vgl. Theodor Litt: *Die Sonderstellung des Menschen im Reiche des Lebendigen*, Wiesbaden 1948, S. 52.

und zumeist zentrischen Existenz des Menschen nach dieser Phase der unmittelbaren Nachkriegszeit, genauer gesagt bei der darauffolgenden Forschergeneration, erfolgte: so in der Erkenntnisanthropologie des jungen Karl-Otto Apel,¹⁵ in der soziologistischen Revision der philosophischen Anthropologie durch Jürgen Habermas¹⁶ und Dietmar Kamper¹⁷ oder auch in der Kulturanthropologie der »Territorialität« von Ina-Maria Greverus.¹⁸ Von dieser retrospektiven Überblicksposition aus betrachtet, beruhte die Ablehnung des Motivs der zentrischen Positionalität bei den Fachgenossen Rothackers aus seiner Generation offenbar weniger auf seiner objektiven Überholtheit als auf seiner ethischen Unzeitgemäßheit.

Über die Grenzen zwischen Disziplinen hinaus äußerte sich die Verwerfung des Historismus in der Begriffsgeschichte auf ähnliche Weise, und zwar in einer Auseinandersetzung zwischen den drei bedeutendsten Figuren dieser Forschungsrichtung innerhalb der Philosophie nach 1945, die man nur zu Unrecht als ein harmonisches »Triumvirat« auffassen würde: zwischen Erich Rothacker, Hans-Georg Gadamer und Joachim Ritter.¹⁹

Noch vor Ritter und vor allem mehr als Ritter spielt Gadamer in Rothackers Nichtrezeption innerhalb dieser zweiten Disziplin eine entscheidende Rolle. Während Heidegger nach dem Zweiten Weltkrieg sich zunächst von der philosophischen Öffentlichkeit stark zurückgezogen hatte, zog Gadamer erheblichen theoretischen Gewinn aus dessen Überwindung der historistischen Relativität menschlichen Wissens durch den Aufweis des Existenzial-Charakters der Geschichtlichkeit. Nicht die alles relativierende Historizität bedinge den Menschen, so Heideggers Lehre, sondern die existenziale Geschichtlichkeit des Daseins ermögliche umgekehrt erst die Historizität. Gestützt auf einer solchen Umkehrung des Historismus-Problems konnte nun Gadamer in der Nachkriegszeit souverän deklarieren: »Auch die Problematik des historischen Relativismus, die Dilthey und Troeltsch in Atem hielt, hatte nichts Bedrohliches für jemanden, der an Heidegger die leibhaftige Überwindung des Historismus durch die Kraft des Gedankens erlebt hatte.«²⁰ In den jeweiligen Überlegungen um die Grundlegung der Begriffsgeschichte als neue, noch genauer zu definierende Forschungsrichtung manifestierte sich die Divergenz zwischen beiden Positionen darin, dass die Begriffsgeschichte nach Rothackers Auffassung vorrangig »historisch-philologisch[]« vorzugehen hatte,²¹ während Gadamer, dank seines Heidegger'schen Erbes von jeder Skepsis bezüglich der Begründungsmöglichkeit sicheren philosophischen Wissens befreit, in ihr vielmehr ein wichtiges Prolegomenon zur tatsächlichen philosophischen Praxis, ja die »Vorbedingung für kritisch-verantwortliches Philosophieren in unserer Zeit« überhaupt wahrnahm.²² Der letztlich der Gefahr des Relativismus ausgesetzten begriffsgeschichtlichen Forschung Rothackers (die sich dezidiert jeglicher Setzung begrifflicher Gebrauchsnormen enthielt, mithin jeden historisch nachweisbaren Gebrauch eines Begriffs als grundsätzlich legitim anerkennen, ja sogar schützen musste) setzte Gadamer eine Methode entgegen, die auf die (Begriffs-)Geschichte einzig als Vorstufe zu einer sich durchaus den »Forderungen des Tages« stellenden Philosophie zurückzugreifen bereit war.

Derselbe Antagonismus lässt sich im Verhältnis zwischen Rothacker und Ritter feststellen – einzig anhand anderer Gesten vollzogen, geschuldet dem langjährigen Kontakt, den beide Philosophen seit

15 Vgl. vor allem Karl-Otto Apel: »Technognomie. Eine erkenntnis-anthropologische Kategorie«, in: Gerhard Funke (Hg.): *Konkrete Vernunft. Festschrift für Erich Rothacker*, Bonn 1958, S. 61–78, bes. S. 74.

16 Vgl. Jürgen Habermas: »Philosophische Anthropologie (ein Lexikonartikel)« (1958), in: J. H.: *Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze*, Frankfurt a. M. 1973, S. 89–111, insbes. S. 109 sowie 106 f.

17 Dietmar Kamper: *Geschichte und menschliche Natur. Die Tragweite gegenwärtiger Anthropologie-Kritik*, München 1973, S. 185 f.

18 Vgl. Ina-Maria Greverus: *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*, Bonn 1972, insbes. S. 8 und 21.

19 Vgl. diese Auffassung bei Reinhold Aschenberg: *Ent-Subjektivierung des Menschen. Lager und Shoah in philosophischer Reflexion*, Würzburg 2003, S. 111 f., und ihre Revision durch Margarita Kranz: »Begriffsgeschichte institutionell. Die Senatskommission für Begriffsgeschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft (1956–1966). Darstellung und Dokumente«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 53 (2011), S. 153–226.

20 Hans-Georg Gadamer: »Emilio Betti und das idealistische Erbe« (1978), in: Emilio Betti: *Zur Grundlegung einer allgemeinen Auslegungslehre*, Tübingen 1988, S. 91–98, hier S. 93.

21 Brief Rothackers an Béla von Brandenstein vom 8. November 1956, in: Nachlass Rothacker, ULB Bonn.

22 Hans-Georg Gadamer: *Philosophische Lehrjahre. Eine Rückschau*, Frankfurt a. M. 1977, S. 183.

den späten 20er Jahren (wenngleich mit Unterbrechungen) pflegten. Denn Rothacker hat Ritters erste Schritte in der Begriffsgeschichte geleitet, als er ihn Ende der 20er Jahre zur Mitarbeit an seinem geplanten *Wörterbuch der geisteswissenschaftlichen Begriffe* einlud. Nach dem Krieg schlug Ritter allerdings seinen eigenen Weg ein, in bewusster Abkehr von demjenigen Rothackers. Der theoretischen Haltung Gadamer's durchaus ähnlich, lehnte er es ab, die Begriffsgeschichte auf eine archivarische Funktion zu beschränken, die sich als unfähig erwiesen hätte, Leitlinien für die eigentliche philosophische Praxis zu vermitteln. So entstand das unter seiner Leitung herausgegebene *Historische Wörterbuch der Philosophie* in expliziter Distanz zu Rothackers historistischem Programm²³ – sowie zu dessen damit eng zusammenhängendem Ziel einer exhaustiven Begriffsgeschichte (für das übrigens Karl-Otto Apel als Assistent Rothackers an der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz in den frühen 50er Jahren sich ebenso stark gemacht hatte).²⁴ Indem das *Historische Wörterbuch der Philosophie* aber rasch zum Modell dieser Forschungsrichtung überhaupt aufstieg, entzog es Rothacker – und man könnte in gewisser Weise hinzufügen: und Apel als Begriffshistoriker – gleichzeitig jeglicher Sichtbarkeit.

Dass in diesem Fach noch eigentlicher von Nichtrezeption gesprochen werden muss, liegt allerdings vor allem an Gadamer's akademischer Umtriebigkeit, durch die er keine Gelegenheit ungenutzt ließ, sich neben Ritter als geistiger Vater der Begriffsgeschichte zu profilieren – bei Verschweigen der initiierten Rolle Rothackers.²⁵ Auch hier aber erscheint die Ablehnung der Begriffsgeschichtsforschung in »antiquarischer« Funktion (neben rein personenbezogenen Beweggründen) vorrangig als durch den spezifischen historisch-ethischen Kontext bedingt, als Absicherungsmaßnahme vor der Gefahr eines Rückfalls in die nivellierende Beliebigkeit. Denn längst sind heute umgekehrt die Vorbehalte gegenüber einer Begriffsgeschichte verstummt, die zumindest explizit keinen engen Bezug zur philosophischen Praxis *stricto sensu* unterhalten würde.

Auch in dieser Forschungsrichtung lässt sich im Übrigen die Eigentümlichkeit dieser ersten Phase der Rezeption Rothackers *ex negativo* an der Positionierung späterer Vertreter der Begriffsgeschichte feststellen. Untersucht man nämlich die Texte Hans Blumenbergs auf Bezugnahmen auf Rothacker, so trifft man ebenso auf kritische Stellen – so vor allem in der *Lesbarkeit der Welt*. In einem für seinen Denkstil ungewöhnlich langen Abschnitt *ad personam* bringt Blumenberg dort seine Frustration bezüglich Rothackers unvollendeten begriffsgeschichtlichen Werkes *Das Buch der Natur* zum Ausdruck. Nachdem er ihn als »Planer großer Dinge« überaus zutreffend charakterisiert hat,²⁶ kommt er zur Kritik der Monographie Rothackers selbst:

23 Diese Gefahr des Historismus in der Begriffsgeschichte wird von Ritter explizit genannt in seinem programmatischen Aufsatz »Leitgedanken und Grundsätze des ›Historischen Wörterbuches der Philosophie‹«, als er die Gefahr anspricht, »ihre [der Philosophie] geschichtliche Erscheinung im Sinne des Historismus zu relativieren«. (In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 11 (1967), S. 75–80, hier S. 79)

24 Vgl. Joachim Ritter: »Zur Neufassung des ›Eisler‹. Leitgedanken und Grundsätze eines Historischen Wörterbuches der Philosophie«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 18 (1964), S. 704–708, hier S. 708: »Es gibt Begriffe, die in ihrem gegenwärtigen philosophischen Gebrauch so sehr von ihrer Geschichte und Überlieferung abhängig sind, daß ihnen allein eine ausführliche begriffsgeschichtliche Darstellung gerecht werden kann. Es gibt andererseits Begriffe, für deren Sinn und Funktion in der Gegenwart Geschichte keine Bedeutung hat, ohne daß ein philosophisches Wörterbuch, das ernst genommen sein will, sie deshalb auslassen kann oder ihnen – nur um das begriffsgeschichtliche Prinzip zu wahren – ihre Geschichte begeben muß. Daher wird der bescheidenere Titel eines ›Historischen Wörterbuches‹ der Aufgabe am ehesten gerecht, der es zu dienen hat. Er zeigt an, daß dieses Wörterbuch die Philosophie im Horizont ihrer Geschichte und ihrer geschichtlichen Herkunft zum Gegenstand hat. Obwohl auch der gegen seine Geschichte gleichgültige und aus ihr emanzipierte Begriff die gegenwärtige Philosophie in dem kennzeichnet, was sie im Horizont ihrer Geschichte und geschichtlichen Herkunft ist, wird das Wörterbuch den Begriff überall da, wo es für sein Verständnis notwendig ist, in seiner Geschichte darstellen.« Zu Apels begriffsgeschichtlicher Programmatik vgl. Karl-Otto Apel: »Das begriffsgeschichtliche Wörterbuch der Philosophie«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 6 (1951/1952), S. 133–136.

25 Vgl. hierzu insbes. Hans-Georg Gadamer: *Philosophische Lehrjahre*, S. 182 f.: »Zwei Diskussionskreise habe ich in diesem Zusammenhang entwickelt: einen Studienkreis für Begriffsgeschichte, der durch eine ›Senatskommission‹ der Deutschen Forschungsgemeinschaft getragen wurde und alljährlich zusammentrat, bis die Saat aufging und jüngere Forscher sich zu eigenen Arbeitskreisen zusammenfanden. Auf diesem Gebiet bedeutete das von Joachim Ritter ins Leben gerufene *Historische Wörterbuch der Philosophie*, bei dessen Anfängen ich mitbeteiligt war, die Anregung zu vielen Studien, und das von ihm und mir und K. F. Gründer herausgegebene *Archiv für Begriffsgeschichte* geht mit dem Fortschreiten des monumentalen Unternehmens des Wörterbuchs Hand in Hand.«

26 Hans Blumenberg: *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a. M. 1986, S. 14.

Dabei ist er aber den Anspruch seiner Belege und ihrer Autoren nicht minder ausgewichen als Curtius [Rothackers Buch war als Replik auf einen Aufsatz von Curtius gemeint], indem er sie als bloße Funde gesammelt, aus ihren Kontexten aber gänzlich isoliert hatte. Den entscheidenden Nachweis, daß auch und zumal diese Metaphern keine beliebigen und zufälligen Ab- oder Ausschweifungen ihrer Autoren waren, ließ der Meister der »Bedeutsamkeit« auf sich beruhen.²⁷

Doch begegnet man hier erneut wortwörtlich dem Vorwurf der begriffsgeschichtlichen »Beliebigkeit« – so bezeichnenderweise ohne jeglichen (wissenschafts)ethischen Anklang mehr, sondern schlicht aus der wissenschaftlichen Enttäuschung angesichts des Mangels an theoretischer Schärfe heraus.

Als zweiter jüdischer Autor nach Plessner, der nach dem Krieg offen für Rothacker Stellung bezog, belegte im Übrigen Michael Landmann bereits vor fünf Jahrzehnten die hier vertretene These, wonach weder seine rein theoretische Überholtheit noch seine ideologische Verurteilung seitens seiner Fachgenossen, sondern die kontextbedingte Unzeitgemäßheit seines Historismus den entscheidenden Verhinderungsfaktor der Rezeption Rothackers in der unmittelbaren Nachkriegszeit bildete – Landmann, der 1963, noch zu Rothackers Lebzeiten, in einer kulturanthropologischen Monographie deklarierte:

Das transzendente Subjekt ist bereit abkünftig von der noch transzendentaleren jeweiligen Kultur. Erich Rothacker hat diesen Gedanken ein Leben lang in Büchern und Vorträgen wiederholt. Doch wer hat ihn gehört? Man wollte ihn nicht hören, weil man vor der letzten Konsequenz des Historismus wie vor einem Abgrund zurückwich, weil man sich im Wandel der Geschichte ein Refugium des Unwandelbaren immer noch bewahren wollte. Stat crux dum volvitur orbis! Und doch muß es ausgesprochen werden: Das Absolute erweist sich selbst als ein Zeitliches.²⁸

²⁷ Ebd., S. 15.

²⁸ Michael Landmann: *Pluralität und Antinomie. Kulturelle Grundlagen seelischer Konflikte*, München/Basel 1963, S. 20.

MISZELLEN

Verschränkung. Exempel und Paradigma interdisziplinärer Begriffsgeschichte

Johannes Steizinger

1. Einleitung

Die folgende Darstellung versteht sich als eine erste Grabung in der Geschichte des Begriffs Verschränkung, deren Ziel es ist, anhand der Exploration seiner wissenschaftlichen Verwendungsweisen seine vielfältige Semantik freizulegen. Zumeist werden mit dem Begriff Verschränkung Grenzphänomene bezeichnet, die als Ausnahmen von einer Regel zugleich die Grenze einer spezifischen Erkenntnismöglichkeit markieren. Wenn diese disparaten und paradoxen Einheiten nicht nur am Rande einer Wissenschaft erscheinen, sondern in deren Zentrum rücken, können sie – wie im Falle von Helmuth Plessners philosophischer Anthropologie – zum Anlass einer gewichtigen methodischen Verschiebung werden und die Notwendigkeit einer spezifischen Form von »Grenzforschung«¹ dokumentieren.

Im Grunde ist der Begriff Verschränkung selbst ein Grenzphänomen: Er taucht in sehr unterschiedlichen Kontexten als wissenschaftlicher Begriff mit spezieller Bedeutung auf (z.B. Heraldik, Philosophie oder Physik), spielt marginale oder tragende Rollen, und ist mittlerweile Bestandteil des allgemeinen wissenschaftlichen Vokabulars geworden, ohne jedoch in dieser Funktion eine spezifische Bedeutung zu haben. Um diese verschiedenen Verwendungsweisen und ihre Bezüge zueinander erfassen zu können, bedarf es eines interdisziplinären Blicks auf die Geschichte des Begriffs Verschränkung. Denn die Genealogien einer interdisziplinären Begriffsgeschichte enthüllen die versteckten Korrespondenzen, impliziten Übertragungen und nicht bewussten Überschneidungen in der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, welche einem disziplinären Zugriff verschlossen bleiben. Damit leuchtet jene einen Bereich zwischen den verschiedenen Wissenskulturen aus, welchen man auch als ihren verschränkten Raum bezeichnen könnte. Dieser Perspektivwechsel korrespondiert auf interessante Weise mit einer grundlegenden Bedeutungsverschiebung in der Etymologie des Wortes Verschränkung: Das *Grimmsche Wörterbuch* führt unter dem Lemma »verschränken« als ältere Bedeutung »mit einer schranke versehen, umgeben, einschließen, absperren«² an. Die Bedeutung »kreuzweis zusammenlegen, nach art einer schranke, eines gitterwerkes,

1 Helmuth Plessner: »Über einige Motive der Philosophischen Anthropologie (1956)«, S. 117–135, hier S. 120; vgl. der vorliegende Artikel, Kap. 3.

2 Jakob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch in 16 Bänden*, Leipzig 1854–1961, woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GV03723 (01.11.2012). Das Substantiv Verschränkung bezeichnet im *Grimmschen Wörterbuch* den Akt des Verschränkens (ebd. woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&hitlist=&patternlist=&lemid=GV03724 [01.11.2012]). Das Verbum verschränken leitet sich aus mhd. verschrenken und dem ahd. forscrenchan ab. Beide Verben bedeuten »mit einer Schranke umgeben, einschließen« (vgl. *Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache: in zehn Bänden*, hg. v. Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion, Bd. 9, Mannheim 31999, S. 4273).

in einander verschlingen« tauche hingegen »in der älteren sprache nur vereinzelt auf«, und werde erst »im 18. und 19. jahrhundert die herrschende«, sei jedoch »fast die einzige geworden«³. Von dieser jüngeren Bedeutung, welche das Wort Verschränkung durch die semantische Verschiebung in eine quasi metaphori-sche Beziehung zum Grundwort Schranke setzt, gehen die ersten wissenschaftlichen Verwendungsweisen aus. Anschaulichkeit und die sich daran anknüpfenden metaphorischen Möglichkeiten sind also zwei Voraussetzungen seiner interdisziplinären Karriere als wissenschaftlicher Begriff. Diese konstituiert sich jedoch nicht durch rekonstruierbare Übertragungen zwischen verschiedenen Disziplinen. Vielmehr haben die unterschiedlichen wissenschaftlichen Verwendungsweisen vor allem den Bezug auf die Grundbedeutung gemeinsam. Deren verschiedenen Transformationen in den einzelnen Wissenschaften bezeichnen oft ähnliche Phänomene und Verhältnisse. Die Interdisziplinarität des Begriffs Verschränkung besteht in eben diesen versteckten Korrespondenzen.

Schon im *Grimmschen Wörterbuch* findet sich ein Hinweis auf eine wissenschaftliche Bedeutung: In der *Oeconomischen Encyclopädie* (1773-1858) von Johann Georg Krünitz, welche das *Allgemeine System der Staats-, Stadt-, Haus-, und Landwirthschaft in alphabetischer Ordnung* darzustellen versucht, findet sich unter dem Lemma »Verschränken« der Eintrag: »irgend etwas, z. B. zwei Fäden, zwei Drähte, Stäbe etc., kreuzweis übereinanderlegen oder über einander flechten. Z. B. die *Arme verschränken*, die Arme über der Brust ineinander legen, so daß der eine Unterarm unter den anderen Oberarm gesteckt wird, während der zweite Unterarm sich über den erstern legt und erst beim Ellenbogen die Hand zwischen den Oberarm und die Brust gesteckt wird. *Napoleon* wird gewöhnlich mit so verschränkten Armen abgebildet, also in einer Stellung, welche von Ernst, Nachdenken und Selbstbewußtsein Zeugniß giebt«⁴. Der Eintrag in Krünitz' *Oeconomischer Encyclopädie* ist nicht zuletzt deshalb interessant, weil der klaren wissenschaftlichen Bedeutung eine allgemeine als Beispiel hinzugefügt wird, welche sowohl den Bezug zur Grundbedeutung unterstreicht als auch die metaphorische Dimension des Begriffs Verschränkung dokumentiert.⁵

2. Disparate Einheiten. Verschränkungen in Heraldik, Sprach- und Musikwissenschaft

Eine grundlegende Bedeutung hat der Begriff Verschränkung in der *Heraldik*. Dort stellt die Verschränkung eine Möglichkeit dar, verschiedene Wappen in einem Schild zu vereinigen. Dabei wird der »zur Aufnahme bestimmte Schild (...) durch gerade Linien in so viele Plätze oder Felder geteilt, wie es die Zahl und Beschaffenheit der zu vereinigenden Wappen erfordert«⁶. Anders gesagt, die Wappen werden »nach art (...) eines Gitterwerks«⁷ auf einem Schild vereinigt. Damit bezeichnet der Begriff Verschränkung in

3 Grimm: Wörterbuch (Anm. 2), woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GV03723 (01.11.2012).

4 Johann Georg Krünitz: *Oeconomischen Encyclopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus-, und Landwirthschaft in alphabetischer Ordnung*, 242 Bde, www.kruenitz1.uni-trier.de/xxx/v/kv05681.htm.

5 In seiner älteren Bedeutung konnte Verschränkung auch für Einschränkung, Bestrafung, Mäßigung stehen (Grimm: Wörterbuch [Anm. 2], woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&hitlist=&patternlist=&lemid=GV03724 [01.11.2012]). Beispielsweise verwendet der Hegelianer Karl Ludwig Michelet den Begriff Verschränkung in dieser Bedeutung. In seiner praktischen Philosophie heißt es: »Es dürfen nicht Gesetze gegeben werden, um einem Stand gegen den anderen Vortheile zu gewähren; sondern wenn die Sitte, die Gewohnheit nicht mehr ausreicht, um in der Verschränkung der Bedürfnisse die von Alters her eingeführten Rechtsnormen festzuhalten, – wenn also Einzelne die Sitte verletzen und aus eigener Willkür nach Befriedigung ihrer Triebe streben: dann bringt die Gesamtheit das längst Geltende zum Bewusstsein, um es zu einem für die Verletzenden äusseren Bande zu machen. Erst wenn das Recht verletzt wird, wird das Gesetz erlassen; das Recht ist aber längst da, ehe es als Gesetz auftritt.« (Karl Ludwig Michelet: *Naturrecht oder Rechts-Philosophie als praktische Philosophie enthaltend Rechts-, Sitten- und Gesellschaftslehre*, Bd. 1, Berlin 1866, S. 91).

6 Gert Oswald: *Lexikon der Heraldik*, Leipzig 1984, S. 458; vgl. auch Johann Christoph Gatterer: Fortgesetzter Wappencalendar auf das Jahr 1764 oder jährliches Handbuch der neuesten Genealogie und Heraldik worinnen aller jetzigen europäischen Potentanten Stammtafeln und Wappen mit einer richtigen Beschreibung der Wappen und einem Abrisse der Heraldik oder Wappenkunde enthalten sind, Nürnberg 1764, S. 190f; ders.: *Abriß der Heraldik oder Wappenkunde zum Nutzen der studierenden Jugend entworfen und mit acht Kupfertafeln erläutert*, Nürnberg 1766, S. 51f.

7 Grimm: Wörterbuch (Anm. 2), woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GV03723 (01.11.2012).

der Heraldik eine *Vereinigungsform nach Maßgabe einer räumlichen Anordnung*. Ein Beispiel hierfür ist das Große Wappen von Preußen (vgl. Abbildung 1).⁸

Auch die *Sprachwissenschaft* kennt verschiedene, jedoch gänzlich anders geartete Formen von Verschränkungen. In der altgriechischen Grammatik gilt ein Relativsatz mit einem ihm untergeordneten Nebensatz zweiten Grades dann als verschränkt, wenn das Relativpronomen des letzteren auch den übergeordneten Relativsatz einleitet.⁹ Verschränkung steht also für die *Verbindung und Vermischung zweier ungleichrangiger Einheiten in einem größeren Ganzen aufgrund der Teilung eines Elements*. In der lateinischen Grammatik wird die Verschränkung zweier Nebensätze auf abstrakterer Weise vollzogen: »Im Lat. ist es möglich, einen Nebensatz 2. Grades mit einem übergeordneten Relativsatz so zu ›verschränken‹, dass die Konstruktion des Relativpronomens durch das Verbum des untergeordneten Satzes bestimmt wird.«¹⁰ Die beiden ungleichrangigen Teileinheiten sind also deshalb miteinander verbunden, weil *ein Element der untergeordneten die Konstruktion der übergeordneten Teileinheit bestimmt*. Weder die altgriechische noch die lateinische Satzkonstruktion ist ins Deutsche übersetzbar. Nichts desto weniger kennt auch die deutsche Grammatik Satzverschränkungen, die laut Otto Behagel durch das »Vorbild lateinischer Verschränkungen«¹¹ begünstigt wurden. Darunter wird eine *diskontinuierliche Anordnung von Nebensätzen* und damit die *Vermischung zweier ungleichrangiger Teileinheiten* verstanden. Sigmund Kvam beschreibt die Satzverschränkung im Deutschen folgendermaßen:

*Ein Satzglied der eingebetteten IP [Infinitivphrase; J. S.] oder des eingebetteten Satzes (steht) diskontinuierlich links im Matrixsatz, während der Rest der eingebetteten IP oder des eingebetteten Satzes kontinuierlich nach dem Matrixsatz folgt.*¹²

Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass der Begriff Verschränkung auch in einem Gebiet der Musikwissenschaft Anwendung findet, welches – wie in der *Allgemeinen Enzyklopädie der Musik* betont wird – »von denjenigen Momenten ausging, die die Musik mit der Sprache gemein hat«¹³. Gemeint ist an dieser Stelle die Phrasierungslehre, die sich seit dem 18. Jahrhundert zu einem »der wichtigsten Bestandteile der Lehre vom musikalischen Vortrag«¹⁴ entwickelte. Verschränkung bedeutet in diesem Zusammenhang, »das *Ineingandergreifen* zweier musikalischer Phrasen, wobei der Schluss der ersten zugleich der Anfang einer neuen Phrase ist«¹⁵, und steht damit für die *Vermischung zweier gleichrangiger Teileinheiten*.

8 Die Verschränkung stellt die häufigste Form der Wappenvereinigung dar (vgl. Oswald: »Heraldik« (Anm. 6), S. 458).

9 Vgl. Otto Legewie (Hg.): *Ars Graeca. Griechische Sprachlehre*, Paderborn 2010, S. 243.

10 Hans Rubenbauer/J. B. Hofmann: *Lateinische Grammatik*, Oldenburg 121995, S. 291.

11 In seiner geschichtlichen Darstellung der Deutschen Syntax betont Otto Behagel: »Diese Verschränkung stammt nicht aus der Fremde, wie schon ihr Vorkommen in der Mundart beweist; ihr Auftritt ist aber zweifellos begünstigt worden durch das Vorbild lateinischer Verschränkungen, die den Akk. und Infin. enthalten.« (Otto Behagel: *Die Satzgebilde*, in: *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung*, Bd. III, Heidelberg 1928, S. 551.)

12 Sigmund Kvam: *Linksverschachtelung im Deutschen und Norwegischen. Eine kontrastive Untersuchung zur Satzverschränkung und Infinitivverschränkung in der deutschen und der norwegischen Gegenwartssprache*, Tübingen 1983, S. 1; Beispiele für Satzverschränkungen sind: »In Hannover würde ich zweifeln, daß das jemand sagt. (vgl. Ich würde zweifeln, daß das jemand in Hannover sagt.) [...] Ich möchte auf Ihre präzise Frage versuchen, eine präzise Antwort zu geben. (Ich möchte versuchen, auf Ihre präzise Frage eine präzise Antwort zu geben.)« (Ebd.).

13 Friedrich Blume (Hg.): *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*, Bd. 10, Kassel u. a. 1962, S. 1214.

14 Ebd.

15 *Duden* (Anm. 2), S. 4273 (Hervorhebung J. S.); Vgl. Hermann Keller: *Phrasierung und Artikulation. Ein Beitrag zur Sprachlehre der Musik*, Kassel/Basel 1955, S. 26 f.; Heinrich Lindlar: *Wörterbuch der Musik*, Frankfurt a. M. 1989, S. 312.

3. Paradoxe Einheiten. Philosophische Verschränkungen

Im frühen 20. Jahrhundert taucht der Begriff Verschränkung vermehrt in philosophischen Zusammenhängen auf: Beispielsweise spielt er in Theodor Litts *Kultur- und Soziaphilosophie* eine wesentliche Rolle. Denn mit »sozialer Verschränkung« bezeichnet Litt den *Zusammenhang von Individuum und Gemeinschaft*: »Soziales Gefüge und Ichgefüge – sie *müssen* sich unterscheiden, da sie nur in dieser Unterschiedenheit sich so verschränken, so *ineinandergreifen* [Hervorhebung, J. S.] können, wie die gegliederte Wirklichkeit des Geistes es verlangt. [...] Wir werden uns zur kurzen und schnellen Bezeichnung der strukturellen Bezogenheit, die das Erleben des Ich und das Gesamterleben des geschlossenen Kreises verbindet, des terminus »*soziale Verschränkung*« bedienen. War der Begriff »Reziprozität der Perspektiven« bestimmt, die mit dem Gegenüber von Ich und Du gegebenen Bezugsverhältnisse zu kennzeichnen, so soll dieser das Entsprechende für das Verhältnis von Ich und sozialem Kreis leisten.«¹⁶

Der Begriff Verschränkung steht in Litts Kultur- und Sozialtheorie damit für *das Verhältnis von in sich geschlossenen Teileinheiten zu einem Ganzen*, das mehr ist als die Summe ihrer Teile und deshalb in gewisser Hinsicht unabhängig. In Blick zu behalten gilt es vor allem, dass Litt zufolge der *durch die Verschränkung gestiftete Zusammenhang* zwischen den Individuen *nach seiner Auflösung auf diese weiterwirkt*, da er als ein innerer und wesenhafter *nicht »der Bedingung der Räumlichkeit untersteht«*:

*Aufheben läßt sich das, was der Bedingung der Räumlichkeit untersteht: das Zusammensein, das Zusammenwerden, Zusammenwirken; nicht aufheben läßt sich das, was über alle Räumlichkeit hinausreicht: das Zusammengehören. Durch die freie Verfügung über seinen Leib ist der Mensch in den Stand gesetzt, dem Zustrom bestimmter wesensgestaltender Einflüsse plötzlich Halt zu gebieten; nicht Halt gebieten kann er dem lebendigen und eigenmächtigen Fortwirken dessen, was sich einmal in der Seele eingenistet hat. [...] Die überpersonalen Einheiten, haben eine Struktur, die ein dem Einzelich Versagtes möglich macht: nämlich daß es um den Zusammenhang des Ganzen verschieden bestellt ist, je nachdem man die Aktualität des Zusammenseins und -wirkens oder die Wesenhaftigkeit des innerlichen Zusammengehörens ins Auge faßt, daß also Verbundenheit und Nichtverbundenheit mit einem gewissen Recht zugleich ausgesagt werden können. »Verschränkung« hört auch da nicht auf zu bestehen, wo Auge und Ohr, Gedanke und Wille sich meiden.*¹⁷

Mit Josef Königs 1924 eingereichten und 1926 publizierten Dissertation »Der Begriff der Intuition« wird der Begriff Verschränkung zu einem systematischen Grundgedanken der *lebensphilosophischen Hermeneutik*. König bezeichnet mit Verschränkung eben jene Relation, welche durch den erkennenden Bezug auf das Leben hergestellt wird: »Faktisch ist es so: der Sehende und das Gesehene sind *Ein Zusammen*. Das Gesehene entsteht nicht durch das Sehen; aber faktisch ist es nicht »ohne« es, nicht »ohne« den Sehenden.«¹⁸ Dieses *paradoxe »Zusammen«* zweier absolut verschiedener Sphären begreift König als Verschränkung und *transformiert damit die hegelsche Kategorie der Vermittlung*.¹⁹ Denn als verschränkte werden die beiden heterogenen Sphären von Idee und Existenz nicht durch ein Drittes vermittelt, sondern »begegnen« sich

16 Theodor Litt: *Individuum und Gemeinschaft*, Berlin 21926, S. 248. Die erste Auflage erschien 1919 mit dem Untertitel: *Grundfragen der sozialen Theorie und Ethik*.

17 Ebd., S. 251.

18 Josef König: *Der Begriff der Intuition*, Halle a. d. Saale 1926, S. 4.

19 Vgl. eine der wenigen Einführungen in das Werk von Josef König: Friedrich Kümmel: »Josef König. Versuch einer Würdigung seines Werkes«, in: *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften* 7 (1990/91), S. 166–208.

in einem »Sprung«²⁰, d. h. einer dialektischen Beziehung, in welcher die »absolute Vermittlung« zugleich »absolute[r] Verlust der Vermittlung«²¹ ist:

Wir sahen, dass den Sphären ein gemeinsamer Gesichtspunkt, unter dem sie subsumiert werden könnten, wesentlich fehlt, obwohl wir andererseits aus dem ›Verschränkung‹ oder ›Ineinanderscheinen‹ genannten Zusammenhang, wissen, daß sie aus einem Einen ihren Sinn empfangen und also auch an sich darunter subsumierbar sein müssen. Das Denken mag wohl diese singuläre Synthese, diesen Zusammenhang eines Zusammenhanglosen, auszusprechen und festzuhalten; es kann ihn aber nicht durch ein Bild der Vorstellung nahe bringen, denn alle Vorstellung proiziert ihren Gegenstand in ein homogenes Medium, innerhalb dessen, weil es homogen ist, Übergänge erst möglich werden; das prinzipiell Überganglose, Heterogene entzieht sich daher notwendig einer die Einheit selbst vorstellig machenden Gestaltung: das Leben selbst, als Gegenstand für sich genommen, zerrinnt uns unter den Händen.²²

Durch Plessner wird Verschränkung schließlich zu einem Differenz- und Grundlegungsbegriff der philosophischen Anthropologie. Obgleich sich Plessner in seinem Hauptwerk *Die Stufen des Organischen und der Mensch* (1928) positiv auf Josef Königs Dissertation bezieht²³ und dessen Verwendung des Begriffs Verschränkung in einer Fußnote zitiert²⁴, spricht er bezüglich seines eigenen Konzepts der exzentrischen Positionalität als Alleinstellungsmerkmal der menschlichen Lebensform noch nicht explizit von Verschränkung. Dessen ungeachtet können die drei von Plessner formulierten anthropologischen Grundgesetze (natürliche Künstlichkeit, vermittelte Unmittelbarkeit, utopischer Standort) als Verschränkungsaufgaben betrachtet werden. Denn in späteren Arbeiten wird Plessner nicht nur die »nicht zum Ausgleich« zu bringende gegenseitige »Verschränkung« von »Umweltgebundenheit und Weltoffenheit«²⁵ zu einem Charakteristikum des Menschen, sondern jene auch zur »Basis« seiner vorherigen Analysen der menschlichen Lebensform erklären. Im Aufsatz *Der Aussagewert einer philosophischen Anthropologie* (1973) wird die »Verschränkung von Körper und Leib als Schlüssel zur philosophischen Anthropologie«²⁶ nobilitiert. Mit dem Begriff »exzentrisch« will Plessner »die im zoologischen Rahmen verbleibende und ihn sprengende Doppelnatur des Menschen« einholen, welche »nicht statisch zu fassen ist, sondern eine ständig zu durchlebende und zu vollziehende Verschränkung des Leibes in den Körper bedeutet«²⁷.

Der Begriff Verschränkung ist in der Tat ein »Schlüssel zur philosophischen Anthropologie« geworden. Es gilt als ein Charakteristikum von Plessners Denken, aus einer Perspektive auf den Menschen zu blicken, die es ihm ermöglicht, traditionelle Dualismen wie die von Natur und Kultur, Körper und Geist, Innen und Außen nicht zu reproduzieren, sondern als in der menschlichen Lebensform verschränkt vorzustellen. Da für Plessner »der Mensch als Ganzer«²⁸ in den »heimisvollen Zwischenzonen der Verklammerung«²⁹

20 Vgl. König: *Intuition* (Anm. 18), S. 373.

21 Vgl. ebd. S. 7.

22 Ebd. S. 386 (Hervorhebung J. S.).

23 Vgl. Helmut Plessner: »Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie«, in: *Gesammelte Schriften*, hg. v. Günter Dux/ Odo Marquard/ Elisabeth Ströcker, Bd. IV, Frankfurt a. M. 1981, S. 12.

24 Ebd. S. 211.

25 Vgl. Plessner: »Über das Welt- und Umweltverhältnis des Menschen (1950)«, in: *GS* (Anm. 23), Bd. VIII, Frankfurt a. M. 1983, S. 77–87, hier S. 81.

26 Plessner: »Der Aussagewert einer philosophischen Anthropologie (1973)«, in: *GS*, Bd. VIII (Anm. 25), S. 380–399, hier S. 396.

27 Ebd.

28 Plessner: »Über einige Motive« (Anm. 1), S. 124.

29 Ebd., S. 120.

lebt, ist ihm seine komplexe Wirklichkeit nur durch eine Form von »Grenzforschung«³⁰ erfassbar, welche die Resultate der einzelnen Disziplinen zu einer neuen »Universitas«³¹ verarbeitet.

4. Verschränkung 1935. Physik, Kulturwissenschaft, Philosophie und Biologie

Erwin Schrödinger führt in seinem Ende 1935 erschienenen Aufsatz »Die gegenwärtige Situation der Quantenphysik« den Begriff Verschränkung in die Sprache der *Physik* ein und legt damit den Grundstein für seine Etablierung als einen ihrer *Differenz- und Grundlegungsbegriffe*. In der Physik bezeichnet Verschränkung ein viel und kontrovers diskutiertes Phänomen der Quantenmechanik, welches zum wichtigsten Beispiel für ihre komplexen, der lokal-realistischen Denkweise der klassischen Physik widersprechenden Erklärungsmodelle geworden ist. Denn – so eine aktuelle Einführung in die Quantenphysik – »Quanten können auf eine Weise miteinander verbunden sein, die klassisch nicht möglich wäre: *verschränkt* nämlich, *stärker korreliert* als es die klassische Physik erlaubt, und das über beliebigen Entfernungen hinweg (...) Bei geeigneter Wahl der Observablen an zwei Teilsystemen in einem gemeinsamen verschränkten Zustand ist es möglich, aus dem *Messergebnis an einem Teil mit Sicherheit auf das Messergebnis am anderen Teil zu schließen*. Die beiden Observablen sind dann total korreliert. Dies gilt, obwohl die Quantentheorie es nicht erlaubt, die gemessenen Werte als schon vor der Messung vorliegend zu betrachten«³².

Seit der experimentellen Widerlegung der Bellschen Ungleichung gilt es als ausgeschlossen, dass verborgene Parameter die perfekte Korrelation der beiden zufälligen Prozesse bewirken, die beliebig weit von einander entfernt stattfinden können. Die Interaktion wird weder von einem äußeren Einfluss verursacht (Paradigma der Lokalität) noch folgt sie aus einer realen Eigenschaft des Systems (Paradigma der Realität). Physiker wie Anton Zeilinger ziehen daraus den Schluss, »dass ein lokal realistisches Bild der Welt mit der Naturbeobachtung im Konflikt steht«³³, und die Kopenhagener Interpretation der Quantenmechanik von Niels Bohr und Werner Heisenberg zutreffend ist. Unter dieser Perspektive dokumentiert der durch Verschränkung gekennzeichnete Zusammenhang zweier Teilchen, dass im Quantenbereich kein Messwert vor seiner Messung existiert und es nur Überlagerungen von Möglichkeiten gibt, die sich gegenseitig ausschließen. In seiner Auseinandersetzung mit der Kopenhagener Interpretation der Quantenmechanik beruft sich Albert Einstein 1935 auf das Phänomen der Verschränkung. Die »spukhafte Fernwirkung[]«³⁴ dient Einstein im bekannten EPR-Gedankenexperiment als Argument, die Unvollständigkeit der Quantenmechanik zu behaupten, weil durch diese Werte exakt vorhergesagt werden können, denen keine physikalische Realität entsprechen kann.³⁵ In diese Debatte interveniert Schrödinger mit seinem Aufsatz »Die gegenwärtige Situation der Quantenphysik«, der für den »burlesken Fall« der mit einer »Höllmaschine« in eine Stahlkammer gesperrten Katze berühmt geworden ist³⁶. Aus dem Phänomen der Verschränkung zieht er in erster Linie einen erkenntnistheoretischen Schluss, dessen Quintessenz lautet: Unbestimmtheit kann einen wesentlichen Bestandteil der physikalischen Bestimmung eines quantenmechanischen

30 Ebd.

31 Vgl. Plessner: »Den vorliegenden Ausführungen liegt kein kühner, doch keineswegs unbestrittener Gedanke zugrunde, der Gedanke, daß die wissenschaftliche Forschung unbeschadet ihres spezialistischen Charakters auf dem Wege zur Universitas und das heißt wohl auf dem Wege zur Überwindung des Spezialismus ist.« (Ebd., S. 117).

32 Helmut Fink: »Die Quantenwelt – unbestimmt und nichtlokal?«, in: *Physik unserer Zeit* 35 (2004) 4, S. 168–173, hier S. 168 (Hervorhebung J. S.); vgl. auch Anton Zeilinger: Einsteins Schleier. *Die neue Welt der Quantenphysik*, München 32003, S. 65–73.

33 Zeilinger: *Einsteins Schleier* (Anm. 32), S. 94.

34 Albert Einstein: »An Max Born. 3. März 1947«, in: *Albert Einstein, Max Born: Briefwechsel*, München 1991, S. 210.

35 Zur Diskussion um die Interpretation der Quantenmechanik vgl. Fink: »Quantenwelt« (Anm. 32), S. 170–173; Zeilinger: *Einsteins Schleier* (Anm. 32), S. 145–181.

36 Vgl. Schrödinger: »Die gegenwärtige Situation in der Quantenmechanik«, in: *Die Naturwissenschaften* 23 (1935) 50, S. 844–849, hier S. 848 f.

Zustands ausmachen und liegt in diesem selbst begründet, verweist also nicht auf die Mangelhaftigkeit des theoretischen Modells. Diese objektive Unbestimmtheit illustriert Schrödinger anhand zweier zu einem Gesamtsystem verschränkter Systeme, welches weder wechselwirkt noch gemessen wird. Obgleich wir über das Gesamtsystem »bestmögliches Wissen«³⁷ besitzen, verteilt sich dieses nach einer Trennung nicht auf die beiden Einzelsysteme. Schrödinger erklärt:

Wenn zwei Systeme in Wechselwirkung treten, treten [...] nicht etwa ihre ψ -Funktionen in Wechselwirkung, sondern die hören sofort zu existieren auf und eine einzige für das Gesamtsystem tritt an ihre Stelle. [...] Sobald die Systeme aufeinander einzuwirken beginnen, hört die Gesamtfunktion auf, ein Produkt zu sein, und zerfällt auch, wenn sie sich wieder getrennt haben, nicht wieder in Faktoren, die sich den Systemen einzeln zuweisen ließen. So verfügt man vorläufig (bis die Verschränkung durch eine wirkliche Beobachtung gelöst wird) nur über eine gemeinsame Beschreibung der beiden in jenem Gebiet von höherer Dimensionszahl. Das ist der Grund, weshalb die Kenntnis der Einzelsysteme auf das Notdürftigste, ja auf Null herabsinken kann, während die des Gesamtsystems dauernd maximal bleibt. Bestmögliche Kenntnis eines Ganzen schließt nicht bestmögliche Kenntnis seiner Teile ein – darauf beruht doch der ganze Spuk.³⁸

Zeitnah zu seiner wichtigsten naturwissenschaftlichen Prägung durch Schrödinger taucht der Begriff Verschränkung an sehr unterschiedlichen Orten in wesentlicher Funktion auf – eine Koinzidenz, die post festum als »geheime Verabredung« erscheint.³⁹ Die hier skizzierte Konstellation des Jahres 1935 zeigt, dass die Geschichte eines interdisziplinären Begriffs intensive Augenblicke aufweisen kann, in denen sich in verschiedensten Bereichen Bedeutungen fixieren, die auch ohne direkte Übertragung einen inneren Zusammenhang aufweisen. In Walter Benjamins 1935 verfassten Aufsatz *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* – einem Gründungstext der Kultur- und Medienwissenschaften – werden die zeitlichen Modalitäten von abbildhafter Reproduktion und einmaligem Bild als zwei Formen von Verschränkungen bezeichnet: »Einmaligkeit und Dauer sind in diesem [dem einmaligen Bild; J. S.] so eng verschränkt, wie Flüchtigkeit und Wiederholbarkeit in jener [der Reproduktion, dem Abbild; J. S.]«⁴⁰ Peter Fenves interpretiert die an dieser Stelle diskutierte Wahrnehmungsform der Aura, die im singulären Bild erscheint, als naturgeschichtliches Korrelat zum naturwissenschaftlichen Phänomen der Verschränkung.⁴¹ Benjamins »sonderbares Gespinnst aus Raum und Zeit« sei als »einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag«⁴² ein Gegenstück zur »spukhaften Fernwirkung« der quantenmechanischen Verschränkung.⁴³

Auch Martin Heidegger spricht in seiner im Sommersemester 1935 gehaltenen Vorlesung *Einführung in die Metaphysik* von Verschränkung: »Den Raum gleichsam, der sich in der Verschränkung von Sein, Unverborgenheit und Schein eröffnet, verstehe ich als *Irre*«, erklärt Heidegger in der von ihm selten verwendeten ersten Person an einer Stelle, welche die »Zugehörigkeit des Scheins zum Sein als Erscheinen«⁴⁴

37 Schrödinger »Die gegenwärtige Situation in der Quantenmechanik«, in: *Die Naturwissenschaften* 23 (1935) 48, S. 807–828, hier S. 827.

38 Schrödinger: »Situation« (Anm. 36), S. 849; Die Funktion (⊗) beschreibt den Zustand eines Quantensystems.

39 Auf die Verschränkung von Schrödinger, Benjamin und Heidegger wurde ich durch einen Vortrag von Peter Fenves aufmerksam, der mir sein Manuskript freundlicher Weise zur Verfügung stellte. Der Vortrag trug den Titel: Verschränkung/Entanglement: *Toward an Idea of Life in Benjamin, Heidegger and Schrödinger*. Ich hörte ihn am 8. März 2012 in Berlin.

40 Benjamin: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. I, hg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a. M. 1991, S. 479.

41 Vgl. Fenves: *Verschränkung/Entanglement: Toward an Idea of Life in Benjamin, Heidegger and Schrödinger*« (Anm. 39).

42 Ebd.

43 Fenves weist überzeugend nach, dass die Auseinandersetzung mit dem Weltbild der modernen Physik in der Gestalt, die ihm ihr wichtigste Popularisierer Arthur Stanley Eddington gab, einen Hintergrund von Benjamins Kunstwerk-Aufsatz bildet (vgl. Fenves: *Verschränkung/Entanglement* [Anm. 39]).

44 Martin Heidegger: *Einführung in die Metaphysik*, in: *Gesamtausgabe*, Bd. 40, hg. v. Petra Jäger, Frankfurt a. M. 1983, S. 116.

thematisiert und damit eine überraschende Nähe zum erkenntnistheoretischen Anliegen Schrödingers aufweist. In Heideggers *Einführung* heißt es weiter:

*Schein, Trug, Täuschung, Irre stehen in bestimmten Wesens- und Geschehensverhältnissen, die uns durch Psychologie und Erkenntnislehre seit langem mißdeutet sind, die wir im alltäglichen Dasein daher kaum noch in der gemäßen Durchsichtigkeit als Mächte erfahren und anerkennen.*⁴⁵

Ebenfalls 1935 publiziert Konrad Lorenz seine ethologische Abhandlung *Der Kumpan in der Umwelt des Vogels. Der Artgenosse als auslösendes Moment sozialer Verhaltensweisen*, in welcher der Begriff Verschränkung in der Darstellung des »persönlichen Erkennens des Elternkumpan«⁴⁶ durch den Jungvogel eine wesentliche Rolle spielt. Lorenz' Beobachtungen zufolge erkennt ein Jungvogel das Elterntier nicht aufgrund individueller Merkmale des letzteren, sondern durch Zeichen im angeborenen Schema der Triebhandlungen, welche das Verhältnis zwischen Jungvogel und Elterntier regulieren. Der Jungvogel kann seinen Elternkumpan also deshalb erkennen, weil diese *Triebhandlungen* miteinander verschränkt sind und diese *korrelieren, obgleich sie sich unabhängig voneinander entwickeln*. Denn es ist die »Verschränkung der Triebhandlungen von Elterntier und Jungen«, die »eine gesetzmäßige Entwicklung durch (macht), in der Weise, daß Auslöser und Ausgelöstes sich stets parallel zueinander so verändern, daß nie eine Störung ihres Aufeinanderpassens daraus folgt«⁴⁷. Der Elternkumpan ist für den Jungvogel »persönlich« dadurch »gekennzeichnet«, »daß das Stadium der elterlichen Brutpflegetriebhandlungen dem Entwicklungsstadium seiner eigenen Triebhandlungen und seines angeborenen Elternschemas entspricht«⁴⁸. In diesem Fall handelt es sich jedoch nicht um eine perfekte Korrelation zweier Körper wie in der Physik. Weicht die Entwicklung eines Jungvogels vom Schema der Triebhandlungen ab, ist es möglich, dass es sich von seinem biologischen Elterntier entfremdet und zu einem anderen wechselt. Ein für sein Alter unterentwickeltes Küken kann sich beispielsweise einer Entenmutter mit jüngerem Nachwuchs anschließen.⁴⁹

5. Ausblick

Wie schon erwähnt, ist der Begriff Verschränkung mittlerweile zu einem Bestandteil der allgemeinen wissenschaftlichen Rhetorik geworden. In dieser unspezifischen Verwendungsweise steht er zumeist für die Verbindung von heterogenen Sphären. Damit verweist seine Konjunktur auf eine allgemeine Tendenz in der Entwicklung der Wissenschaften. Als Gegenwicht zur fortschreitenden Spezialisierung der Einzelwissenschaften hat in den letzten zwei Jahrzehnten das Bedürfnis zugenommen, die fachwissenschaftliche Forschung durch interdisziplinäre Ansätze zu ergänzen. In dieser Konstellation wäre es sinnvoll, den methodischen Implikationen des Begriffs Verschränkung und seiner interdisziplinären Geschichte nachzugehen. Würde man jene verfolgen, um ein Konzept zu entwickeln, wäre es notwendig sich mit einem aktuellen historiographischen Ansatz kritisch auseinandersetzen. Die von Michael Werner und Bénédicte Zimmermann entwickelte »Histoire croisée« stellt einen vor jeder inhaltlichen Auseinandersetzung vor ein begriffsgeschichtliches Problem, nämlich – wie die Autoren selbst betonen – das der Übersetzung:

45 Heidegger: *Einführung* (Anm. 44), S. 116 f.

46 Konrad Lorenz: *Der Kumpan in der Umwelt des Vogels. Der Artgenosse als auslösendes Moment sozialer Verhaltensweisen*, in: *Über tierisches und menschliches Verhalten. Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre. Gesammelte Abhandlungen aus den Jahren 1931–1963*, Bd. I, München/Zürich 1965, S. 160.

47 Ebd., S. 162 f.

48 Ebd., S. 163.

49 Vgl. ebd., S. 163 f.

»Die Bezeichnung *Histoire croisée* führt zunächst zu einem Übersetzungsproblem. *Croiser* meint kreuzen, überkreuzen, sich gegenseitig verschränken und verweben.«⁵⁰ Werner und Zimmermann umgehen diese Problematik, indem sie den Namen »*Histoire croisée*« nicht übersetzen. Ist ein deutscher Begriff zur Kennzeichnung ihrer Methodik erforderlich, sprechen sie meistens von Verflechtung, zuweilen aber auch von Verschränkung oder Überkreuzung. Diese terminologische Unschärfe im Deutschen überrascht nicht zuletzt deshalb, weil die Reflexion der Interaktion »verschiedene[r] Sprachen und Begriffstraditionen«⁵¹ im Erkenntnisprozess einen wesentlichen Bestandteil der »*Histoire croisée*« darstellen soll. Wie wichtig die Auseinandersetzung mit der Problematik der Übersetzung wäre, zeigen die verschiedenen Implikationen von *croiser* und *verschränken*. Denn die quantenmechanische Verschränkung heißt im Französischen *intrication quantique*.

50 Michael Werner, Bénédicte Zimmermann: »Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), S. 607–636, hier S. 618.

51 Ebd., S. 623.